A 5242 F

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

32. JAHRGANG, MÄRZ 1996, HEFT 1

HENRYK SKRZYPCZAK: Anzeige eines Wechsels

MICHAEL PITTWALD: Zur Entwicklung völkischen Denkens in der deutschen Arbeiterbewegung: der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch

CHRISTOPHER HAUSMANN: August Winnig und die „Konservative Revolution". Ein Beitrag zur ideengeschichtlichen Debatte über die Weimarer Republik

HENRYK SKRZYPCZAK: Anspiel. Vorabdruck aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHTE • NEUE LITERATUR

August Bebel
Ausgewählte Reden und Schriften

10 Bände in 14 Teilbänden

Band 10
Die Frau und der Sozialismus
1. und 50. Auflage

Herausgegeben vom
Internationalen Institut für Sozialgeschichte
Amsterdam

Mit einem Geleitwort von Susanne Miller
Bearbeitet von Anneliese Beske und Eckhard Müller

1996. Ca. 828 Seiten. 2 Teilbände. Je Teilband DM 148,–
ISBN 3-598-11237-8

„Es war Bebels Verdienst, daß die Forderung nach Gleichberechtigung der Frau ein Thema der deutschen Sozialdemokratie wurde..." (Susanne Miller)

Die vorliegende Edition mit den beiden zentralen Ausgaben von 1879 und 1910 führt die wichtigsten Texte zur Entstehungs- und Editionsgeschichte dieses politischen Bestsellers, der für die Frauenbewegung ebenso richtungsweisend wurde wie für die Arbeiterbewegung, zusammen.

53 Auflagen zu Lebzeiten des Verfassers, Übersetzungen in zwanzig Sprachen und eine vollständige Überarbeitung des Inhalts durch den Autor, der ihn bis zur 50. „Jubiläums"-Ausgabe auf mehr als das Dreifache erweiterte, zeugen von der Auseinandersetzung mit diesem zugleich theoretischen und populären Werk.

Erstmals in seiner langen Verbreitungsgeschichte wird Bebels Hauptwerk durch Verzeichnisse der gesamten darin genannten und zitierten Literatur und der erwähnten Personen sowie durch umfangreiche, die Werkgeschichte und die Bearbeitungen erläuternde Anmerkungen erschlossen.

K·G·Saur Verlag München · New Providence · London · Paris
Reed Reference Publishing
Postfach 70 16 20 · D-81316 München · Tel. (089) 769 02-0 · Fax (089) 769 02-150

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 1/96

HENRYK SKRZYPCZAK: Anzeige eines Wechsels ..... S. 1

MICHAEL PITTWALD: Zur Entwicklung völkischen Denkens in der deutschen Arbeiterbewegung: der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch ..... S. 3

CHRISTOPHER HAUSMANN: August Winnig und die „Konservative Revolution". Ein Beitrag zur ideengeschichtlichen Debatte über die Weimarer Republik ..... S. 23

HENRYK SKRZYPCZAK: Anspiel. Vorabdruck aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer ..... S. 47

PETER RUSSIG: „Revolutionäre des Geistes. Michael Bakunin, Gottfried Semper, Richard Wagner und der Dresdner Maiaufstand 1849". Ein Tagungsbericht ..... S. 76

JOHANNES KLOTZ: „Freiheit oder Einheit. Die Zwangsvereinigung von SPD und KPD und die Folgen". Bericht über ein Forum der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD am 14./15. März 1996 im Berliner Rathaus ..... S. 82

LUDWIG EIBER: Bibliographie, Ausstellungsprojekt und Kolloquium zur „Geschichte der Gewerkschaften in Bayern" ..... S. 88

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (106). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 93

NEUE LITERATUR

Friedrich Jaeger, Bürgerliche Modernisierungskrise und historische Sinnbildung. Kulturgeschichte bei Droysen, Burckhardt und Max Weber, Göttingen 1994 *(Eckhardt Fuchs)* ..... S. 101

Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker. Hrsg. von Gerhard Botz und Gerald Sprengnagel, Frankfurt a. M. und New York 1994 *(Ernst Wangermann)* ..... S. 102

Die Eiserne Internationale. Periodikaverzeichnis des Bestandes Internationaler Metallgewerkschaftsbund (IMB) in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bearb. von Walter Wimmer und Felicitas Kallus, Bonn 1994 *(Willy Buschak)* ..... S. 103

Inventar der Befehle des Obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) 1945–1949. Bearb. von Jan Foitzik, München u. a. 1995 *(Rainer Karlsch)* ..... S. 104

Zonenbeirat / Zonal Advisory Council, 1946–1948. Protokolle und Anlagen. 1.–11. Sitzung, 1946/47. Bearb. von Gabriele Stüber. 2 Halbbde., Düsseldorf 1993 und 1994 *(Walter Mühlhausen)* ..... S. 105

Carl von Ossietzky. Sämtliche Schriften. Oldenburger Ausgabe. Hrsg. von Werner Boldt et al., 8 Bde., Reinbek bei Hamburg 1994;

Carl von Ossietzky. Dargestellt von Gerhard Kraiker und Elke Suhr, Reinbek bei Hamburg 1994 *(Marike Werner)* ..... S. 106

C. L. R. James and Revolutionary Marxism. Selected Writings of C. L. R. James 1939–1949. Ed. by Scott McEmee and Paul Le Blanc, Atlantic Highlands / New Jersey 1994 *(Horst Lauscher)* ..... S. 109

Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing. Hrsg. von Karsten Rudolph und Christl Wickert, Essen 1995 *(Andreas Wolf)* ..... S. 110

Hermann Beck, The Origins of the Authoritarian Welfare State in Prussia. Conservatives, Bureaucracy, and the Social Question, 1815–70, Ann Arbor 1995 *(Christiane Eifert)* ..... S. 114

Hasso Spode, Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland, Opladen 1993;

Ulrich Wyrwa, Branntewein und „echtes" Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert, Hamburg 1990 *(Horst Groschopp)* ..... S. 116

Sven Weber, „Trotz unserer Minderheit hoffen wir zu siegen". Sozialdemokratie in Marburg-Biedenkopf von 1869 bis 1914, Marburg 1994 *(Andreas Wolf)* ..... S. 118

Richard Bessel, Germany after the First World War, Oxford 1993 *(Klaus Weinhauer)* ..... S. 120

Timothy W. Mason, Social Policy in the Third Reich. The Working Class and the "National Community", Providence and Oxford 1993 *(Klaus Weinhauer)* ..... S. 121

Hermann-Josef Rupieper, Die Wurzeln der westdeutschen Nachkriegsdemokratie. Der amerikanische Beitrag 1945–1952, Wiesbaden 1993;

American Policy and the Reconstruction of West Germany, 1945–1955. Hrsg. von Jeffrey M. Diefendorf et al., Washington, D. C., und Cambridge, GB, 1993;

James K. Pollock, Besatzung und Staatsaufbau nach 1945. Occupation Diary and Private Correspondence 1945–1948. Hrsg. von Ingrid Krüger-Bulcke, München 1994 *(Curt Garner)* ..... S. 122

Jens Ulrich Klocksin, Kommunisten im Parlament. Die KPD in Regierungen und Parlamenten der westdeutschen Besatzungszonen und der Bundesrepublik Deutschland (1945–1956), Bonn 1993 *(Theodor Bergmann)* ..... S. 125

Kultur im Stalinismus. Sowjetische Kultur und Kunst der 1930er und 50er Jahre. Hrsg. von Gabriele Gorzka, Bremen 1994 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* ..... S. 126

Von der Heimarbeit in die Fabrik. Industrialisierung und Arbeiterschaft in Leinen- und Baumwollregionen Westeuropas während des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl Ditt und Sidney Pollard, Paderborn 1992 *(Toni Offermann)* ..... S. 128

L'emigrazione tra Italia e Germania. A cura di Jens Petersen, Manduria u. a. 1993 *(Rolf Wörsdörfer)* ..... S. 129

Stefan Berger, The British Labour Party and the German Social Democrats, 1900–1931, Oxford 1994 *(Thomas Franz)* ..... S. 131

Karl Georg Herrmann, Die Geschichte des Internationalen Bergarbeiterverbandes 1890–1939, Frankfurt a. M. und New York 1994 *(Willy Buschak)* ..... S. 132

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION ..... S. 134

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 139

Autoren dieses Heftes:

Ludwig Eiber, Dr. phil., Mitarbeiter am Ausstellungsprojekt „Gewerkschaften in Bayern" des Hauses der Bayerischen Geschichte, Halderstraße 21, D-86150 Augsburg.

Christopher Hausmann, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena, D-07740 Jena.

Johannes Klotz, Dr. phil., lehrt Grundlagen des Staats- und Verwaltungsrechts und Politische Wissenschaft an der Hochschule für öffentliche Verwaltung in Bremen, Gartenstraße 34, D-27432 Bremervörde.

Michael Pittwald, M. A., Stipendiat an der Universität Osnabrück, Lönsweg 22, D-49076 Osnabrück.

Peter Russig, Dipl.-Historiker, Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung, Anton-Graff-Straße 18, D-01309 Dresden.

Henryk Skrzypczak, Dr. phil., Herausgeber der IWK, Carstennstraße 36, D-12205 Berlin.

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin
Telefon: 030/7792-211; Telefax: 030/7759685

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Lychener Straße 74, D-10437 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28(1992) ff..
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. 5. 1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, 10407 Berlin
Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, 10961 Berlin

Anzeige eines Wechsels

Nehmen wir eines vorweg: Die Sache tangiert er nicht, der Wandel, von dem zu berichten ist. Es handelt sich lediglich um den Wechsel einer Adresse. Drei Jahrzehnte hindurch ist unsere „Korrespondenz" in der Obhut eines wissenschaftlichen Gremiums erschienen, dessen internationale Reputation ihr in den Anfangsjahren wesentlich zugute kam, so wie sie ihrerseits später zum Ansehen dieser Gelehrtengesellschaft beizutragen vermochte. Seit Heft 1 nun des 32. Jahrgangs der IWK können ihre Mandatare sich nicht länger auf den angestammten Auftraggeber berufen. Wo bislang die Historische Kommission zu Berlin als institutioneller Träger firmierte, weist das Impressum einen anderen Rahmenzusammenhang aus. Ab der vorliegenden Ausgabe erscheint die Zeitschrift am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin.

Mit dem Exodus aus dem „Mittelhof" haben für die hauptsächlich Betroffenen Zeiten der perspektivischen Umkehr und einer zunehmenden Ungewißheit ihr Ende gefunden. Erste Besorgnisse, zu denen eine Evaluierung der Historischen Kommission durch den Wissenschaftsrat Veranlassung gab, schienen sich für den Bereich der IWK schon bald in nichts aufzulösen. Wie den Lesern im September 1992 mitgeteilt werden konnte, hatten die Gutachter unser Periodikum als „unverzichtbares Publikationsorgan" anerkannt und sich dafür ausgesprochen, seine Herausgabe auch künftig zu sichern. Die gleichzeitige Empfehlung, den Aktivitätenradius der Historischen Kommission stark zu beschneiden, setzte dann aber Diskussionsprozesse in Gang, die schließlich das Weiterbestehen der Zeitschrift in ihren Fundamenten berührten: Im Votum eines neuen Gutachterkreises wurde der IWK mit dem Hinweis gedacht, sie könne vielleicht als Neue Folge, und zwar zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Preußen und seinen Nachbarländern fortgeführt werden.

In das Verdienst, die Realisierung eines solchen Konstrukts unterbunden und den jetzt beschrittenen Lösungsweg ermöglicht zu haben, teilen sich viele. Zunächst war es das ausnahmslos zustimmende Echo auf den Appell an den wissenschaftlichen Sachverstand, das dem Einspruch gegen die konzeptionellen Umgestaltungspläne stärksten Nachdruck verlieh. Der apodiktischen Entschiedenheit des Urteils international ausgewiesener Experten – „absurd", „skurril", „unfaßbar" – mochte sich die wissenschaftspolitische Kompetenz nicht verschließen. Als Endergebnis dieser parteiübergreifenden Interventionen läßt sich ein heutzutage seltener Gleichklang von Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsverwaltung verbuchen. Hierfür allen fördernd Beteiligten auch an dieser Stelle den herzlichsten Dank auszusprechen ist uns Pflicht und Bedürfnis zugleich.

Ein Name wenigstens sei stellvertretend und aus gutem Grunde erwähnt: Peter Steinbach. Beharrlich aufklärend und überzeugend argumentativ, hat er sich in den unterschiedlichsten Einfluß- und Entscheidungsbereichen als Anwalt dieser Zeitschrift durchzusetzen verstanden. Er vor allem wußte die Weichen in eine Richtung zu stellen, die mit der finanziellen Grundsicherung für ein ganzes Jahrzehnt auch den wissenschaftlichen

Freiraum und die personellen Kontinuitäten der IWK garantiert. Wer sich solcherart verdient macht, braucht für Zumutungen nicht erst zu sorgen. Vielmehr hat er einzusehen, daß es seine Schuldigkeit ist, sich für diese Zeitschrift auch dauerhaft und einklagbar in die Pflicht nehmen zu lassen. Peter Steinbach hiervon zu überzeugen wird die Aufgabe der kommenden Monate sein.

Berlin-Dahlem
im Juli 1996

Henryk Skrzypczak

Ergänzende Hinweise

Seit dem 1. Juli 1996 ist die Freie Universität Berlin Verleger der IWK. Die Historische Kommission zu Berlin hat sämtliche Forderungen, die aus dem Verlag der IWK resultieren, insbesondere gegenüber den Abonnenten und inserierenden Verlagen, an die FU Berlin abgetreten.

Die neue Adresse der Redaktion lautet:

Freie Universität Berlin
IWK-Redaktion
Malteserstraße 74–100, Haus K 078
D-12249 Berlin

Tel.: 030/7792–211
Fax: 030/7759685

Zahlungen für die IWK erbitten wir ab sofort auf folgendes Konto:

Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin
Postbank, Niederlassung Berlin (BLZ 100 100 10), Kto.-Nr. 22808–109,
Kassenzeichen (bitte unbedingt angeben!): 01/11901/150101

Die Rechnungen für das Jahresabonnement 1996 werden separat verschickt.

Die Redaktion

Zur Entwicklung völkischen Denkens in der deutschen Arbeiterbewegung: der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch

Von Michael Pittwald

1. Einleitung

Zu Beginn der achtziger Jahre hielt die Diskussion über „Identität" und „Nation" Einzug in den Bereich der „Linken", deren antinationalistische Positionen sich als nur an der Oberfläche gefestigt erweisen sollten. Die Berufung auf vermeintlich progressive Tendenzen in der deutschen Nationalbewegung sowie die positive Eingliederung der gesamten deutschen Geschichte in ein mit dem Begriff des Sozialismus operierendes politisches Alternativ- und Zukunftsmodell standen dabei im Vordergrund.
Unter Verweis auf den Befreiungsnationalismus in anderen Teilen der Welt wurde – der nationalen „Neurose" überdrüssig und unter bewußter Mißachtung der jeweiligen Unterschiede in der politischen Situation der einzelnen Länder – auf den revolutionären Gehalt von Nationalismus hingewiesen und das „Volk" als revolutionäres Subjekt erneut entdeckt.[1] Was zuvor nur im neurechten und faschistischen Spektrum inhaltlich bestimmend wirkte, korrespondierte plötzlich nahtlos und scheinbar ohne große Windungen mit den theoretischen Überlegungen, Vorgaben und politischen Absichten von an der Arbeiterbewegung orientierten Parteien, Organisationen, Zirkeln und Personen.[2]
Begriffe wie „Gesellschaft" und „Klasse" als zentrale Kategorien in politischen Auseinandersetzungen verlieren seither zunehmend an Bedeutung und werden häufig bedenkenlos unter eine Gemeinschaftsideologie subsumiert, die nach innen das „gemeinsame Boot" beschwört und nach außen auf Abschottungskurs geht. Im Mittelpunkt steht dabei die Destruktion einer universalen Ethik zugunsten einer auf Besonderheiten und Differenzen abhebenden, soziale Gegensätze verschärfenden, exklusiv-elitären gesellschaftlichen Konstruktion. Ergänzt von Nationalismus und Militarismus und eingebettet in einen europäischen Prozeß, dessen endgültige politische und organisatorische Ausrichtung noch ausgefochten wird, bilden diese Punkte die wichtigsten programmatischen Stützen des neuen Deutschlands auf dem Weg ins 21. Jahrhundert.

1 Vgl. Herbert Ammon und Peter Brandt, Die Linke und die nationale Frage, Hamburg 1981; Dieter Schütte, Linke und die nationale Frage, in: Die Tageszeitung vom 24. 2. 1981; Arno Klönne, Fragen an „Linke, die die nationale Frage stellen", in: a. a. O. vom 17. 3. 1981; Peter Brandt, Fragen an „Linke, die die nationale Frage stellen" (Antwort an Arno Klönne), in: a. a. O. vom 7. 4. 1981; Peter Brandt, Deutscher Sozialismus?, in: Das Argument, Nr. 145, 1984, S. 429–438.

2 Als Beispiele dafür siehe u. a.: Wolfgang Kowalsky, Rechtsaußen ... und die verfehlten Strategien der deutschen Linken, Frankfurt a. M. und Berlin 1992; Tilman Fichter, Die SPD und die Nation. Vier sozialdemokratische Generationen, Berlin 1993; ders., Die „Konservative Revolution" – ein Trugbild?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12. 4. 1996. Siehe auch: Peter Kratz, Rechte Genossen. Zum Neokonservatismus in der SPD, Berlin 1995.

In diesem Diskurs fällt seit einigen Jahren und oftmals mit einer unvermuteten Selbstverständlichkeit, die einen gewissen Kenntnisstand voraussetzt, der Name des Nationalrevolutionärs und „Nationalbolschewisten" Ernst Niekisch (1889–1967). Der Nationalrevolutionär Niekisch unternahm den Versuch, die politischen Trennlinien zwischen Arbeiterklasse und Bürgertum aufzuheben und beide in einem National-Sozialismus aufgehen zu lassen. Niekischs radikale Ablehnung aller westlichen Werte, wie Demokratie, Parlamentarismus, Rationalismus und Liberalismus, kommt jenen zivilisationsmüden und kulturpessimistischen Ideologen entgegen, die nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Machtbereichs nunmehr den „Westen" zur Disposition stellen. Niekisch eignet sich damit hervorragend als Theoretiker und Integrationsfigur für eine Politik, die jenseits der sich heute in Auflösung befindenden Zuweisungen „links" und „rechts" angesiedelt ist. Diese schließt die Kritik an der Zivilisation westlicher Prägung ebenso ein, wie die Suche nach einem übersichtlich strukturierten Ordnungsmodell, welches dem „Chaos" der modernen Welt entgegengesetzt werden soll.
Nachdem im Folgenden zunächst die Rezeption von Niekisch beleuchtet wird, soll seine Entwicklung vom Sozialdemokraten und USPD-Mitglied zum überzeugten Verfechter eines auf die Revision des Versailler Vertrages und auf die Zerschlagung der Weimarer Republik angelegten fundamentalen Nationalismus nachgezeichnet werden. – Die von dem Nationalrevolutionär gewünschte Einbindung der Arbeiterklasse in sein politisches Programm macht es erforderlich, einen Blick auf theoretische Entwicklungen innerhalb der deutschen Arbeiterklasse anhand des Beispiels von Ferdinand Lassalle zu werfen und in diesem Zusammenhang auf Johann Gottlieb Fichte einzugehen. Des weiteren werden die Kernpunkte der Theorie Niekischs unter dem Aspekt des Verhältnisses von Nation, Staat und Revolution sowie der darin enthaltenen völkischen und rassistischen Momente skizziert. Niekisch hat zwischen den Weltkriegen und besonders ab 1926 seine bedeutsamste Zeit als politischer Aktivist und Theoretiker. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt deshalb in diesem Zeitraum.

2. Zur Rezeption der nationalrevolutionären Theorie Ernst Niekischs

Bis zu dem Erscheinen der Arbeit von Friedrich Kabermann über Ernst Niekisch: „Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs" im Jahre 1973, war es um den Nationalrevolutionär eher still geworden.[3] Nachdem Hans Buchheim 1957 seinen innerhalb der westdeutschen Niekisch-Rezeption lange Zeit richtungweisenden Aufsatz: „Ernst Niekischs Ideologie des Widerstands" veröffentlicht hatte, erschienen in der Bundesrepublik lediglich kleinere Beiträge zur Person Niekischs.[4]

3 Friedrich Kabermann, Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs. Leben und Denken von Ernst Niekisch, Köln 1973. In den USA wurde ein Jahr zuvor eine umfangreichere Arbeit zu Niekisch erstellt: Anne Therese Carey, Ernst Niekisch and National Bolshevism in Weimar Germany, Ph. D. Rochester 1972.

4 Hans Buchheim, Ernst Niekischs Ideologie des Widerstands, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 4 (1957), S. 334–361. Einen weiteren Beitrag verfaßte Ruth Fischer 1959, die sich allerdings – bedingt durch Niekischs Rußlandorientierung – zu keinem eindeutigen Urteil entschließen konnte. Ruth Fischer, Wanderer ins Nichts. Der National-Bolschewismus am Beispiel Ernst Niekischs, in: Frankfurter Hefte, Jg. 14

Niekisch ist in den letzten Jahren ziemlich umfassend durch den nationalrevolutionären und nationalsozialistischen Flügel des bundesdeutschen und französischen (Neo-) Faschismus rezipiert und empfohlen worden.[5] An vorderster Stelle befindet sich dabei die nationalrevolutionäre Zeitschrift „Wir Selbst", die sich im Editorial ihrer zweiten Nummer programmatisch auf das unverfälschte „Erbe" Ernst Niekischs beruft.[6]
In Frankreich bemüht sich vor allem der Gründer und Chefdenker der „Nouvelle Droite", Alain de Benoist, um die Publikation und Verbreitung der Schriften Niekischs.[7] Allerdings hat sich gerade dort eine kritische Rezeption des „Nationalbolschewismus" herausgebildet und einige brauchbare Resultate gezeitigt. Beispielsweise stellt Louis Dupeux in seiner fundierten Studie über den „‚Nationalbolschewismus' in Deutschland 1919–1933" Niekisch in den Rahmen der „Konservativen Revolution" und öffnet den Blick für ähnliche ideologische und praktische Entwicklungen in der Arbeiterbewegung. Dupeux liefert zudem eine Klärung des bis heute oft mißverständlich gebrauchten und Verwirrung stiftenden Begriffs „Nationalbolschewismus". Er gelangt zu der Feststellung, daß der „Nationalbolschewismus" keine eigenständige Ideologie, sondern ein „Nebensystem" der „Konservativen Revolution" sei.[8]

[Forts. von Anm. 4]
(1959), S. 871–880. Siehe auch: Günter Gaus, Ein ohnmächtiger Rebell, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 130, 1964; Karl Korn, Michael Kohlhaas 1964, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 137, 1964; Klaus Harpprecht, Ernst Niekisch, in: Der Monat, Nr. 226, 1967.

5 Unter Anleitung von Armin Mohler nahm sich in den achtziger Jahren der Burschenschaftler Uwe Sauermann Niekischs an: Uwe Sauermann, Ernst Niekisch. Zwischen allen Fronten. Mit Beiträgen von Armin Mohler, München und Berlin 1980; Ernst Niekisch: Widerstand. Ausgewählte Aufsätze aus seinen „Blättern für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik". Hrsg. von Uwe Sauermann, Krefeld 1982; ders., Ernst Niekisch und der revolutionäre Nationalismus, München 1985.

6 Wir Selbst, Koblenz, Nr. 2, 1981, Verlag Siegfried Bublies. Der Bublies-Verlag engagiert sich auch mit Neuauflagen von Texten von und über Niekisch, wie z. B. seiner 1930 im Widerstandsverlag erstmals erschienenen Schrift: Hitler – ein deutsches Verhängnis, sowie der von Friedrich Kabermann 1973 veröffentlichten Dissertation: Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs. Der ebenfalls in Koblenz ansässige Verlag Dietmar Fölbach brachte 1990 die Niekisch-Schrift: Deutsche Daseinsverfehlung (Erstaufl.: Aufbau-Verlag, 1946) auf den Markt. Der Fölbach-Verlag hat einen Schwerpunkt im Bereich von Reprints nationalrevolutionärer Grundliteratur, wie z. B. des hier in mehreren Auflagen erschienenen Standardwerkes von Erich Müller, Nationalbolschewismus (Hanseatische Verlagsanstalt, 1933). Daneben wurde und wird sich mit Niekisch u. a. in einschlägigen Zeitschriften wie dem nationalrevolutionären Kampfblatt Neue Zeit, den auf Niveau bedachten Blättern Criticón, Zeitenwende (vormals: Europa), Junge Freiheit und in der Zeitschrift Europa Vorn beschäftigt. Siehe u. a.: Harald Thomas, Vom Begriff der Konservativen Revolution, in: Zeitenwende. Deutsche Bausteine, Nr. 3, 1991, S. 6–8; François Lapeyre, Ernst Niekisch und der National-Bolschewismus, in: Europa Vorn, spezial Nr. 6, Köln 1993, S. 16 f. Daß Niekisch im bundesdeutschen Faschismus nicht durchgängig positiv bewertet wird, beweist der Artikel von Wolfgang Strauss, Altlast Niekisch, in: Nation Europa, Nr. 10, 1990, S. 21–26.

7 Ernst Niekisch, Hitler – une fatalité allemande et autres écrits nationaux-bolcheviks / Ernst Niekisch. Textes choisis et présentés par Alain de Benoist. Trad. de l'allemand par Imke Mieulet. Ill. de A. Paul Weber (Collection Révolution conservatrice), Pardés 1991.

8 Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus" in Deutschland 1919–1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik, München 1985. Zum Begriff des „Nationalbolschewismus" siehe: a. a. O., S. 419 ff. Siehe auch: Marieluise Christadler, Gustave Hervé und Ernst Niekisch. Die Versuchung des nationalen Sozialismus; Louis Dupeux, Ernst Niekisch. Vom Sozialdemokraten zum Nationalbolschewisten; beide in: Marieluise Christadler, Die geteilte Utopie. Sozialisten in Frankreich und Deutschland. Biographische Vergleiche zur politischen Kultur, Opladen 1985, S. 103–108 und S. 121–132. In der Bundesrepublik erschienen u. a. folgende Gesamtdarstellungen zum Thema: Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1962; Otto-Ernst Schüddekopf, Nationalbolschewismus in Deutschland 1918–1933, Frankfurt

Ein nicht geringer Teil der Autoren, die sich mit Niekisch befassen, rechnen diesen zum Widerstand gegen Hitler, sehen ihn als Antifaschisten und Marxisten. Sebastian Haffner, der Niekisch für einen in seiner Größe in Deutschland einmaligen „genialen Historiker" sowie den eigentlichen „Gegenspieler" Hitlers hält, schreibt 1980: „Es ist viel Zukunft in diesem Werk. [...] So unwahrscheinlich es klingen mag: Der wahre Theoretiker der Weltrevolution, die heute im Gange ist, ist nicht Marx und nicht Lenin. Es ist Niekisch."[9] Die Rezeption läßt sich wie folgt zusammenfassen: Die politisch an Niekisch interessierten Gruppierungen und Personen nutzen ihn als einen ihrer Vordenker, der einen entscheidenden Vorteil hat, nämlich Hitler kritisiert und seine Hände nicht mit Blut befleckt zu haben. Hier wirkt seine Verurteilung zu lebenslangem Zuchthaus im Jahre 1939 unterstützend. Die Tatsache, daß Niekisch seine Vorstellungen nicht praktisch umsetzen konnte, und die Art und Weise, wie einige davon von den Nationalsozialisten in Angriff genommen worden sind, mit dem Vorwurf des Mißbrauchs und der Verfälschung kommentiert, ermöglichen eine scheinbar unwiderlegbare Abgrenzung zum Faschismus. Der kritischere Teil der Autoren, die sich mit Niekisch beschäftigen, kommt über die Zuordnung zur „Konservativen Revolution" und zur Tradition antiliberaler und antidemokratischer Ideen nicht hinaus – ein Sachverhalt, der die Lektüre jener Arbeiten selbst für Anhänger von Positionen Niekischs verträglich gestaltet und zur Analyse nur bedingt beiträgt. – Ob und inwiefern innerhalb der theoretischen Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung selbst nationalistische sowie völkische und rassistische Elemente vorhanden waren, die Niekisch aufgreifen und vertiefen konnte, wurde bisher nicht eingehender untersucht.

3. Vom Rätesozialisten zum „Nationalbolschewisten"

Das „Leben der Nichtigkeit ist unerträglich", trägt Niekisch 1917 in sein Tagebuch ein.[10] Davon, daß er einmal eine Rolle in der Politik spielen sollte, war Niekisch früh überzeugt. Der Augsburger Volksschullehrer Niekisch, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen kommend – der Vater war Feilenhauermeister mit eigenem Geschäft, die Mutter Maurerstochter –, tritt 1917 28jährig in die SPD ein und wird im November 1918 Vorsitzender des

[Forts. von Anm. 8]
a. M., Berlin und Wien 1972; Stefan Breuer, Anatomie der Konservativen Revolution, Darmstadt 1993; Rolf Peter Sieferle, Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen, Frankfurt a. M. 1995.

9 Sebastian Haffner und Wolfgang Venohr, Preußische Profile, Frankfurt a. M. 1980, S. 247–258. Siehe auch: Sebastian Haffner, Sebastian Haffners Monatslektüre, in: Konkret, April 1966, S. 36 f.; ders., Zum 100. Geburtstag von Ernst Niekisch, in: Wir selbst, Nr. 6, 1989, S. 17–23. Zu den Autoren, die in Niekisch einen Marxisten und Antifaschisten sehen, siehe u. a.: Hans Ulrich Kusserow, Ernst Niekisch – ein Leben im Widerstand, in: Politische Studien, Nr. 21, 1970, S. 451–464; Wilhelm Raimund Beyer, Die Verzeichnung des antifaschistischen Widerstandes von Ernst Niekisch. Ein weiteres Beispiel des Versagens der Geschichtsschreibung in der BRD, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 8, Köln 1973, S. 872–879; Udo Rößling, Ernst Niekisch. Vom Widerstand gegen Versailles zum Widerstand gegen Hitler, in: „Sturz ins Dritte Reich". Historische Miniaturen und Porträts 1933–35. Hrsg. von Wolfgang Ruge, Leipzig, Berlin und Jena 1983, S. 145–150; vgl. Deutscher Widerstand 1933–1944, in: Informationen zur politischen Bildung. Hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Nr. 243, 2. Quartal 1994, S. 6 f.

10 Tagebucheintragung von Niekisch im November 1917. Hier zitiert nach: „Je gefährlicher ein Volk lebt, um so härter muß sein Staat sein" – der Weimarer Publizist Ernst Niekisch, Aufzeichnung einer Radiosendung im NDR 3 vom 14. 11. 1990.

Arbeiter- und Soldatenrats in Augsburg. Später übernimmt er den Vorsitz der bayerischen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte in München. Nachdem Kurt Eisner im März 1919 ermordet worden war, gehörte Niekisch dem Kabinett Hoffmann an.
Unter Ausschluß der Kommunisten beschließt der Zentralrat in Bayern am 7. April 1919 die Ausrufung der Räterepublik. Niekisch zeichnet den Aufruf als Vorsitzender des Zentralrats. Der neue Rat der Volksbeauftragten setzt sich aus SPD- und USPD-Mitgliedern, Anarchisten, Parteilosen und Bauernbündlern zusammen. Niekisch, der wohl eher zu der gemäßigten, der Linie Kurt Eisners entsprechenden Richtung in der SPD zuzurechnen wäre, konnte sich weder für den vornehmlich aus Intellektuellen und politisch unbedarften Personen zusammengesetzten neuen Rat der Volksbeauftragten erwärmen, noch hatte er Sympathien für die radikaleren Forderungen der Kommunisten. Niekisch tritt vom Vorsitz zurück – Ernst Toller wird sein Nachfolger – und verläßt München, nachdem die Kommunisten Max Levien und Eugen Leviné am 13. April die Führung der Räterepublik übernommen haben.[11]
Im Zuge der Niederschlagung der Räterepublik – Niekisch ist inzwischen Mitglied der USPD geworden – wird er zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt. Niekisch wird für die USPD während seiner Haft in den bayerischen Landtag gewählt und führt nach seiner Haftentlassung deren Fraktion an. Nach der Vereinigung von SPD und USPD im Jahre 1922 wird er stellvertretender Vorsitzender der SPD-Fraktion. Niekisch arbeitet jedoch vorwiegend im Hauptvorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes als Leiter des Jugendsekretariats und kommt in Kontakt mit dem 1923 gegründeten „Hofgeismarkreis der Jungsozialisten".[12] Er wird 1924 – 35jährig – Herausgeber der sich vor allem an die Jungsozialisten richtenden Zeitschrift „Der Firn".
Der später dem „Tat"-Kreis um Hans Zehrer zugehörige Arthur Zickler, dessen Auffassungen von Nation sich an der von Oswald Spengler aufgestellten Forderung nach „Symbiose von Preußentum und Sozialismus" orientieren, übt nachhaltigen Einfluß auf den Hofgeismarkreis aus. Die Mischung von Protestantismus, Verherrlichung des preußischen Staates und einer spezifisch deutschen Auslegung von Sozialismus wird unter dem Begriff „Potsdam" zusammengefaßt.[13] Die „Idee von Potsdam" wird kurze Zeit später

11 Die Rolle Niekischs innerhalb der Münchner Räterepublik ist umstritten. Siehe dazu: Hans Beyer, Die Revolution in Bayern 1918–1919, Berlin 1988, S. 77–95; Karl Retzlaw, Spartakus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt a. M. 1971, S. 152 f.; Karl Otto Paetel, Versuchung oder Chance? Zur Geschichte des deutschen Nationalbolschewismus, Göttingen 1965, S. 81; Reinhard Opitz, Faschismus und Neofaschismus, Frankfurt a. M. 1984, S. 150 f.

12 Detlef Ziegs, Die Jungsozialistische Bewegung in der Weimarer Republik 1919–1931. Grundzüge ihrer Geschichte, Politik und Ideologie, Diss., Leipzig 1985. Der „Hofgeismarkreis der Jungsozialisten" lebt in den letzten Jahren wieder auf und zeigt sich selbst- und traditionsbewußt: Auf einem von der Friedrich-Ebert-Stiftung finanzierten Seminar zum Thema „Nation und Demokratie" vom 2. bis 4. Juli 1993 in Leipzig wurde direkt an die ideologischen Vorgaben aus der Weimarer Zeit angeknüpft, indem die „natürliche Gliederung" der Menschheit in Nationen = Völker propagiert und der „Westen" als Ausdruck des Liberalismus kritisiert wurde. Vgl. Antifaschistische Nachrichten, Köln, Nr. 15, 1993, S. 5 f.

13 Otto-Ernst Schüddekopf, a. a. O., S. 146 ff. Oswald Spengler, Preußentum und Sozialismus, München 1920. Zu Zickler siehe: Detlef Ziegs, a. a. O., dort Anmerkungsteil, S. 28. Wie weit Nationalismus, Militarismus, völkisches Denken und die Betonung einer besonderen Kultur innerhalb des Hofgeismarkreises verbreitet waren, ist in ungewohnter Deutlichkeit in der Schrift: Sozialismus und Nation, des u. a. neben Gustav Dahrendorf, Franz Osterroth und August Rathmann zum Führungskern der Hofgeismarer gehörenden Hermann Heller nachzulesen. Hermann Heller, Sozialismus und Nation, Berlin 1925.

zum elementaren Bestandteil der nationalrevolutionären Ideologie Niekischs werden. Niekisch findet mit dem Hofgeismarkreis ein politisches Betätigungsfeld vor, das seinen Auffassungen von Politik weit entgegenkommt: Abstand bzw. Überwindung von Klassenkampf und Marxismus, ein romantischer Sozialismusbegriff, Betonung der Nation und der „Volksgemeinschaft", Propagierung eines großdeutschen „Volksstaates", Revision der Kriegsergebnisse und aller damit verbundenen Verträge sowie eine starke Akzentuierung der Außenpolitik. Der Hofgeismarkreis gewinnt mit Niekisch einen nationalistischen Intellektuellen als Mitarbeiter, der die vorhandenen ideologischen Grundzüge des Kreises dankbar aufnimmt, vertieft und weiterentwickelt.

Die Mitarbeiter des Hofgeismarkreises sind allerdings in vielen Fragen der politischen Praxis unterschiedlicher Meinung. Eine Niekisch vorschwebende homogene und über den Kreis hinausreichende, politisch einflußreiche Linie kann sich aufgrund dessen nicht entwickeln. Niekischs nationalistische Positionen hatten sich mittlerweile deutlich herausgebildet und mußten zwangsläufig mit der Politik der SPD-Mehrheit kollidieren. Niekisch kritisiert an der SPD vor allem ihre Westorientierung, die seiner Meinung nach zu wenig nationale Außenpolitik und die grundsätzliche Haltung der Partei zum Staat. 1925/26 kommt es innerhalb des Hofgeismarkreises zu offenen Auseinandersetzungen zwischen Niekisch sowie seinen Anhängern und den der SPD-Führung nahestehenden Jungsozialisten.

Unter dem Eindruck des Locarnovertrages von 1925 und dem vorgesehenen Beitritt Deutschlands zum Völkerbund – in beidem sieht Niekisch ein Instrument des Westens zur weiteren Knechtung Deutschlands – kommt er seinem Ausschluß aus der SPD zuvor und verläßt mit einigen Genossen die Partei. In der Folge gründet er 1926 seinen „Widerstandskreis".[14] Er gibt eine eigene Zeitschrift heraus, die bis 1928 den Titel: „Widerstand. Blätter für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik" trägt. Danach lautet der Titel: „Widerstand. Zeitschrift für nationalrevolutionäre Politik".[15] Niekisch tritt der „Alten Sozialdemokratischen Partei Sachsens" bei, einer rechten, nicht ohne Grund als national-sozialistisch bezeichneten Abspaltung von der SPD. Er ist für den Inhalt der Parteizeitung „Der Volksstaat" verantwortlich.[16] Zusammen mit dem früheren

14 Vgl. Heinrich August Winkler, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924–1930, Berlin, 1983, S. 353 ff.

15 Mitherausgeber des Widerstands sind bis 1927 die Jungsozialisten Otto Jacobsen und Benedikt Obermayr, von 1927–1930 August Winnig, ab 1930 der Zeichner und Graphiker A. Paul Weber, der die Zeitschrift mit zahlreichen Illustrationen versieht. Finanziert wurde der Widerstand sowie der damit verbundene Widerstandsverlag von dem Hamburger Großkaufmann Alfred Toepfer. Toepfer, der auch einige von Niekischs Auslandsreisen ermöglichte, engagierte sich zudem stark im Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA). Wahrscheinlich liegt hier einer der Gründe, warum z. B. der führende VDA-Funktionär und Spezialist für Fragen der deutschen „Ostkolonisation" Hermann Ullmann im Widerstandsverlag eine seiner Schriften veröffentlichen konnte. Hermann Ullmann, Die Rechte stirbt – Es lebe die Rechte, Berlin 1929. Über die Aktivitäten Toepfers siehe den Artikel von Karl Heinz Roth, Ein Stifter als Brandstifter, in: Konkret, Nr. 12, 1993, S. 42–45. Vgl. auch: Peter Hopp, Alfred Toepfer, A. Paul Weber und Schmidt-Wodder in den Jahren 1930–1938, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Nr. 109, 1984, S. 243–285. Zum VDA siehe: Walter von Goldendach und Hans Rüdiger Minow, „Deutschtum erwache!" – Aus dem Innenleben des staatlichen Pangermanismus, Berlin 1994.

16 Siehe dazu: Heinrich August Winkler, a. a. O., S. 329–331. Vgl.: Ernst Niekisch, Die Alte Sozialdemokratische Partei, in: Widerstand, Jg. 2 (1927), Nr. 7/8, S. 69–78.

„Generalbevollmächtigten des Deutschen Reiches für die baltischen Lande" (1918 bis 1919), August Winnig, der in den folgenden Jahren ein enger und wichtiger Mitarbeiter Niekischs wird, versucht er, die ASP zu einer neuen nationalen Widerstandsbewegung zu formieren.[17]

Die ASP war 1926 von dem ehemaligen sächsischen Ministerpräsidenten Wilhelm Buck sowie von Karl Bethke gegründet worden. Zu ihren Mitgliedern gehörten u. a. Friedrich Hielscher, Richard Schapke, Karl Otto Paetel sowie der spätere Gefolgsmann Otto Strassers Eugen Mossakowsky. Nach dem Scheitern der ASP bei den Reichstagswahlen 1928 arbeitet Niekisch daran, auf Grundlage seiner „Widerstandsgesinnung" einen Zusammenschluß zwischen verschiedenen Bünden, Freikorps, Gruppen des nationalrevolutionären und nationalsozialistischen Lagers sowie national gesonnenen Anhängern der KPD herzustellen. Die von Otto Strasser inhaltlich festgelegte „Deutsche Revolution", die einen „starken, alle deutschen Stämme des mitteleuropäischen Siedlungsraumes umfassenden" Staat und „genügend Lebensraum für die junge deutsche Nation" fordert, gilt vorerst als Minimalkonsens der Bestrebungen.[18] Die Differenzen untereinander sind jedoch unüberbrückbar. Ein Großteil der Anhänger tritt zur NSDAP über, so daß ein gemeinsames politisches Agieren auch hier ausbleibt.

Ein Blick auf die soziale Struktur der über die gesamte Republik verteilten „Widerstandskreise" zeigt, daß es sich hierbei vor allem um sich aristokratisch gebende, idealistisch denkende Intellektuelle bürgerlicher Herkunft, wie z. B. den langjährigen Freund Niekischs Ernst Jünger, handelt. Die einzelnen Widerstandsgruppen setzen sich überwiegend aus Mitgliedern der zahlreichen Wehrverbände und Bünde, aus der Jugendbewegung, aus dem Bereich der Universitäten und des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes zusammen. Die Arbeiterklasse konnte eigentlich nie direkt einbezogen bzw. erreicht werden. Dennoch behält Niekisch diese im Auge, wirkt durch seine rege publizistische Arbeit durchaus in deren Organisationen hinein. Die Adressaten der „Widerstandsbewegung" wechselten stetig: Arbeiter, Bauern, die Landvolkbewegung, Kleinbürgertum, interessierte Militärs oder „die Jugend". Diese beispielsweise fordert Niekisch unter dem Eindruck des massiven Protestes gegen die für das Jahr 1930 bevorstehende Annahme des

17 August Winnig, der 1924 die Broschüre Der Glaube an das Proletariat (neue Fassung, München 1926) veröffentlicht hatte, entwickelt sich im Laufe der zwanziger Jahre vom Sozialdemokraten zum „Blut-und-Boden"-Apologeten, gipfelnd in seiner Überzeugung, daß die Existenz des Proletariats kein sozialökonomischer Sachverhalt ist, sondern nur aus einer „biologischen Wurzel" heraus zu erklären sei. Vgl. August Winnig, Vom Proletariat zum Arbeitertum, Sonderausgabe Hamburg 1933. Winnig publiziert zwischen 1927 und 1929 einige zentrale Aufsätze im Widerstand und trägt zum Profil der Zeitschrift entscheidend bei. Vgl. August Winnig, Überfremdung, in: Widerstand, Jg. 2 (1927), Nr. 5/6, S. 45–65; ders., Volkstum und Staatlichkeit, in: a. a. O., Jg. 3 (1928), Nr. 1, S. 3–10; ders., Der deutsche Arbeiter und die deutsche Wirtschaft, in: a. a. O., Nr. 2, S. 30–36. Zu Winnig siehe Wilhelm Ribhegge, August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse, Bonn-Bad Godesberg 1973, und den Aufsatz von Christopher Hausmann, August Winnig und die „Konservative Revolution". Ein Beitrag zur ideengeschichtlichen Debatte über die Weimarer Republik, in diesem Heft, S. 23–46.

18 Das Grundsatzprogramm der Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten, angenommen auf dem I. Reichskongreß 26./27. Oktober 1930 in Berlin. Kampfgemeinschaft revolutionärer Nationalsozialisten. Die 14 Thesen der Deutschen Revolution. Hier zitiert nach: Patrick Moreau, Nationalsozialismus von Links. Die „Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten" und die „Schwarze Front" Otto Strassers 1930–1935, Stuttgart 1984, S. 240–242.

Youngplans auf, die deutsche Frage „offen"zuhalten, das „Ergebnis von 1918 aufs neue an[zu]fechten" und „den Lebens- und Seinsanspruch des deutschen Volkes in die Zukunft hinüber[zu]retten".[19]

Ende der zwanziger Jahre bildet sich mit dem „Bund Oberland", der unter Führung des 1932 zur KPD übertretenden Juristen und Mitglieds des völkischen Bundes „Thule" Joseph (Beppo) Römer aktiv an der Niederschlagung der Münchner Räterepublik und am Hitlerputsch 1923 beteiligt war, ein organisatorischer Schwerpunkt der „Widerstandsbewegung" heraus.[20] Niekisch entdeckt 1932 seine Sympathien für die Bauern und schafft es, den Inhaftierten Führer der Landvolkbewegung, Claus Heim, zur Kandidatur für die Wahl des Reichspräsidenten zu überreden.[21]

Die Zeitschrift „Widerstand" erscheint bis 1934, trotz der von Niekisch betriebenen Agitation gegen Hitler. Niekisch gibt ab 1932 für kurze Zeit eine weitere Publikation heraus, die den Namen „Entscheidung" trägt und in erster Linie aktuelle Themen und Ereignisse behandelt. Er schafft es weiterhin, bis zu seiner Verhaftung nationalgesinnte Intellektuelle um sich zu sammeln. Während der Zeit, in der der Faschismus in Deutschland an der Macht ist, wird besonders klar, daß der „Widerstandskreis" in den entscheidenden politischen und ideologischen Fragen allein von der Führung Niekischs abhängt. – Niekisch wird 1937 verhaftet und 1939 zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt. 1945 wird er befreit. Nach dem Zweiten Weltkrieg tritt er in die KPD und später in die SED ein. Er wird Mitarbeiter im „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands" und in der „Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft". Niekisch ist Abgeordneter des als Vorläufer des DDR-Parlaments geltenden „Volkskongresses". Aus der Volkskongreßbewegung geht 1950 die „Nationale Front" hervor, in deren Präsidium er mitwirkt. 1949 bekommt er einen Lehrstuhl für „Politische und soziale Probleme der Gegenwart" an der Berliner Humboldt-Universität und wird Direktor des „Instituts zur Erforschung des Imperialismus". – Seine nationalistischen Positionen gab Niekisch dabei nicht auf.[22]

Niekischs exponierter Haß auf das Bürgertum hinderte ihn niemals an einer Zusammenarbeit mit Vertretern dieser Klasse. 1948 besucht Niekisch eine Tagung der „Gesellschaft von Imshausen", eines Zusammenschlusses konservativer Hitlergegner und patriotisch gesonnener Wissenschaftler, um dort über die politische Zukunft Deutschlands zu diskutieren.[23] – Nach den Ereignissen in der DDR im Juni 1953 – Niekisch lehnt die

19 Ernst Niekisch, Die Aktion der Jugend. Eine Rede an das deutsche Nachkriegsgeschlecht, Berlin 1929, S. 11 f. Die „Aktion der Jugend" wurde von Niekisch nach eigenen Angaben gemeinsam mit dem Führer der völkischen Jugendgruppe Adler und Falken, Pudelko, durchgeführt. Vgl. Ernst Niekisch, Gewagtes Leben. Begegnungen und Begebnisse, Köln 1958, S. 164 f.

20 Der Bund Oberland trat 1926 für die „äußere Befreiung Deutschlands" ein, forderte die Herstellung eines „Großdeutschlands" und den „Aufbau des neuen, Dritten Reiches". Josef Drexel, der ein Freund Niekischs war und zu dessen führenden Mitarbeitern gehörte, war ebenfalls „Oberländer" und gründete 1926 den „Verein Drittes Reich". Nach dem Zweiten Weltkrieg wird Drexel Herausgeber der Nürnberger Nachrichten. Siehe dazu: Lexikon zur Parteiengeschichte. Hrsg. von Dieter Fricke, 4 Bde., Köln 1983, Bd. 2, S. 677–681.

21 Abschrift des Überwachungsprotokolls der Aussprache zwischen Niekisch und Heim vom 18. 3. 1932 in der Strafanstalt Celle. Bundesarchiv Potsdam: Aktennr. 25964, S. 46–53, (Reichsministerium des Innern): Der Preußische Minister des Innern. Abschrift IAN 1452 c / 27. 4. 1932.

22 Zu Niekischs Positionen nach 1945 siehe seine Schriften: Deutsche Daseinsverfehlung, Berlin 1946; Ost und West. Unsystematische Betrachtungen, Berlin 1947; Zum Problem der Freiheit, Berlin 1948.

Haltung der DDR-Regierung ab – zieht er sich aus dem aktiven politischen Leben zurück. Vorausgegangen war jedoch die Zurückweisung seines 1951 erschienenen Buches: „Europäische Bilanz", dessen Schlußfolgerungen sich laut der Kritik „mit der reaktionären Philosophie Spenglers" decken.[24]
Niekisch lebt bis zu seinem Tod in West-Berlin, von wo er einen langjährigen Prozeß gegen die Bundesregierung zwecks Entschädigung für seine Verurteilung durch die Nazis führt.

4. „Proletarischer Nationalismus": Staatsverherrlichung und revolutionärer Habitus

Daß die dringlichste Aufgabe deutscher Politik die Revision des „Versailler Vertrages" sei, bestimmt nach 1919 Niekischs politisches Verhalten grundlegend. Daß Niekisch dafür den Nationalismus als geeignetes Instrument ansieht, gründet in seinem positiven Verhältnis zum Staat ebenso wie in seiner völkisch motivierten Zurückweisung alles „Westlichen" und in seiner Vorliebe für das im „deutschen Wesen" entdeckte „Protestlertum". Unter dem Eindruck einer äußeren Bedrohung Deutschlands, der nur mit der Mobilmachung des gesamten Volkes zu begegnen sei, entwickelt Niekisch seine Vorstellungen von Staatlichkeit. 1925 veröffentlicht er die kleine Schrift: „Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat".[25] Darin fordert er die „Arbeiterschaft" und insbesondere die SPD auf, sich von der marxistischen Theorie zu lösen. Als beispielhaft führt er das Verhalten der Sozialdemokratie 1918 an, als sie mit allen Mitteln die Staatsautorität verteidigte.[26] Dennoch stellt Niekisch eine weit verbreitete „Staatsverneinung" innerhalb der Arbeiterbewegung fest. Diese aufzugeben zugunsten einer Haltung, die „staatserhaltend, national, in keiner Weise mehr klassenbetont" wäre, um auf diese Weise „die nationale Wiedergeburt Deutschlands" zu ermöglichen, ist seine Empfehlung.[27] Niekisch, der Deutschland als „wehrlos", als „hilfloses Ausbeutungsobjekt" und als „Reparationskolonie" sieht, beschwört den „Geist der Wehrhaftigkeit" und die „Gesinnung des Widerstandes", um Deutschland wieder zur Weltmacht zu machen.[28] Die Zerschlagung der

23 Siehe dazu: Wolfgang Matthias Schwierdzik, Träume der ersten Stunde. Die Gesellschaft Imshausen, Berlin 1991. Die Tagungen wurden von Werner von Trott zu Solz auf dem Sitz seiner Familie, Schloß Imshausen bei Bebra, durchgeführt. Unter anderen nahmen an den Tagungen Carl Friedrich von Weizsäcker, Carl Spieker, Eugen Kogon und Wilhelm Kütemeyer teil.

24 Ernst Niekisch, Europäische Bilanz, Potsdam 1951. Die Kritik besorgte das ZK-Mitglied Wilhelm Girnus mit der Rezension: Eine verwirrende Bilanz. Zu dem Buch von Ernst Niekisch: „Europäische Bilanz", in: Einheit, Nr. 5, Berlin 1952, S. 501–504.

25 Ernst Niekisch, Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat, Berlin-Hessenwinkel 1925. Reprint der Erstausgabe: Verlags- und Buchvertriebsgesellschaft Helios; mit einem aktuellen Nachwort des neurechten Aktivisten und Mitglieds der rassistischen Deutschen Unitarier Religionsgemeinschaft Peter Bahn, Mainz 1985. Die Schrift löste in der SPD eine heftige Debatte aus. Vgl. dazu den Artikel von Eduard Bernstein, Soll die deutsche Sozialdemokratie nationalistische Politik betreiben?, in: Die Glocke, Berlin, vom 1. 8. 1925. Bernstein schreibt dort, daß die Schrift „durch ihre Herausgeber in Unternehmerkreisen" verbreitet wurde (S. 559).

26 Ernst Niekisch, Der Weg ..., a. a. O., S. 14.

27 A. a. O., S. 14 f.

28 A. a. O., S. 17 f.

Versailler Ordnung, die genaugenommen einen erneuten Krieg bedeuten würde, ist das geforderte Ziel.

Niekisch ersetzt hier den Begriff der „Klasse" durch den des „Volkes". Er stellt sich auf den Standpunkt, daß „Klassenkämpfe [...] ausschließlich innenpolitische Vorgänge" sind: „Nach außen hin sind die Klassen eines Volkes, wie sehr auch immer sie sich befehden und zerfleischen mögen und wie ernst sie auch ihre Gegnerschaft nehmen mögen, lediglich organische Bestandteile eines geschlossenen Ganzen." Deswegen ist „die Selbstbehauptung des Staates, die Sicherung seiner allgemeinen Existenz die dringlichste Aufgabe der Völker". Klassenkämpfe dagegen betrachtet Niekisch als Ausdruck „des Provinziell-Beschränkten, des Kleinlich-Selbstsüchtigen".[29] Sie führten lediglich zur Schwächung des Staates und letztlich zu dessen Auflösung. Infolgedessen erklärt Niekisch das „Primat der Außenpolitik" zum ausschließlichen Maßstab für politische Entscheidungen. Staat wird bei Niekisch zu einem reinen Selbstzweck. Nicht die Bevölkerung hat etwas vom Staat zu fordern, sondern, getreu dem preußischen Vorbild, muß es sich genau umgekehrt verhalten: „Ein Staat lebt, nur solange er leben will und alle Mittel anwendet und heiligt, die dem Zwecke seiner Selbsterhaltung förderlich sind."[30] Proletarische Politik zielt nicht mehr auf die soziale Revolution in internationalem Maßstab, sondern auf den nationalen Befreiungskampf. Inhalt desselben sind die Revision der Kriegsergebnisse, die Errichtung eines übermächtigen, von einer Elite autoritär geführten „völkischen Gesamtstaates", der das überall „vergewaltigte deutsche Volkstum" umfaßt, das mittels einer zu entfachenden „Irredenta" befreit werden soll.[31]

Im Jahre 1926 präzisiert Niekisch in dem programmatischen Aufsatz „Revolutionäre Politik" sein Anliegen: „Deutsche Politik kann, wenn sie einesteils deutsch und anderenteils Politik sein will, kein anderes Ziel haben als die Wiedergewinnung deutscher Unabhängigkeit, die Befreiung von den auferlegten Fesseln, die Zurückeroberung einer großen, einflußreichen Weltstellung."[32] Und er fährt fort, die Dringlichkeit der Zerschlagung des „Versailler Diktats" und der Dawesverträge hervorhebend: „Diese Verträge zu zerreißen, ihre Verpflichtungen zu widerrufen, ihre Bindungen zu zerstören: das ist die einzige deutsche Politik, die den deutschen Arbeiter vor dem Schicksal hoffnungsloser Verknechtung bewahrt. An diesem Punkt fallen die Lebensbedürfnisse des deutschen Arbeiters mit den Lebensnotwendigkeiten der ganzen Nation in eins zusammen."[33]

Die Arbeiterklasse soll hier offensichtlich die Geschäfte der auf Revision bedachten Bourgeoisie erledigen. Niekisch, der sehr wohl die Antagonismen zwischen den Klassen innerhalb einer bürgerlichen Gesellschaft registriert hat, sieht – und hier unterscheidet er sich nicht von bürgerlichen Nationalisten – im Nationalismus die Möglichkeit, die Nation zu einen und Klassenunterschiede verschwinden zu lassen. Geeint durch einen gemeinsamen Feind, ziehen Proletariat und Bourgeoisie an einem Strang.[34] Daß es gemeinsame

29 A. a. O., S. 6.

30 A. a. O., S. 20.

31 Ernst Niekisch, Gedanken über deutsche Politik, Dresden 1929, S. 322 f.

32 Ernst Niekisch, Revolutionäre Politik, in: Widerstand, Jg. 1 (1926), S. 1–3. Hier zitiert nach: Ernst Niekisch. Widerstand ..., a. a. O., S. 17.

33 A. a. O., S. 18.

34 Eine solche auf die Gesamtheit der Bevölkerung zielende politische Strategie innerhalb der Arbeiterklasse hat es außerhalb der SPD mit ganz ähnlichen nationalrevolutionären Überlegungen und Forderungen

Interessen zwischen der deutschen Arbeiterbewegung und dem Proletariat anderer Staaten geben könnte, ignoriert Niekisch vollständig.
Die Differenz zwischen Herrschenden und Beherrschten wäre aufgehoben. Nation und Klasse, Staat und Individuum verschmelzen zu einem *kollektiven Individuum,* das sich im bewußt gewordenen Deutschtum wiederfinden soll. Nation, hier gedacht auf völkischer Grundlage, wird zu einer Art Glaubensbekenntnis bzw. ideologischem Konstrukt, das als Mobilisierungsfaktor für die nationale Revolution funktionieren soll. Ferner wäre die Integration der Arbeiterklasse in den Staat erreicht.
Diese – von Niekisch auch als „proletarischer Nationalismus" betitelte Programmatik – sieht die Arbeiterklasse als Träger des nationalen Aufstandes unter Zurücknahme von klassenspezifischen Forderungen: „Einordnung in eine umfassendere Lebensordnung, Dienst an einem ausgreifenden Werke, Beschneidung der individuellen Berechtigungen, Unterwerfung unter kollektive Erfordernisse: das ist doch seit je das Leben des Lohnarbeiters gewesen. [...] Die Tugend ‚des im Dienste-eines-Allgemeinen-aufgehen-Könnens' muß die erste deutsche Tugend werden [...]."[35] Demnach ist die Fortführung von Herrschaft über die Arbeiterklasse ein Basistheorem der nationalrevolutionären Ideologie. Niekisch vertritt die Meinung, daß „dem Wesen der Sache nach die Führung des Staates niemals Gegenstand vieler oder gar aller sein" kann.[36]
In dieser Perspektive liegt konsequenterweise der Ruf nach einem „Führer". Da der „Industriearbeiter" nicht in der Lage ist, „staatsschöpferisches und gesellschaftsformendes Element" zu sein, verlangt er förmlich nach einem „Cäsar", der unkontrolliert die Entscheidungen treffen soll und muß.[37] Das bedeutet zunächst die Nichtakzeptanz von Prinzipien der gesellschaftlichen Organisation, die die Mitsprache der Bevölkerung in den politischen Entscheidungsprozeß einbeziehen, wie sie z. B. das parlamentarische System oder die Rätedemokratie vorsehen. Die von Niekisch gewünschte Alternative wäre ein Führerstaat, in dem die gesamte Bevölkerung zu Soldaten ausgebildet wäre. Der Bevölkerung, die den „Kampf der völkischen Selbstbehauptung" führen soll, verlangt er in einem vorgestellten Akt der „Staatsneuschöpfung" ab, „wieder wahrhaften deutschen Staat zu schaffen, Staat, für den man wieder sterben will, sterben kann und sterben darf".[38] Bewerkstelligen soll das als revolutionäres Subjekt der „deutsche Nationalist", denn „das ist der Deutsche, der eher die ganze Welt in Stücke schlägt, ehe er sich einer Untreue am eigenen deutschen Selbst schuldig machte".[39]

[Forts. von Anm. 34]
zuvor bei den sog. Hamburger Nationalkommunisten Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim gegeben. Laufenberg und Wolffheim haben in ihrer Theorie vom „revolutionären Burgfrieden" und „revolutionären Volkskrieg" die Klassengegensätze kurzerhand außer Kraft gesetzt und auf Grundlage eines ahistorischen, völkischen Nationenbegriffs die Forderung nach einem starken deutschen Staat erhoben. Zudem verlangten sie die Zusammenarbeit zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Vgl. Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, Revolutionärer Volkskrieg oder konterrevolutionärer Bürgerkrieg? Erste Kommunistische Adresse an das deutsche Proletariat, Hamburg 1919; dies., Nation und Arbeiterklasse, Hamburg 1920.

35 Niccolo [Pseudonym von Niekisch, das seiner Verehrung für Machiavelli Ausdruck verleihen soll], „Proletarischer Nationalismus", in: Widerstand, Jg. 1 (1926), S. 38 f.

36 Ernst Niekisch, Gedanken über deutsche Politik, a. a. O., S. 161.

37 A. a. O., S. 293 f.

38 Ernst Niekisch, Entscheidung, Berlin 1930, S. 161 und S. 75.

39 Ernst Niekisch, Die Politik deutschen Widerstandes. Was will die Widerstandsbewegung?, Berlin 1931, S. 20.

5. Der „Westen" als Feind des „germanischen" Deutschlands

Die „Widerstandsideologie" ist von ihrer Ausrichtung erst einmal Negation des Bestehenden. Eine solche Konzeption benötigt zur Abgrenzung gegenüber anderen Politikmustern und Ideologien Feindbilder. Diese dienen dazu, die Richtigkeit und Notwendigkeit der nationalrevolutionären Programmatik herauszustellen und sie inhaltlich zu untermauern. Dieses „Freund-Feind-Denken" zeigt zugleich die Grundelemente der Ideologie Niekischs. In den beiden Schlüsselbegriffen „Westen" oder damit gleichbedeutend „Rom" konzentriert Niekisch all das, wogegen er „Widerstand" leisten zu müssen meint. Niekisch begreift das Abendland und mit diesem Karl den Großen „als deutsches Verhängnis", weil dieser die „Entfaltung eigengesetzlichen und urtümlichen politischen Daseins des deutschen Raumes", kurz: den „germanischen Herrschaftsgedanken" zerstörte bzw. sich gar nicht erst entwickeln ließ und Deutschland damit an „Rom" auslieferte.[40] Insbesondere im Katholizismus sieht Niekisch den Untergang der Germanen und deren „Überfremdung" begründet sowie jenen „Geist" am Werk, der „seit 1918" wieder „gegen das deutsche Volk" wütet.[41]

Ausdruck des „römischen Geistes" in Europa ist vor allem Frankreich mit seiner Revolution und damit verbunden die Philosophie der Aufklärung. Das Programm des „Widerstands" rückt deshalb die „Ideen von 1789" ins Zentrum der Kritik. Sie gelten gleichsam als das Übel schlechthin, verkörpern Individualismus, Rationalismus, bürgerliche Demokratie, Liberalismus und kapitalistische Ökonomie.[42] Den Marxismus betrachtet Niekisch als Ausläufer der Aufklärung und als Teil der bürgerlichen Gesellschaft, der seiner Meinung nach auf einem vulgären Materialismus aufbaut. Die Absage an Humanität und statt dessen die Beschwörung des „Barbarischen" ergänzen das soeben Erwähnte.

In Anlehnung an in Deutschland entwickelte antiaufklärerische Theorien und konkrete politische Gegenentwürfe zieht Niekisch als Antwort auf die Französische Revolution die „Idee von Potsdam" heran. Sie stelle nicht allein einen neuen und dem Westen entgegengesetzten oppositionellen Herrschaftsgedanken sowie den Ausdruck deutscher Staatlichkeit dar. Vielmehr werde mit ihrer Durchsetzung zugleich das Erbe Karls des Großen „auf deutschem Boden verbrannt und in Blut erstickt" und Deutschland damit befreit, denn „alles, was Deutschland mit dem romanischen Raum verbindet, bindet es zugleich an die Unausweichlichkeit eines schmachvollen Geschickes".[43]

Die Realisierung der „Idee von Potsdam" sei „totaler Staat". Diese säkularisierte Heilslehre wird getragen von einem übersteigerten Protestantismus, dem vermutlich eine von Niekisch vorgenommene Interpretation der Person Luthers als eines rein politischen Menschen zugrunde liegen könnte. Die Bereiche Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft werden ausnahmslos unter die Zielsetzungen des Staates gestellt. Da auch ein solcher Staat nach Meinung Niekischs „ständig bedroht" sei von der „romanischen Ausdehnung", werde die „Notwendigkeit des Krieges" nach innen wie außen der Maßstab für

40 A. a. O., S. 3 f.
41 A. a. O., S. 4.
42 Ernst Niekisch, Die Politik des deutschen Widerstandes, in: Widerstand, Jg. 5 (1930), Nr. 4. Hier zitiert nach: Karl Otto Paetel, a. a. O., S. 282–285.
43 Ernst Niekisch, Die Politik deutschen Widerstandes, a. a. O., S. 5.

die Existenz sein: „Weil es um Sein und Nichtsein geht, bleibt Deutschland [...] das Schwerste nicht erspart: die Bartholomäusnacht und Sizilianische Vesper gegen alles, was an Westlichem in ihm lebt."[44]

Ein weiterer Aspekt in der „Widerstandsideologie" sind Niekischs Darlegungen zum Gegensatz von Stadt und Land. Das „Land" erscheint ihm durchweg positiv, weil es die „germanische" Lebensform im Reinen darstelle, während die Städte als Ausfluß der „urban-liberalen Bürgerlichkeit" den Feminismus, den Liberalismus und den Pazifismus als Negation des „Heldischen" bzw. „Soldatischen" hervorbrächten.[45] Um dies zu verhindern, schlägt er folgendes vor: „Zwang zur Stadtflucht durch eine Wirtschafts- und Sozialpolitik, die das Leben in den Großstädten zur Hölle macht. Bewußte Verödung der Städte als der vor Gas- und Bombenangriffen ständig erzitternden Herde pazifistischer Feigheit und nationaler Verlumpung".[46] Die Menschen, die die Städte nicht rechtzeitig verlassen, größtenteils arbeitslos und auf Versorgung angewiesen seien, sieht Niekisch als „Schmarotzer" mit dem „Gleichmut des auskömmlichen Arbeitslosenrentnertums", und er fügt hinzu, daß dieses „mit Stumpf und Stiel ausgerottet" gehöre.[47] Es wird sich herausstellen, daß die Durchführung solcher Maßnahmen eine notwendige Bedingung für Niekischs Expansionsprogramm ist.

Hinzu kommt hier eine besondere Form von Antikapitalismus. Den Kapitalismus betrachtet er nicht als ein Wirtschaftssystem, das auf dem Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital fußt und die Grundbedingung für eine Klassengesellschaft ist. Für Niekisch ist der Kapitalismus ebenso ein rein westlicher Wert, der den deutschen Staat zersetzt. Niekisch kritisiert keineswegs grundsätzlich das Privateigentum an Produktionsmitteln, er möchte dieses vielmehr den staatlichen Zwecken und dem Nutzen für die Gesamtheit unterordnen.[48] Nicht die eigennützige und egoistische Handhabung des Eigentums sollte Aufgabe derer sein, die es besitzen, sondern es hat im Dienst des Staates und des Volkes zu stehen, muß „Waffe der Nation" sein. Er spricht sich in diesem Zusammenhang für das „Lehenseigentum" als die dem „germanischen Lebensstil" angemessene Eigentumsform aus und knüpft damit an vorkapitalistische, feudale Strukturen an.[49] Niekisch bindet diese Form von Antikapitalismus an die Forderung nach dem „Rückzug aus der Weltwirtschaft" und nach Autarkie. Durch die Lösung aus der Weltwirtschaft sei der Überfremdung Deutschlands mit westlichen Werten ein entschiedener Riegel vorgeschoben.

Niekisch steht mit seiner „Widerstandshaltung" in der geistigen Tradition jener Deutschtumsmythologien, die ihre Blütezeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten und deren Anliegen die ideologische Unterfütterung der von Preußen ausgehenden Reformbestrebungen war.[50] – Die grundlegende Konstante in Niekischs Politikverständnis ist demnach

44 Ernst Niekisch, Entscheidung, a. a. O., S. 163. Siehe dazu auch den Abschnitt „Bürgerkrieg" auf S. 154 bis 157.

45 A. a. O., S. 3–19.

46 Ernst Niekisch, Die Politik deutschen Widerstandes, a. a. O., S. 27.

47 Ernst Niekisch, Entscheidung, a. a. O., S. 114 f.

48 Ernst Niekisch, Privateigentum und Staatsgesinnung, in: Widerstand, Jg. 4 (1929), Nr. 1, S. 1–8.

49 Ernst Niekisch, Entscheidung, a. a. O., S. 123 und S. 126 f.

50 Siehe dazu: Otto W. Johnston, Der Deutsche Nationalmythos. Ursprung eines politischen Programms, Stuttgart 1990; Martin Bennhold, „Hermann – der erste Deutsche". Zur Funktion des Hermann-Mythos bei der Konstruktion eines völkischen Deutschtums im 19. und 20. Jahrhundert, in: Hans-Jürgen Hilde-

die Deutung der Geschichte als immerwährender Kampf zwischen dem „Romanischen" und „Germanischen". Diese läßt dem Nationalrevolutionär zuweilen keine Möglichkeit, zwischen Philosophie und praktischer Politik klar zu trennen.

6. Die Bedeutung Ferdinand Lassalles und Johann Gottlieb Fichtes für die nationalrevolutionäre Konzeption Niekischs

Bereits 1918 hat Niekisch sein Verständnis von Staat in den wesentlichen Grundelementen entwickelt. Er greift dabei auf Ferdinand Lassalle und dessen Vorstellungen von einem „Volksstaat" gleichermaßen zurück wie auch auf die theoretischen Ausführungen Fichtes zu Staat, Nation und Volk. In einem bisher kaum rezipierten Aufsatz in der Freimaurerzeitschrift „Der unsichtbare Tempel" schreibt der wenig später zum Rätesozialisten werdende Niekisch, überzeugt vom „stolze[n] Bewußtsein eigenartigen, wertvollen Volkstums", daß die „Ziele" des „völkischen Staates", „so weit sie immer greifen mögen, zu unmittelbar und kräftig erstrebten Zielen der sich blutsverwandt fühlenden einzelnen werden, die ihren Staat als natürliche und notwendige Form ihrer Schicksalsgemeinschaft empfinden". Niekisch fügt hinzu, daß diesem „Staate, dessen Ziele zugleich die Ziele aller einzelnen sind", alle „Kräfte des Volksganzen unbeeinträchtigt zu Diensten" stehen, was zur Folge hat, daß dessen „Wirkungsgewalt unermeßlich wird".[51]
Niekisch geht dabei auf den antinapoleonischen Krieg Preußens ein, den er als beispielhaften „Volks-" und „Befreiungskrieg" sieht, dessen geistige Voraussetzungen Fichte gelegt habe.[52] Niekisch entdeckt mit Ferdinand Lassalle nicht nur einen Fichte-Anhänger, sondern auch einen Theoretiker, der die Theorie des „Volksstaates" in der und für die Arbeiterklasse entwickelte. Lassalle habe sich zudem für die Versöhnung zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse stark gemacht, weil er die Auffassung vertrat, daß *alle* „Glieder eines Volkes" seien.[53] An Lassalle hebt Niekisch hervor, daß dieser im Gegensatz zu Marx ein „Mann der Tat" gewesen sei und für die Arbeiterklasse eine bessere, für „die Lösung der deutschen Frage" angemessenere Orientierung biete, weil er „aus preußisch-deutschen Verhältnissen heraus" dachte und Politik machte.[54]
Die Frage drängt sich auf, was Lassalles theoretische Überlegungen für einen Nationalrevolutionär vom Schlage Niekischs so interessant machen. Lassalle hatte in der zweiten

brandt, Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung. Ethnologisch-soziologische Studien zur Wissenschaftsgeschichte und Theoriebildung, Mammendorf 1996 (erscheint voraussichtlich im Sommer).

51 Ernst Niekisch, Das deutsche Volk und sein Staat, in: Der Unsichtbare Tempel. Monatsschrift zur Sammlung der Geister, Jg. 3 (1918), S. 38–43. Siehe auch den Aufsatz von Niekisch: Der idealistische Gehalt des Sozialismus, in: a. a. O., Jg. 3 (1918), S. 205–209. Die Zeitschrift wurde von den Brüdern Ernst und August Horneffer herausgegeben. Bevorzugte Themen waren u. a. Die Ideen von 1914, Mitteleuropa sowie die Bereiche Kirche und Freimaurerei. Ernst Horneffer hatte 1909 die Zeitschrift Die Tat gegründet, die dann später unter der Leitung Hans Zehrers, Giselher Wirsings, Friedrich Zimmermanns und Ernst Wilhelm Eschmanns eines der führenden Organe der „Konservativen Revolution" wurde. Horneffer engagierte sich darüber hinaus in der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände (VgDA) sowie im Deutschen Industrieschutzverband (DIV).

52 Ernst Niekisch, Das deutsche Volk und sein Staat, a. a. O., S. 41 f.

53 Ernst Niekisch, Der Weg der deutschen Arbeiterschaft, a. a. O., S. 15.

54 Ernst Niekisch, Gedanken über deutsche Politik, a. a. O., S. 182.

Hälfte des 19. Jahrhunderts die Philosophie Johann Gottlieb Fichtes und dessen 1807/1808 im Auftrag der höchsten preußischen Kreise vor einem größtenteils bürgerlichen Publikum gehaltene „Reden an die deutsche Nation" rezipiert und für die Arbeiterbewegung verarbeitet.[55] Das äußerte sich u. a. darin, daß er die Auffassungen Fichtes von „Volk" und „Volksgeist" und somit auch von „Nation" übernahm. „Volk" und „Volksgeist" treten dabei als sich bedingende Komponenten quasi naturgesetzlich auf. Sie bilden die Basis der Nation und garantieren so die blockmäßige, unüberwindliche Trennung zwischen den Völkern.[56] Doch wäre es falsch, daraus abzuleiten, daß diese Trennung die Akzeptanz anderer Völker und Kulturen einschließt und Schutz vor Eroberung bietet. Lassalle, Fichte in nichts nachstehend, fordert – bei gleichzeitigem nachdrücklichem Eintreten für einen deutschen Einheitsstaat – vom „deutschen Volk" die Lösung einer „metaphysischen Aufgabe": Es soll sich – als Volk ohne Territorium – in einem „Akt wie die Weltschöpfung Gottes" aus der reinen Idee des „Volksgeistes" ein „Reich" schaffen und so zum Vorbild bzw. Maßstab für die ganze Welt werden.[57] Nach Lassalle repräsentiere das deutsche Volk „die Vervollkommnung und die Fortentwicklung vor allen anderen Völkern in der Geschichte"; darin liege dessen Berufung.[58] Die von Fichte formulierte These, wonach die Deutschen das eigentliche „Urvolk" seien und sie allein deswegen schon eine Überlegenheit gegenüber anderen Völkern besäßen, findet hier ihre Entsprechung.[59] Daraus ergibt sich bei Lassalle, daß mit der Entstehung des deutschen Einheitsstaates sogleich der bisherige Begriff von Nationalität, der an ein vorhandenes Staatsterritorium gekoppelt ist, überwunden und aufgelöst wäre in dem Begriff der „höheren Nationalität".[60] Der „Geist" der Germanen wird so zum Träger und Vollstrecker der weltumspannenden Idee dieser neuen Form von Nationalität. Durch dieses „Postulat der Zukunft" würde das bisherige, nunmehr überholte und überkommene Prinzip der „alten Nationen" seine Existenzberechtigung verlieren.

Lassalle verbindet die Idee eines herzustellenden deutschen Staates mit einer „welthistorischen Mission", einem „Sendungsbewußtsein", und formuliert zugleich ein „Eroberungsrecht der Kulturnationen", das Eroberungskriege legitimiert und ausdrücklich vorsieht. Er verschafft somit dem Programm der deutschen Arbeiterbewegung eine imperiale Stoßrichtung.[61] In einem Brief aus dem Jahr 1863 an den Sozialökonomen Rodbertus,

55 Ferdinand Lassalle, Fichtes Politisches Vermächtnis und Die Neueste Gegenwart, in: ders., Gesammelte Reden und Schriften. Hrsg. und eingel. von Eduard Bernstein, 12 Bde., Berlin 1919/1920, Bd. 6, S. 61–102; Johann Gottlieb Fichte, Reden an die deutsche Nation, Berlin 1808. Siehe dazu auch: Otto W. Johnston, Der Deutsche Nationalmythos, a. a. O., S. 47–53.

56 Ferdinand Lassalle, Fichtes Politisches Vermächtnis, a. a. O. S. 72 f. Siehe auch: ders., Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes, in: a. a. O., Bd. 6, S. 103–153, darin vor allem die S. 139 ff.

57 Ferdinand Lassalle, Die Philosophie Fichtes, a.a.O, S. 150 f.

58 A. a. O., S. 141.

59 Johann Gottlieb Fichte, Reden an die deutsche Nation, Vierte und Fünfte Rede, Berlin 1808. Hier benutzte Ausgabe: Fichte, Reden an die deutsche Nation, in: Fichtes Werke. Hrsg. von Immanuel Hermann Fichte, 11 Bde., Berlin 1971, Bd. 7, S. 311–344.

60 Ferdinand Lassalle, Die welthistorische Mission der Deutschen. Zitiert nach: Ferdinand Lassalle. Ausgewählte Texte. Hrsg. von Thilo Ramm, Stuttgart 1962, S. 129.

61 Ferdinand Lassalle, Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens, in: ders, Gesammelte Reden und Schriften, a. a. O., Bd. 1, S. 23–112. Vgl. hierzu: Roman Rosdolsky, Zur nationalen Frage. Friedrich Engels und das Problem der „geschichtslosen" Völker, Berlin 1979.

einen frühen Verfechter einer Süd-Ost-Expansion Deutschlands, geht Lassalle auf dessen Vorschlag zur Lösung der „orientalischen Frage" ein und gibt diese als seine „innerste Ansicht" aus. Rodbertus hofft nämlich, „noch die Zeit zu erleben, wo – die türkische Erbschaft an Deutschland gefallen sein wird und deutsche Soldaten- oder Arbeiter-Regimenter am Bosporus stehen". Lassalle sieht die „deutsche Revolution" getragen von der Arbeiterklasse, als „naturgemäße[m] Anwärter", um diese Frage zu lösen.[62]

In diesen Zusammenhang gehört der Hinweis auf die oftmals etwas verharmlosend als Sozialutopie bezeichnete und unterschätzte Schrift Fichtes: „Der Geschloßne Handelsstaat" aus dem Jahre 1800. Die Schrift, die Fichte übrigens dem preußischen Staatsminister Struensee „zueignete", ist ein wohldurchdachter politischer Entwurf, den Fichte nicht für den Bücherschrank geschrieben hat. Darin finden sich Überlegungen, die später bei Lassalle und dann bei Niekisch wieder auftauchen: die Forderung nach einem nationalen Sozialismus mittels Autarkie, das Recht auf Okkupation fremder Gebiete durch Krieg, die Herstellung der „natürlichen" Grenzen Deutschlands, die „Absonderung der Völker" voneinander zur Herausbildung eines „scharfen Nationalcharakters", die Gleichsetzung Preußens mit Deutschland. Fichte steht mit diesen Ausführungen am Anfang eines „preußischen Sozialismus".[63]

Es ist die Verbindung von Nationalismus, Sozialismus und Imperialismus sowie die Frage des noch nicht existierenden deutschen Gesamtstaates in seinem Verhältnis zur Arbeiterklasse, die die Theorie Lassalles für Niekisch zum Vorbild macht und die er zu einer Zeit, in der die „Widerstandsbewegung" sich auf ihrem radikalen Höhepunkt befindet, folgendermaßen charakterisiert: „Lassalle spürte, daß die Lösung der deutschen Frage vor der Türe stehe. [...] Er wollte die Arbeiterschaft an die Spitze der deutschen nationalen Einigungsbewegung stellen [...]. Es war ein nationaler Sozialismus, den er im Gegensatz zu Marx vertrat. [...] das ‚Politische Testament' Fichtes, das nichts mehr von Weltbürgergeist in sich barg, sondern durchaus national-deutsch durchglüht war, hatte stark auf Lassalles politische Gedankenbildung eingewirkt. [...] Man hält einen Augenblick inne: welch andern Verlauf hätte die deutsche Geschichte genommen, wenn sich die Arbeiterbewegung den preußischen Staatsgedanken einverleibt hätte."[64]

Niekischs Auffassungen von Nation und Staat, die nichts Reales, Greifbares darstellen, sondern allein in der Vorstellung existieren bzw. – im Falle der Nation – als Ursprung aller Handlungen unterstellt werden, wurzeln im deutschen Idealismus. Folgerichtig besteht das nationalrevolutionäre Programm nicht auf einer bloßen Veränderung des bereits Existierenden, sondern hantiert mit religiös anmutenden Termini wie „Schöpfung" oder „Wiedergeburt". Mit der Eingliederung der Fichteschen Philosophie bzw. dessen politischer Entwürfe und Annahmen in die Theoriefindung der Arbeiterbewegung durch Lassalle aber ist der Weg für die Ausbreitung völkischer, imperialistischer und im weiteren Verlauf rassistischer Elemente bereitet. In Niekisch sollte diese Linie einen ihrer extremsten Protagonisten finden.

62 Ferdinand Lassalle, Brief an Rodbertus vom 8. 5. 1865, in: Rodbertus. Gesammelte Werke und Briefe. Hrsg. von Thilo Ramm, 9 Bde., Osnabrück 1972, Bd. 4, S. 66 f.

63 Johann Gottlieb Fichte, Der Geschloßne Handelsstaat, durchges. Aufl. nach d. Erstdruck von 1800, Hamburg 1979.

64 Ernst Niekisch, Gedanken über deutsche Politik, a. a. O., S. 182 f.

7. Völkischer Imperialismus

Niekisch entwickelt innerhalb seines nationalrevolutionären Konzepts ein geopolitisches Programm, das die Neuordnung Europas unter Führung Deutschlands vorsieht. Die Aufteilung der Welt in politische Machtsphären, die aus der Geschichte eines Volkes ihre Legitimität ableitet, bildet dabei den Hintergrund. Hegemonieansprüche politisch-ökonomischer, kultureller wie auch territorialer Art sind geopolitischen Entwürfen immanent. Niekisch stellt die Expansion nach Osten in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. In der „Ostbewegung" sieht er die Vollendung der „deutschen Sendung" entsprechend der „Mittellage" Deutschlands und die Realisierung des deutschen „Herrschaftsgedankens". Von einer „germanisch-slawischen Front" soll der Kampf gegen das westliche Europa geführt werden.[65] Angestrebtes Ziel ist eine von Deutschland aus zu diktierende Großraumwirtschaft.

Der entstehende Machtblock würde zunächst Österreich, Ungarn, die Tschechoslowakei, Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien, Polen und Dänemark umfassen und könnte ökonomisch neben den Weltmächten Großbritannien, Frankreich, Nordamerika und Rußland bestehen. Die Staaten würden vorläufig als „Föderation" unter deutscher Herrschaft gegliedert sein.[66] Dieses „deutsche Mitteleuropa" wäre allerdings nur eine Durchgangsstufe zu einem größeren Gebiet, das „vom Stillen Ozean bis zum Rhein, von Wladiwostok bis Vlissingen" reichen würde, ein „Europa", das damit – angrenzend an „Amerika im Osten wie im Westen" – „Kopf der Welt" wäre.[67]

Die Einbindung der Sowjetunion ist für das Gelingen dieses ausgreifenden Modells die Voraussetzung. Spekulationen um Niekischs Ostorientierung lösen sich hier auf; nicht der Bolschewismus gilt als Vorbild, sondern allein die taktische Überlegung hinsichtlich des imperialen Konzeptes ist der Kern seiner prosowjetischen Haltung, die ihn innenpolitisch vorübergehend an ein Bündnis mit der KPD denken läßt.[68] – Im Jahre 1938 erläutert Niekisch nüchtern seine Vorstellungen von einem deutsch-russischen „Bündnis":

65 Ernst Niekisch, Entscheidung, a. a. O., S. 115 ff. Die „Ostbewegung" möchte Niekisch durch die von ihm angestrebte „Stadtflucht" der Bevölkerung erzwingen, die dann zu einer Umsiedlung führen würde.

66 Ernst Niekisch, Gedanken über deutsche Politik, a. a. O., S. 246 ff. Die Vorstellung einer deutsch dominierten Föderation – verknüpft mit einem spezifischen Begriff von „Antiimperialismus" – war auch in anderen Expansionsprogrammen weit verbreitet. Siehe dazu u. a. Giselher Wirsings Konzeption eines „Zwischeneuropas" aus dem Jahre 1931, die stark an die hier beschriebenen Vorstellungen erinnert und 1942 von Wirsing, der mittlerweile SS-Sturmbannführer geworden war, in einer „Vertraulichen Denkschrift" ihren Niederschlag finden sollte. Vgl. Giselher Wirsing, Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft, Jena 1932; ders., Vertrauliche Denkschrift „Die Zukunft der deutschen Herrschaft in Rußland" von SS-Sturmbannführer Dr. Giselher Wirsing, Rußland, Ende August 1942. Hier zitiert nach: Reinhard Opitz, Europastrategien des deutschen Kapitals 1900–1945, Köln 1977, S. 909–921. Siehe dazu auch die schon die Perspektiven für die Nachkriegszeit eröffnende Schrift eines der führenden kulturpolitschen Funktionäre des Auswärtigen Amtes im Dritten Reich: Franz Alfred Six, Europa. Tradition und Zukunft, Hamburg 1944.

67 Ernst Niekisch, Entscheidung, a. a. O., S. 181. Niekisch knüpft hier an die „Kriegszieldebatten" des Ersten Weltkrieges an, die auf ein unter deutscher Führung „vereinigtes" Europa hinauslaufen. In der Auseinandersetzung zwischen den USA und Europa wird darin die letzte große Herausforderung des deutschen Imperialismus gesehen. Siehe dazu: Reinhard Opitz, Europastrategien ..., Teil I: Erster Weltkrieg, a. a. O., S. 211–466, und Fritz Fischer, Der Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914, Düsseldorf 1969.

68 Ernst Niekisch, Entscheidung, a. a. O., S. 130–135; ders., Die KPD besetzt die nationale Stellung, in: Berliner Arbeiterzeitung vom 14. 9. 1930.

„Meine besondere Auffassung ist es, daß der deutsche technisch-industriell-großbetrieblich organisierte Staat einer Ergänzung durch einen technisch-landwirtschaftlich-großbetrieblich organisierten Staat braucht; Deutschland stünde zu diesem im gleichen Verhältnis, in dem die Stadt zum Land steht. Neben der deutschen Industriegüterfabrik muß gewissermaßen ergänzend eine zu technischen Höchstleistungen vorgetriebene Getreide- und Fleischfabrik, müssen technisch vollendete durchorganisierte Rohstoffgruben zur Hand sein. Naturgemäß könnte diesen Zweck Rußland erfüllen."[69]

Völkisches Denken, Antisemitismus und eine besondere Form von Rassismus untermauern dieses Expansionskonzept.[70] Niekisch, der auf „germanisch-slawische Blutsmischung" setzt, möchte mit diesem Programm sicherstellen, daß seine Herrenmenschenambitionen Wirklichkeit werden: „Nach Osten wandert der Germane als Gehender und Gebietender, hier gewinnt er Selbstgefühl und Selbstzuversicht; hier wird er herrschend zum Herrn. Hier erwartet ihn seine Sendung [...]."[71]

Niekischs Kritik an Hitler und der NSDAP sowie die ausschlaggebenden Differenzen hinsichtlich der beiden nationalen „Sozialismen" erschließen sich genau aus diesem Kontext. Niekisch lehnt einen Krieg mit der Sowjetunion, wie ihn Hitler plante, ab. Wie der Nationalrevolutionär jedoch die sowjetische Führung zu einer Machtübergabe an Deutschland bewegen möchte, bleibt unklar. Allerdings ist der eigentliche Vorwurf, den Niekisch gegenüber der NSDAP erhebt, auch hier das von ihm in der Person Hitlers festgemachte „Westlertum". Die Kritik fällt in weiten Teilen moralisierend aus und erweckt den Eindruck des konstruktiven Einwandes für eine Sache, die eigentlich positiv ist, allerdings vom falschen Personal und dessen politischen und theoretischen Fehleinschätzungen verdorben worden sei.[72] Niekisch – sich hier einmal offen als Antisemit bekennend – schreibt 1929: „Der deutsche Nationalsozialismus begann als eine selbstbewußte, mitreißende, nationalrevolutionäre Bewegung. Man spürte brodelnde Energien [...]; ja auch noch in der einseitigen Ausschließlichkeit seines Judenhasses tobte sich eine trotzige Leidenschaft aus."[73]

In Anbetracht dessen verliert die Kritik Niekischs an Hitler deutlich an Schärfe. Niekisch, der 1918 den schlagkräftigen „völkischen Staat" fordert, 1925 vom Klassenkampf

69 Schreiben Ernst Niekischs an den Volksgerichtshof vom 25. 2. 1938, in: Bundesarchiv Potsdam: Aktennr.: R 58/2328, S. 7.

70 Mit Friedrich Merkenschlager hat die „Widerstandsbewegung" ihren eigenen Rassentheoretiker. Merkenschlager geht unter Berufung auf Karl Saller von einem „dynamischen" Rassenbegriff aus, der im Gegensatz zu einer „Rassenstatik", wie sie etwa Hans F. K. Günther vertrat, steht. Er zieht dabei Preußen und das „Preußische" in den Mittelpunkt seiner biologistischen Betrachtungen. Vgl. Friedrich Merkenschlager, Rassensonderung – Rassenmischung – Rassenwandlung, Berlin 1933; ders., Zwischen Hünengrab und Pfahlbau. Die Urlebensstile der europäischen Kultur, Berlin 1934. Siehe auch: Karl Saller, Der Weg der deutschen Rasse, Leipzig 1933. Zu Niekischs Antisemitismus siehe u. a. seine Rechtfertigung des Mordes an Walther Rathenau sowie seine Schrift: Die Dritte Imperiale Figur. Ernst Niekisch, Gedanken über deutsche Politik, a. a. O., S. 99 ff.; ders., Die Dritte Imperiale Figur, Berlin 1935. Niekisch interpretiert hier das Weltgeschehen als Kampf zwischen „dem ewigen Römer", dem „ewigen Juden" und dem „ewigen Barbaren", den er mit dem Germanen gleichsetzt und dem die Zukunft gehört. Hier entwickelt Niekisch zudem Vorstellungen von einem „erdumspannenden Endimperium".

71 Ernst Niekisch, Entscheidung, a. a. O., S. 39 und S. 117.

72 Ernst Niekisch, Der deutsche Nationalsozialismus, in: Widerstand, Jg. 4 (1929), Nr. 5, S. 129–135; ders., Hitler – ein deutsches Verhängnis, Berlin 1932; ders., Das Reich der niederen Dämonen. Eine Abrechnung mit dem Nationalsozialismus, Hamburg 1953.

73 Ernst Niekisch, Der deutsche Nationalsozialismus, in: Widerstand, Jg. 4 (1929), Nr. 5, S. 129 f.

nichts mehr wissen will und eine nationale Erhebung mit dem Ziel eines Großdeutschlands von der Arbeiterklasse verlangt, der gegen Ende der zwanziger Jahre seinen „Generalplan Ost" über die zukünftige Gestaltung des eroberten Ostraumes ausgearbeitet hat, hat beim Machtantritt Hitlers allen Grund, mit der NSDAP und ihrem Führer nicht einverstanden zu sein.

8. Zusammenfassung

Ernst Niekischs nationalrevolutionäre Konzeption liegt in der Tradition einer sich aus dem deutschen Idealismus herleitenden Linie innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung.
Unter ausdrücklicher Berufung auf Johann Gottlieb Fichte nahm Ferdinand Lassalle entscheidenden Einfluß auf die theoretische Entwicklung und politische Ausrichtung der Arbeiterbewegung. Niekisch konnte die darin enthaltenden Grundelemente zu seiner eigenen politische Theorie ausbauen. Seine Konzeption des „Widerstands" ist eine Integrationsideologie, die zunächst auf die Einbindung der Arbeiterklasse in den bestehenden Staat und auf das Programm der „nationalen Wiedergeburt Deutschlands" zielt. Die Synthese zwischen nationalen und sozialen Positionen macht ihren Kern aus. Die „Widerstandshaltung" gibt vor, eine Herausforderung an die herrschenden Verhältnisse zur Unterstützung der Arbeiterklasse in ihrem Kampf für Sozialismus zu sein. Näher betrachtet wird die „Masse" darin allerdings nur noch – mit zunehmender Tendenz und einem hohen Grad elitärster Verachtung – als formbares oder zu opferndes „Material" wahrgenommen. Gleichzeitig wird ein geschlossener Kompromiß mit den konservativsten und rückschrittlichsten Kräften im politischen Gefüge sichtbar. Das ideologische Fundament bildet ein konsequentes, in seiner Radikalität außerordentliches völkisch-rassistisches Gedankengebäude mit den als Axiome verstandenen Kategorien „Deutschtum" und „Volk".[74] Hinzu kommen die Überhöhung der feudal-reaktionären Realität Preußens, das Niekisch stets mit Deutschland gleichsetzt, sowie ein ungezügelter Militarismus.
Tatsächlich vorhandene soziale Probleme werden von Niekisch thematisiert und umgehend unter die außenpolitischen Expansionsbestrebungen subsumiert. Die Neuorganisation Europas unter deutscher Hegemonie, die gleichbedeutend ist mit der „Rettung" des Kontinents, steht dabei im Zentrum. In dieser Perspektive liegt ferner die Ausdehnung des deutschen Herrschaftsbereiches über den gesamten Globus. Niekisch wäre demnach ein Theoretiker, der mit seinem nationalrevolutionären Programm, trotz seiner fanatischen und zugleich pessimistischen Ablehnung der politischen und philosophisch-kulturellen Realität Europas, sich als Verteidiger bzw. (Wieder-)Begründer eines weit zurückliegenden, vorgestellten germanisch dominierten Abendlandes versteht. Das

74 Niekisch macht übrigens keinen Hehl aus seiner Vorliebe für das fundamental Völkische: „Auch ich selbst denke völkisch; aber ich bezweifle es, aus dem Volkskörper, insofern man das Volk wirklich als *naturhafte* Gegebenheit auffaßt, einen deutschblütigen Menschen verweisen zu können, er ist und bleibt deutsches Volksglied, auch wenn und insoweit er opponiert." Ernst Niekisch, Schreiben an den Volksgerichtshof vom 25. 2. 1938, a. a. O., S. 14.

„Reich" wäre dessen angemessene, in gewissem Sinne überstaatliche politische Organisationsform.

Die nationalrevolutionäre Theorie des Widerstands ist eine besonders extreme Variante des Faschismus. Werden die Ende der zwanziger Jahre aufkommenden und Anfang der dreißiger Jahre sich zuspitzenden Flügelkämpfe im deutschen Faschismus in die Analyse des „Nationalbolschewismus" in seiner hier erläuterten Ausprägung einbezogen, ist die Konzeption Niekischs nur in wenigen Punkten – vor allem im Umgang mit der Sowjetunion – ein „Gegenentwurf" zur der sich durchsetzenden Hitler-Richtung. In zu vielen Fragen der politischen Organisation und Zielsetzung besteht zwischen beiden jedoch eine nicht zu leugnende Übereinstimmung.

August Winnig und die „Konservative Revolution"

Ein Beitrag zur ideengeschichtlichen Debatte über die Weimarer Republik

Von Christopher Hausmann

I.

Der Begriff der „Konservativen Revolution" hat in der letzten Zeit wieder Konjunktur bekommen. Dabei zeigen sich interessante, gegenläufige Tendenzen. Auf der einen Seite stehen jene, die im wiedervereinigten Deutschland deutliche Symptome einer Renaissance des konservativ-revolutionären Gedankengutes ausmachen. So fühlte sich Heinrich August Winkler durch die Einleitung zu dem von Rainer Zitelmann und anderen herausgegebenen Sammelband „Westbindung" an die antiwestliche Rhetorik der „Konservativen Revolution" erinnert.[1] Winkler sieht in dieser Debatte um die neue Rolle Deutschlands nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Ostens ein Symptom der „Gärung" innerhalb der „Neuen Rechten" und einen neuen Historikerstreit am Horizont. Winkler hat in ungewöhnlich offener Form die generelle Tendenz der Herausgeber freigelegt, ähnlich wie die Weimarer Rechte die Westorientierung der Bundesrepublik für deren angebliche nationale Schwäche bis 1989 verantwortlich zu machen. Der Begriff der „Konservativen Revolution" ist also für den aktuellen politischen und wissenschaftlichen Diskurs wieder interessant geworden.

In die entgegengesetzte Richtung zeigen einige neuere Veröffentlichungen zur politischen Ideengeschichte der Weimarer Republik. Generell ist zu beobachten, daß ihre Verfasser sich bemühen, die antidemokratische intellektuelle Rechte als Gruppenerscheinung aufzulösen und sie stärker zu individualisieren, wovon nicht zuletzt die Vielzahl von Biographien, vor allem zu Carl Schmitt, beredtes Zeugnis ablegt. Noch weiter als diese historisierenden Versuche gehen zwei Autoren, die den Begriff der „Konservativen Revolution" gleich ganz abschaffen wollen. Neben Panajotis Kondylis hat Stefan Breuer diese Meinung pointiert zum Ausdruck gebracht und in einer groß angelegten Analyse wichtiger Werke der nach seiner Meinung bedeutendsten Autoren der „Konservativen Revolution", wie Hans Freyer, Ernst Jünger, Edgar Julius Jung, Ernst Niekisch, Oswald Spengler und einige andere, zu belegen versucht, daß diese angeblich keinen gemeinsamen Kernbestand politischer Positionen aufweisen.[2] Er setzt sich damit sowohl in Gegensatz zu dem

1 Heinrich August Winkler, Westbindung oder was sonst? Bemerkungen zu einem Revisionsversuch, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 35 (1994), S. 113–117, hier S. 117, eine Besprechung des Buches: Westbindung. Chancen und Risiken für Deutschland. Hrsg. von Rainer Zitelmann, Karlheinz Weissmann und Michael Großheim, Frankfurt a. M. und Berlin 1993.

2 Panajotis Kondylis, Konservativismus. Geschichtlicher Gehalt und Untergang, Stuttgart 1986; Stefan Breuer, Anatomie der Konservativen Revolution, Darmstadt 1993; noch pointierter in einem früheren Aufsatz: vgl. ders., Die „Konservative Revolution" – Kritik eines Mythos, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 31 (1990), S. 585–607.

wissenschaftlichen Inaugurator dieses Begriffes, Armin Mohler,[3] als auch zu der darauf folgenden mohlerkritischen Literatur, für die der Begriff zum Synonym der geistig-politischen Strömungen zwischen Deutschnationalen und Nationalsozialisten geworden ist. Statt dessen plädiert er dafür, diese Gruppe hinkünftig „Neue Nationalisten" zu nennen.

Das Echo auf Breuers Arbeit war überwiegend kritisch, die Akzeptanz seiner neuen Terminologie gering, so daß hier nicht der Ort ist, diesen Diskurs noch einmal in extenso zu führen. Vor allem Norbert Reuter hat die in sich widersprüchliche Argumentation Breuers offengelegt, die zu stark von der Idee geleitet ist, den Begriff der „Konservativen Revolution" als „ideengeschichtliche Fiktion" zu entlarven, darüber aber die vielen Gemeinsamkeiten der Autoren unter den Teppich kehrte.[4] Ich möchte den kritischen Bemerkungen zu Breuer einige neue anfügen, die sich auf die generelle politische Stoßrichtung seiner Beiträge beziehen. Die Auseinandersetzung mit seinen Ergebnissen soll zusätzlich am Beispiel eines weiteren Autors, des früheren Sozialdemokraten und Gewerkschaftsführers August Winnig, vertieft werden. Winnig gehörte nach eigener wie fremder Auffassung zur „Konservativen Revolution", wurde aber von Breuer nicht eigens untersucht. Es wird zu prüfen sein, wo Winnig in der „Konservativen Revolution" steht und welche Stärken und Schwächen der Breuerschen Begrifflichkeiten sich an seinem Beispiel beobachten lassen.

Winnig ist sicherlich kein einfacher Fall, da er eine von vielen Widersprüchen gekennzeichnete Biographie hat. Mohler nannte seinen Werdegang typisch für das Wandern von links nach rechts, sein Biograph Wilhelm Ribhegge bezeichnete ihn als ein „irrendes Gewissen", ein Opfer der Geschichte, sein politischer Weggefährte der Weimarer Zeit, Walter G. Oschilewski, charakterisierte ihn als eine bemerkenswerte Erscheinung der jüngeren deutschen Geschichte, von ebenso vielen Irrtümern geprägt wie die gesamte Epoche.[5] Ohne selber ein herausragender oder besonders eigenständiger Vertreter der „Konservativen Revolution" zu sein, war er in der Öffentlichkeit bekannt, ein vielgelesener Autor und für viele ein Vorbild,[6] für andere dagegen ein „Renegat" der Arbeiterbewegung, die ihn erst groß gemacht hatte. Unbestritten ist sein unrühmlicher Beitrag

3 Armin Mohler, Die Konservative Revolution in Deutschland, 1918–1932. Ein Handbuch, 3., um einen Ergänzungsband erw. Aufl., Darmstadt 1989.

4 Norbert Reuter in seiner Rezension in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 48 (1994), S. 530–532 und Reinhard Mehring in seinem Besprechungsessay: Kritische Theorie und Konservative Revolution. Zu Stefan Breuers Auseinandersetzung mit der Konservativen Revolution, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 34 (1993), S. 476–482; positiv dagegen Hans-Peter Schwarz in: Historische Zeitschrift, Bd. 260 (1995), S. 267 f., der den Begriff „konservative Revolution" als „Un-Begriff" tituliert.

5 Armin Mohler, Die Konservative Revolution ..., a. a. O., S. 415, S. 227, S. 118 und S. 138–142; Wilhelm Ribhegge, August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse, Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 23; Walter G. Oschilewski, Zwischen Revolution und Gegenrevolution. Über August Winnig zum 100. Geburtstag, in: Die Neue Gesellschaft, Jg. 25 (1978), S. 217–222, hier S. 217. Vgl. Klemens von Klemperer, Konservative Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1962, S. 119, der Winnigs Entwicklung als „politische Odyssee" bezeichnet.

6 So auch für Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg (1902–1944, hingerichtet im Zusammenhang mit dem 20. Juli), dem späteren Reichstagsabgeordneten, seit 1932 NSDAP-Mitglied. Er näherte sich dem Nationalsozialismus über die jungkonservative Bewegung. Seine politische Einstellung brachte ihm den Spitznamen „roter Graf" ein. August Winnig begeisterte Schulenburg mit seinen Ideen vom nationalen Arbeitertum. Vgl. dazu Ulrich Heinemann, Ein konservativer Rebell. Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg und der 20. Juli, Berlin 1990.

zum Untergang der Weimarer Republik. Dieser lag in der sprachlichen und gedanklichen Vorbereitung des Nationalsozialismus, vor allem durch den Doppelbegriff „Blut und Boden".[7] August Winnig steht für ein antidemokratisches Denken, das die Weimarer Republik in den Untergang trieb.[8]

Im Folgenden werden Winnigs sozialer Hintergrund, seine ideologischen Positionen und politischen Aktivitäten beleuchtet. Besonderes Augenmerk wird auf seine Haltung zum Nationalsozialismus gerichtet. Für eine politische Positionsbestimmung interessant ist dabei auch sein Engagement in der „Alten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands" (ASP), der er im Juni 1927 beitrat.[9] Winnig wollte aus ihr eine Partei der neuen Arbeiterbewegung mit konservativ-revolutionärer Programmatik machen. Er war damit Teil einer Bewegung, die auf der Suche nach der „dritten Partei" war, wie es Manfred Funke unlängst ausgedrückt hat.[10] Das Experiment ASP scheiterte, und schon im Frühjahr 1929 verließ er diese Splitterpartei wieder, woraufhin er diese kurze Zeitspanne dauerhaft aus der Erinnerung der Nachwelt tilgen wollte.[11]

Ungeachtet der Kürze seiner Mitwirkung und der geringen Bedeutung der Partei lohnt es sich, dieses Lebenskapitel zu untersuchen und zu fragen, inwieweit einem Gegner Weimars, der publizistisch immer und immer wieder die Veränderung des politischen Systems gefordert hatte, nun der Brückenschlag vom Schreiben zum politischen Handeln glückte und warum er mit der ASP letztlich scheiterte. Für diesen Beitrag wurde dazu erstmals Winnigs publizistisches Werk der Jahre 1927–1929 in seiner authentischen Form herangezogen. Auf der Grundlage dieser Zeugnisse läßt sich Winnigs Rolle und Bedeutung in der ASP neu bewerten, die in der Literatur bislang wenig ausführlich und zum Teil fehlerhaft dargestellt wird.[12]

7 Vgl. August Winnig, Der Glaube an das Proletariat, in: Süddeutsche Monatshefte, Jg. 22 (1924/25), S. 1–21, hier S. 5.

8 Vgl. dazu die immer noch grundlegende Arbeit von Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, München 1962 u. ö. (zuletzt 3. Aufl. München 1992, hier wird die umfangreichere erste Auflage zitiert). Eine nicht unkritische Würdigung schrieb Joachim Günther, Vom Sozialdemokraten zum Konservativen. August Winnig zum 75. Geburtstag, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31. 3. 1956; vgl. auch Wiebke von Thadden, August Winnig. 1878–1956, in: Deutsche Demokratie von Bebel bis Heuss. Geschichte in Lebensbildern. Hrsg. von Friedrich Andrae und Sybil Gräfin Schönfeldt, Hamburg 1964, S. 187–204, hier S. 201 f.

9 Bis Juli 1927 hieß sie offiziell „Alte Sozialdemokratische Partei Sachsens (ASPS)", nach ihrem 2. Parteitag dann „Alte Sozialdemokratische Partei Deutschlands (ASPD)", nachfolgend wird sie mit ASP bezeichnet. Vgl. zur ASP Christopher Hausmann, Die „Alte Sozialdemokratische Partei" 1926–1932. Ein gescheitertes Experiment zwischen den parteipolitischen Fronten, in: Demokratie zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933. Hrsg. von Helga Grebing, Hans Mommsen und Karsten Rudolph, Essen 1993, S. 273–95.

10 Manfred Funke, Die Republik der Friedlosigkeit. Äußere und innere Belastungsfaktoren der Epoche von Weimar 1918–1933, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 32–33/94 vom 12. 8. 1994, S. 11–19, hier S. 18.

11 Das Eintrittsdatum ist für den Juni 1927 verbürgt. Über das Austrittsdatum lassen sich nur Mutmaßungen anstellen, da es dazu keine schriftlichen Belege gibt. Die Aussage Richard Schapkes, Winnig werde zusammen mit anderen aus seiner Berliner ASP-Gruppe nach dem 3. Parteitag im November 1928 aus der Partei austreten, ist nicht zu erhärten. Vgl. Richard Schapke, Das Ende der Alten Sozialdemokratischen Partei, in: Nationalsozialistische Briefe, Jg. 4 (1928), H. 9, 1. 11. 1928, S. 138–142, hier S. 142; vgl. August Winnig, Aus zwanzig Jahren, London 1946, S. 20; in seinem Buch: Das Reich als Republik, Stuttgart und Berlin 1928, erwähnt Winnig die ASP mit keinem Wort.

12 Winnig hatte selbst einen Teil seiner Publikationen in dem Sammelband: August Winnig, Wir hüten das Feuer, 2. Aufl., Hamburg 1933 veröffentlicht, viele Artikel aber noch einmal überarbeitet, so daß es

II.

Die „Konservative Revolution" stand nach bisheriger Auffassung in Frontstellung sowohl gegen Liberalismus, Sozialismus, traditionellen Konservatismus als auch den Kapitalismus. Die Vertreter dieser Richtung ersehnten einen autoritären Staat. Demokratie und den über alles verhaßten Parlamentarismus sollte es nicht mehr geben, sozialpolitisch sollten organische, ständestaatliche Ordnungen die Kohäsion des Volksganzen herstellen, bestehende Klassengegensätze und Verteilungskämpfe aufheben. Konservativ war sie insoweit, als sie antirational und antiemanzipatorisch war, revolutionär, weil sie den bestehenden Staat beseitigen und durch die revolutionäre Tat zu seinem Ende bringen wollte.[13] Deuter der „Konservativen Revolution" sehen in ihr den Versuch, den politisch desorientierten Deutschen kompensatorisch für die chaotischen Zeitumstände einen starken, romantisch und sprachlich überhöhten, dabei zutiefst illiberalen Staat schmackhaft zu machen.[14] Sie war ein Ausdruck der geistigen Verwerfungen und Verwirrungen der Zeit, weckte Hoffnungen auf Erlösung und Heilsgewißheit in einem neuen, dem „Dritten Reich" auf deutschem Boden.

Mit dieser Sicht brechen Kondylis und Breuer. Zunächst versuchen beide, die „Konservative Revolution" begrifflich zu demontieren. Kondylis schränkt den Begriff des

[Forts. von Anm. 12]
aus quellenkritischen Erwägungen heraus unumgänglich war, die Originalbeiträge selbst heranzuziehen. Leider hat auch Ribhegge nur den Sammelband benutzt und auf eine Sichtung des Originalmaterials verzichtet. Es wurden Beiträge in der Tageszeitung der Altsozialdemokraten Volksstaat, der von 1926 bis 1929 erschien, der Zeitschrift Widerstand und der Berliner Börsenzeitung (im folgenden BBZ) für die Zeit von Juni 1927 bis Ende 1928 ausgewertet. Zum Widerstand vgl. die Arbeit von Uwe Sauermann, Die Zeitschrift „Widerstand" und ihr Kreis. Die publizistische Entwicklung eines Organs des extremen Nationalismus und sein Wirkungsbereich in der politischen Kultur Deutschlands 1926–34, Diss. Augsburg 1984. Ausgewertet wurden: *1. Beiträge in Widerstand:* Überfremdung, in: a. a. O., Jg. 2 (1927), Nr. 5/6, S. 45–66 [Juni 1927]; Volkstum und Staatlichkeit, in: a. a. O., Jg. 3 (1928), Nr. 1, Januar 1928, S. 3–10; Der deutsche Arbeiter und die deutsche Wirtschaft, in: a. a. O., Nr. 2, 10. Februar 1928, S. 30–36; Deutsche Renaissance, in: a. a. O., Nr. 3, 10. März 1928, S. 59–63; Der Wahlkampf, in: a. a. O., Nr. 5, 10. Mai 1928, S. 101–103; Die Strömungen in der deutschen Innenpolitik, in: a. a. O., Nr. 7, 10. Juli 1928, S. 165–167; Nach zehn Jahren, in: a. a. O., Nr. 9, 10. September 1928, S. 202–210; Legenden um den deutschen November, in: a. a. O., Nr. 11, 10. November 1928, S. 262–266; *2. Beiträge in Der Volksstaat, Dresden:* Ein Schulbeispiel, in: a. a. O., 23. 7. 1927 (Leitartikel); Von deutscher Wirtschaft, in: a. a. O., 8. 8. 1927 (Leitartikel); Vierhundert Tage in Ostpreußen. Ein Nachwort, in: a. a. O., 25. 10. 1927 (Leitartikel); Die Berufung des deutschen Arbeiters, in: a. a. O., 15. 12. 1927 (Leitartikel); Die Presse des Parteisozialismus, in: a. a. O., 20. 12. 1927 (Leitartikel); Wehrhafter Volksstaat, in: a. a. O., 7. 1. 1928 (Leitartikel); Der Kampf um Berlin, in: a. a. O., 21. 2. 1928 (Leitartikel); Was nennen Sie eigentlich Reaktion? Eine Frage an die Linke, in: a. a. O., 26. 4. 1928 (Leitartikel); Unser Wahlkampf. Appell an die Jugend, in: a. a. O., 16. 5. 1928 (Titelseite); *3. Leitartikel in anderen Zeitungen/Zeitschriften:* Der Sachsenkrieg, in: BBZ, Nr. 189 vom 24. 4. 1926; Die Gewerkschaften und die Wirtschaftskrisis, in: ders., Wir hüten das Feuer, a. a. O., S. 152–160, Juni/Juli 1927 (2 Beiträge); Der Arzt am Volke, in: BBZ, Nr. 579 vom 11. 12. 1927; Eine Frage an die Linke, in: ders., Wir hüten das Feuer, a. a. O., S. 88–91, Mai 1928. Vgl. Hannah Vogt, Der Arbeiter. Wesen und Probleme bei Friedrich Naumann, August Winnig, Ernst Jünger, 2., durchges. Aufl., Göttingen 1945, hier S. 8 und S. 12. Mohler erhebt ihn irrtümlich gleich zum Mitbegründer der ASP, vgl. Armin Mohler, Die Konservative Revolution ..., a. a. O., S. 415, genau wie das Internationale Biographische Archiv (Munzinger-Archiv) in der Lieferung 26/62 vom 30. 6. 1962.

13 Vgl. den Artikel: Konservatismus, in: Handbuch politischer Theorien und Ideologien. Hrsg. von Franz Neumann, Reinbek 1987, S. 65 ff.

14 Manfred Funke, Republik der Friedlosigkeit, a. a. O., S. 18 spricht wörtlich von der „Drogen-Romantik einer sprachmächtigen heroischen Gefühligkeit" des Begriffes der „Konservativen Revolution".

„Konservativen" historisch auf einen Epochenbegriff der Adelsvormacht in Europa ein und lehnt folglich jeden Gebrauch des Begriffes über das 19. Jahrhundert hinaus ab. Breuer übernimmt diese Definition, geht aber noch über sie hinaus. Er versucht, den Begriff „Konservative Revolution" auch inhaltlich ad absurdum zu führen. Anders als für Martin Greiffenhagen, der die „Konservative Revolution" als letzte Erscheinung des deutschen Konservatismus versteht,[15] ist sie für ihn ein Krisensymptom modernen Denkens. Neben einer antiliberalen Grundhaltung habe es bei den zur „Konservativen Revolution" zählenden Autoren keinen gemeinsamen ideologisch-politischen Kernbestand, sondern nur divergierende Standpunkte gegeben. Daher könne man nicht von *der* „Konservativen Revolution" sprechen, und der Begriff gehöre ganz aus der Forschung gestrichen.[16] Breuer hält den schon von Waldemar Gurian 1932 eingeführten Begriff des „Neuen Nationalismus" für besser geeignet, die verschiedenen Ansätze zusammenzufassen. Dieser „Neue Nationalismus" sei die charismatische Variante des Nationalismus, nicht des Konservatismus, sozial inklusiv, nach innen diktatorisch, nach außen revisionistisch, aber nicht rassistisch aufgeladen. Das unterscheide ihn in letzter Konsequenz auch vom Nationalsozialismus.[17]

Diese begriffliche und inhaltliche Destruktion kann nicht überzeugen, da sie halbherzig geschieht, das Phänomen der „Konservativen Revolution" inhaltlich nicht erschöpfend erfaßt und einen neuen Begriff einführt, der unschärfer ist als der bisher verwendete. Halbherzig ist die Destruktion deshalb, weil zwar der „konservative" Charakter der Autoren heftig abgestritten wird, nicht aber das „Revolutionäre" in ihrem Denken. Im Falle des „Konservatismus"-Begriffes von Kondylis ist unklar, warum er mit viel Aufwand einen Begriff zerschlagen will, der in der zeitgenössischen politischen Debatte nach wie vor unverzichtbar ist. Kurt Lenk hat in überzeugender Weise die nominalistische Methode Kondylis' kritisiert und vor „vorzeitigen Grablegungen" gewarnt.[18] Es kann inder Tat nicht um eine historisch eingeengte Definition des „Konservatismus"-Begriffs gehen, sondern um die Bezeichnung von politischen Grundeinstellungen, die mit den Zeiten selbstverständlich wechseln können – Metamorphosen der Zeit, wie Lenk sie nennt – und daher nicht historisierbar sind. Kondylis erweckt insgesamt den Eindruck, sein Hauptanliegen sei es, in apologetischer Absicht den Konservatismus aus der zeitgeschichtlichen Verantwortung herauslösen zu wollen.

Das Adjektiv „revolutionär" wird dagegen von Breuer explizit als zutreffend bezeichnet.[19] Da also weder „konservativ" noch „revolutionär" schlüssig widerlegt wurden, bleibt das Konstrukt der „Konservativen Revolution" auch nach Breuer bestehen und die inhaltliche Definition gültig, wie sie etwa Ingeborg Maus geleistet hat: Die „Konservative Revolution" war die „Schwelle, von der ab Konservatismus von wesentlich defensiven zu offensiven Strategien übergeht [...] er begreift sich als Suche nach einem neuen

15 Martin Greiffenhagen, Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland, München 1971, S. 243 f.
16 Stefan Breuer, Anatomie ..., a. a. O., S. 5 und S. 181; Panajotis Kondylis, Konservativismus ..., a. a. O., S. 448 und S. 475 ff.
17 Stefan Breuer, Anatomie ..., a. a. O., S. 193 f.
18 Kurt Lenk, Deutscher Konservatismus, Frankfurt a. M und New York 1989, S. 27 ff.
19 Stefan Breuer, Anatomie ..., a. a. O., S. 191.

systematischen Ansatz".[20] Dieser „revolutionäre" Konservatismus war eine neue Spielart des Konservatismus, der sich unter den veränderten Rahmenbedingungen der Weimarer Republik ein neues Ziel suchen mußte und sich dabei von Tradiertem lossagte. Diese Definition deckt sich vollkommen mit dem Selbstverständnis der Autoren. Liest man bei August Winnig nach, so findet man dort genau diesen revolutionären Konservatismus wiedergegeben: „Konservativ heißt in diesem Falle das innere Verbundenbleiben mit dem volkhaften Lebensgrunde, heißt Bewahrung unserer seelischen Form. Aber konservativ kann nicht der endgültige Ausdruck des Widerstands sein, vielmehr ist es sein geschichtlicher Beruf, sich im Zeitmaße der vordringenden Auflösung zum schöpferischen Revolutionärtum zu entfalten."[21]

Breuers Entdeckungen über den wenig geschlossenen ideologischen Charakter der „Konservativen Revolution" sind ebenfalls nicht neu. Schon Mohler wußte wie die Protagonisten selber, daß sie keine ausgearbeitete, geschlossene Ideologie oder gar ein fertiges politisches Programm darstellte. Es darf auch bezweifelt werden, ob eine inhaltliche Zusammenfassung um jeden Preis den eigentlichen Kern des Problems trifft. Breuer fragt weder nach dem Selbstverständnis dieser Autoren als Gruppe, noch nach ihrer wirkungsgeschichtlichen Bedeutung. Denn ungeachtet aller Unterschiede betrachteten sich die Autoren der „Konservativen Revolution" durchaus als distinkte Gruppe, wovon die enorme Zahl von Publikationen, Organisationen und Kontakten der rechtsintellektuellen Szene zeugt. Breuers zergliedernde Methode bekommt den wichtigen Aspekt des Selbstverständnisses der Autoren sowie ihre Vernetzung und extrem hohe Binnenkommunikation nicht in den Blick. Das Beispiel August Winnig zeigt dieses Selbstverständnis eindrucksvoll: Er berief sich auf Oswald Spengler, Arthur Moeller van den Bruck, Gustav Sondermann, die Zeitschrift „Deutsches Volkstum", die Literaten Hans Grimm, Hans Blunck, Erwin Guido Kolbenheyer und Friedrich Schauwecker,[22] er zählte zum weiteren Umkreis des Juni-Klubs um Arthur Moeller van den Bruck, seit 1923 unterhielt er Kontakte zu Jungkonservativen, die auf die deutschnational geprägte „Berliner Börsenzeitung" Einfluß hatten.[23] Sein 1928 erschienenes Buch „Das Reich als Republik", eine seinerzeit einflußreiche Gesamtdarstellung der Weimarer Republik, nach Sontheimer einer der wichtigsten Texte der „Konservativen Revolution", fand ein breites Echo auch außerhalb seiner politischen Kreise.[24] Die neuerliche Verwendung des Begriffes „Neuer Nationalismus", der bei Breuer genau die Positionen derselben Autoren umfaßt, die angeblich wegen zu geringer Gemeinsamkeiten gar nicht zusammengehören, ist methodisch unhaltbar, der Begriff selber viel zu allgemein und unspezifisch.

Die Frage nach der Bedeutung der „Konservativen Revolutionäre" für die zeitgenössische Demokratiekritik und ihre „Spätfolgen" ist entscheidend. Ähnlich wie Kondylis scheint es Breuer um eine politische Neubewertung zu gehen. Er streitet einen wie auch

20 Ingeborg Maus, Gesellschaftliche und rechtliche Aspekte der „Konservativen Revolution", in: dies., Rechtstheorie und Politische Theorie im Industriekapitalismus, München 1986, S. 141–171, hier S. 142.

21 August Winnig, Das Reich als Republik, a. a. O., S. 339.

22 August Winnig, Deutsche Renaissance, in: Widerstand, Jg. 3 (1928), 10. März, S. 59–63, hier S. 63.

23 Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus" in Deutschland 1919–1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik, München 1985, S. 245.

24 Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken ..., a. a. O., S. 297.

immer gearteten deutschen „Sonderweg" kategorisch ab und will die „Konservativen Revolutionäre" gleich nach zwei Seiten hin entlasten: Sie waren für ihn weder „konservativ", noch Vorläufer der Nationalsozialisten. Auch im internationalen Vergleich mit dem französischen oder italienischen Nationalismus kann er nichts Besonderes an den „Konservativen Revolutionären" entdecken. Wer aber, wie Breuer, im Gegensatz zu Hans-Ulrich Wehler behauptet, das deutsche Kaiserreich sei keine konservativ-restaurative, sondern eine durch und durch liberale Gesellschaft gewesen, der es lediglich an einigen Insignien der Liberalität gefehlt habe,[25] wer für die Entstehung des aggressiv gefärbten deutschen Nationalismus nach 1918 so viel Verständnis zeigt wie er und meint, es sei eben ein wenig „viel verlangt", von ehemaligen Frontkämpfern gleich ein Bekenntnis zur Republik zu erwarten,[26] der entschuldet, ungewollt oder gewollt, die deutsche Rechte vorschnell und zu pauschal von den Verantwortlichkeiten, die zur Instabilität und zum Kollaps der ersten deutsche Demokratie geführt haben.

III.

Breuer stellt die sozialen Hintergründe und interessanterweise besonders die generationalen Gemeinsamkeiten seiner Autoren deutlich und mit großer intellektueller Schärfe heraus. Diese Teile seiner Arbeit sind mit großem Gewinn zu lesen. Danach kamen die meisten Autoren aus bürgerlichem Hause, verbrachten die Zeit ihrer Primärsozialisation in kleineren Provinzstädten, waren religiös, überwiegend protestantisch geprägt, hatten Abitur und Studium absolviert. Sie entstammten der Frontgeneration, die ihre entscheidende Lebensprägung durch die Teilnahme am Ersten Weltkrieg gewonnen hatte. Die drei Hauptmerkmale der Mentalität dieser Generation waren die Bestrebung, die Kriegsstimmung auch nach 1918 wachzuhalten, offene Gewaltbereitschaft sowie ein ausgeprägter Männlichkeitskult. Das Erlebnis des Krieges wurde als Reaktion auf die Niederlage glorifiziert, die Selbstorganisation in Wehrbünden und Freikorps sollte das Fronterlebnis konservieren. Die Weimarer Demokratie galt als schwach, als „weiblich", der zukünftige Staat sollte statt dessen männlich, gewaltbereit und unnachsichtig werden. Grundlage war eine fundamentale Angst vor den schier unsteuerbaren modernen technischen Prozessen, die man im Krieg hatte erfahren müssen. Die eigene Ohnmacht wurde in einem Akt der Identifikation mit dem Aggressor umgedeutet und dafür die amorphe Wirklichkeit der modernen Massengesellschaft attackiert.[27]

August Winnig läßt sich, allerdings mit einigen signifikanten Abweichungen, durchaus in diese soziale Anamnese der „Konservativen Revolution" einordnen. Er war kein Kind des Bürgertums, doch gelang es ihm nachträglich, ins Bürgertum aufzusteigen, wobei dies besonders über Bildung und Statuserhöhungen im Beruf vonstatten ging. August Winnig war 1878 im braunschweigischen Blankenburg am Harz als Sohn eines Totengräbers geboren worden. Er ging zunächst in die Maurerlehre. Seit 1896 SPD- und

25 Stefan Breuer, Anatomie ..., a. a. O., S. 15.
26 A. a. O., S. 47.
27 A. a. O., S. 25–48, besonders die Seiten 38 ff.

Gewerkschaftsmitglied, durchlief er dann kontinuierlich alle üblichen Karrierestationen eines Arbeiterfunktionärs. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde er hauptamtlicher Vorsitzender des Bauarbeiterverbandes in Hamburg. Im Weltkrieg wandte sich Winnig immer stärker von der Arbeiterbewegung ab, deren interne Debatte um die Kriegskredite er als Schwächung des Wehrwillens und des nationalen Bewußtseins ansah. Selbst zu alt für einen Fronteinsatz, arbeitete er an der „Heimatfront" mit, wo er, wie viele andere neben ihm, die gesellschaftliche Mobilisierung und das erzwungene Zusammenrücken aller Deutschen als tief befriedigendes Gefühl erlebte.[28] Winnig war, wie Rosa Luxemburg es einmal ausdrückte, ein zutiefst konservativer Mensch mit einem ausgeprägten Bedürfnis nach sozialer und politischer Harmonie.[29]

Hand in Hand mit der Loslösung von der Arbeiterklasse ging eine Umstrukturierung der Persönlichkeit.[30] Kriegsende, Niederlage und Revolution wurden ihm zu traumatischen Erlebnissen. Die entscheidenden Stationen seiner kurzen Karriere als Funktionär des noch jungen demokratischen Deutschland durchlief er im deutschen Osten, seit Juli 1919 als Oberpräsident der Provinz Ostpreußen in Königsberg. Sein Verhalten im Kapp-Putsch 1920, während dessen er auf seiten der Putschisten stand, führte zum jähen Bruch seiner Karriere und zum Ausschluß aus Gewerkschaft und SPD. Winnigs Identifikation mit bürgerlichen Lebens- und Verhaltensformen ging infolgedessen weit über das Maß des Normalen hinaus und erklärt vieles an der bitteren Kritik, mit der er seine frühere politische Heimat bis zum Ende der Weimarer Republik übergoß.

Seit 1920 lebte Winnig als Schriftsteller zunächst in Königsberg, Hamburg und Berlin, schließlich ab 1923 in Potsdam. Er entfaltete eine reiche publizistische Tätigkeit, so u. a. als ständiger Mitarbeiter der „Berliner Börsenzeitung" und anderer rechtsbürgerlicher Blätter.[31] Während und nach seiner Zeit in der ASP gab er zwischen 1927 und 1930 zusammen mit Ernst Niekisch die nationalrevolutionäre Zeitschrift „Widerstand" heraus. Im Juli 1930 schloß er sich, ohne nennenswerte Aktivitäten an den Tag zu legen, der DNVP-Abspaltung der „Konservativen Volkspartei" an. Die Beseitigung der Weimarer Republik 1933 empfand Winnig wie viele andere als Befreiung. Zwischen 1933 und 1945 trat er politisch nicht mehr hervor, sondern erwarb sich Ansehen als christlicher Redner und Autor sowie als Verfasser von heimattümlicher Literatur. Der Zusammenbruch 1945 war für Winnig dann der endgültige Zerfall seiner bürgerlichen Vorstellungswelt. 1953 verlieh ihm die Theologische Fakultät der Universität Göttingen, wohl in Würdigung seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die Ehrendoktorwürde. Winnig erhielt zeitgleich auch das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Er starb 1956 in Bad Nauheim.[32]

28 Zu der Fragwürdigkeit des auch in Arbeiterkreisen angeblich weitverbreiteten patriotischen Gefühls und seiner Instrumentalisierung durch führende Kreise der SPD vgl. jetzt Wolfgang Kruse, Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1994. Generell zum Ersten Weltkrieg neuerdings: Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. Hrsg. von Wolfgang Michalka, München und Zürich 1994.

29 Zitiert nach Walter G. Oschilewski, Revolution und Gegenrevolution, a. a. O., S. 219.

30 Wilhelm Ribhegge, August Winnig, a. a. O., S. 19 und S. 220 ff.

31 Winnigs bekannteste Werke waren: Vom Reich zur Republik, die erste Gesamtdarstellung der Geschichte der Weimarer Republik, von 1928 sowie das Buch: Vom Proletariat zum Arbeitertum, Hamburg 1930. Daneben verfaßte er mehrere autobiographische Schriften, u. a.: Frührot, Stuttgart 1924 und Aus zwanzig Jahren, London 1946, für unsere Zeit die wichtigste autobiographische Schrift Winnigs.

32 Vgl. Universitätsarchiv Göttingen, Theologische Fakultät, Nr. 173.

Breuers Analyse der generationalen Einheit der „Konservativen Revolutionäre" läßt sich ebenso auf August Winnig anwenden. Er teilte mit den übrigen Autoren der „Konservativen Revolution" die Verherrlichung der *Jugend.*[33] Er glorifizierte den bildungsbürgerlichen Mythos dieser Generation, die sich schon vor 1914 dazu aufgerufen sah, einen neuen Staat aus dem Chaos eines umfassenden Krieges zu erschaffen. Winnig war davon überzeugt, nur die Gewinnung der jungen Generation könne die Nation politisch wieder handlungsfähig machen. Er setzte dabei insbesondere auf die bündische Jugend, die er als „Träger eines erneuerten Nationalismus" ansah.[34] Winnigs große Artikel, die zur Wahl der ASP bei den Reichstagswahlen 1928 aufriefen, lauteten folgerichtig: „Appell an die Jugend".[35] Eng damit zusammenhängend, tritt Winnigs übersteigertes Männlichkeitsdenken deutlich hervor, das das Potente und Starke als wahrhaft politisch herausstreicht. In für die „Konservative Revolution" typischer Weise verherrlichte er alles Maskuline, umgekehrt war sein Alptraum die angebliche Entmannung, die dem deutschen Staate im Kriege und mit dem Versailler Vertrag widerfahren sei.[36]

Was die politischen Grundorientierungen anbelangt, gab es innerhalb der „Konservativen Revolution" erhebliche Divergenzen. Bei den *wirtschaftspolitischen* Fragestellungen standen harsche antikapitalistische Positionen neben denen des klassischen Manchesterliberalismus.[37] Winnig machte dabei keine Ausnahme. In seinen antikapitalistischen Zügen stellte er den individualistischen, auf Mehrwert orientierten Kapitalismus gegen eine gute, an der Bedarfsdeckung der Volksgemeinschaft orientierte Wirtschaft. Durch den Versailler Vertrag und den Schuldendienst sah er das deutsche Volk vollkommen in die Abhängigkeit des internationalen Kapitals gelangt. Winnig propagierte eine autarkistische und protektionistische Wirtschaftspolitik, die besonders der deutschen Landwirtschaft zugute kommen sollte. Dabei waren seine Gedanken stark von der „Raumbegrenztheit" der deutschen Wirtschaft und deren Zwang zu Exporten geleitet. Dann wiederum finden sich wie in einer Gemengelage liberale Standpunkte, Subsidiaritätsvorstellungen einer romantisch verklärt wirkenden vormodernen Gesellschaft sowie harsche Kritik an der modernen Form des sozialen Interventions- und Wohlfahrtsstaates. Es ist heute kaum begreiflich, daß ein früherer Gewerkschaftsführer wie Winnig solche Parolen vor sich hertragen konnte.[38]

Winnigs *Staatsbegriff* war ebenso stark von den Ideen seiner ideologischen Mitstreiter geprägt. Die Nation, der Staat und das Volk standen im Zentrum seines politischen Denkens. Der „Feind" war die Allianz der Siegermächte von Versailles, deren Stellvertreter in Deutschland der politische Liberalismus, der einen möglichen Wiederaufstieg

33 Vgl. dazu umfassend Barbara Stambolis, Der Mythos der jungen Generation. Ein Beitrag zur politischen Kultur der Weimarer Republik, phil. Diss., Bochum 1982, S. 3 ff. und S. 274 ff.

34 Wilhelm Ribhegge, August Winnig, a. a. O., S. 243.

35 August Winnig, Unser Wahlkampf. Appell an die Jugend, in: Der Volksstaat vom 16. 5. 1928. Eine nahezu identische Version findet sich zuvor unter dem Titel: Wahlkampf, in: Widerstand, Jg. 3 (1928), H. 5, 10. Mai, S. 101–103.

36 Vgl. August Winnig, 400 Tage Ostpreußen, Dresden 1927, S. 6, und ders., Das Reich als Republik, S. 115, S. 67 u. ö.

37 Stefan Breuer, Anatomie ..., a. a. O., S. 59 ff.

38 Vgl. dazu August Winnig, Von deutscher Wirtschaft, in: Der Volksstaat vom 8. 8. 1927, sowie ders., Der deutsche Arbeiter und die deutsche Wirtschaft, in: Widerstand, Jg. 3 (1928), 10. Februar, S. 30–36; zur Kritik am Sozialstaat: ders., Der Arzt am Volke, in: Wir hüten das Feuer, a. a. O., S. 199–202.

Deutschlands verhinderte. Gesellschaftlicher Pluralismus, Verbände oder Parteien, die eine Fragmentierung von Interessen bedeuteten, erschienen ihm wie anderen Autoren der „Konservativen Revolution" als Bedrohung der inneren Einheit, eine Gefahr für den Willen zur Überwindung der nationalen „Knechtung". Die Außenpolitik des Revisionismus der Versailler Ordnung war für Winnig die alles dominierende Frage. Insofern war Winnig „Nationalist" durch und durch und dem Befund Breuers in allen Punkten zuzuordnen. Die Reichsidee wurde zum Leitmotiv der Staatsvorstellung Winnigs, wonach in einem zukünftigen deutschen Reich endlich wieder ein „wesenhaft deutscher Staat" entstehen sollte. Winnigs Denken war dabei zum Teil auch völkisch geprägt. Zentraler Begriff in dieser Argumentation war der der „Überfremdung".[39] Es ging um die Reinerhaltung der deutschen Art, die Winnig durch den Geist des liberalen Westens gefährdet sah. „Artfremd" oder „artgemäß" waren häufig verwendete Wörter. Dies kam schon sehr nahe an einen rassisch determinierten Volksbegriff heran, denn Winnig fand die griffigste und vitalistischste Formel für das Volkhafte, den Begriff „Blut und Boden", die angeblich das Leben der Völker bestimmten. Auch darin unterschied er sich kaum von anderen Autoren der „Konservativen Revolution" wie etwa Ernst Jünger.[40]

IV.

Was Winnig von anderen deutlich unterschied, war sein Versuch, durch das Engagement in einer Partei seine Ideen zu verbreiten. Parteiarbeit schien mit dem Bekenntnis zur „Konservativen Revolution" eigentlich unvereinbar.[41] Nicht so bei Winnig, dessen Fall beweist, daß die Spannbreite politischer Aktionsformen innerhalb der „Konservativen Revolution" sehr groß sein konnte, was Breuer nicht gesehen hat. Mohler attestiert den Jungkonservativen – und hier erweist sich Winnig als ein typischer Vertreter dieser Strömung –, noch am ehesten zu einer Auseinandersetzung mit der Weimarer Republik und zu einer gewissen Annäherung an sie bereit gewesen zu sein.[42] In der ASP bot sich Winnig dafür ein Forum.

Die Alte Sozialdemokratische Partei Sachsens befand sich zum Zeitpunkt des Beitritts Winnigs in einer schwierigen Phase der Neuorientierung. Sie war die einzige Rechtsabspaltung der Weimarer Sozialdemokratie, entstanden aus der Sezession von 23 der 40 sächsischen SPD-Landtagsabgeordneten im Januar 1924, die gegen die linke Fraktionsminderheit die Bildung einer Großen Koalition mit der DVP nach der Reichsexekution 1923 befürworteten. Nach zwei Jahren des heftigen parteiinternen Streites, des sog. Sachsenkonfliktes,[43] kam es im April 1926 dann zur Parteispaltung und im Juni 1926 zur Gründung der ASP. Die Landtagswahlen 1926 verschafften den Altsozialisten die entscheidenden Stimmen zur Bildung einer Rechtskoalition aus DDP, DVP,

39 August Winnig, Überfremdung, in: Widerstand, Jg. 2 (1927), H. 5/6, Juni, S. 45–66.
40 Stefan Breuer, Anatomie ..., a. a. O., S. 83.
41 Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken ..., a. a. O., S. 36.
42 Armin Mohler, Die Konservative Revolution ..., a. a. O., S. 142.
43 Vgl. dazu neuerdings Stephan Voßen, Der Sachsenkonflikt, in: Demokratie zwischen Saale und Elbe, a. a. O., S. 263–272.

Aufwertungspartei und Wirtschaftspartei, die im Juni 1927 sogar noch um die DNVP ergänzt wurde. Der Chefredakteur ihres Parteiorgans „Der Volksstaat" war Ernst Niekisch, selbst früherer Sozialdemokrat.[44] Er machte aus der politisch führungslosen ASP eine Partei nationalrevolutionären Zuschnitts. Diese „neue" ASP wurde zusehends in rechtsbürgerlichen, bündischen und Wehrkreisen attraktiver, zu denen Winnig schon seit 1923 gute Kontakte unterhielt.[45]

Die früheste Auseinandersetzung Winnigs mit den sächsischen Parteiquerelen datiert vom April 1926, nachdem sich die 23 offiziell als „Alte Sozialdemokratische Fraktion" im Sächsischen Landtag formiert hatten. Für Winnig war die Politik der sächsischen Rechtssozialdemokraten lediglich eine Variante des Revisionismusstreites, „ein Kampf alter Menschen um alte Dinge". Doch schon im Oktober 1926 begrüßte Winnig die unter Niekisch zu erkennende Neuformierung in Richtung auf eine nationale Arbeiterpartei. Im Juni 1927 dann, vor dem 2. Parteitag der ASP, auf dem Niekisch die entscheidende programmatische Rede für eine Partei des nationalrevolutionären Arbeitertums halten sollte, trat August Winnig der Alten Sozialdemokratischen Partei bei.[46]

Winnigs konservativen Lesern und Freunden war allerdings nicht verborgen geblieben, wie widersprüchlich es war, daß der bekannte Parteienkritiker Winnig wieder aktiver Politiker werden wollte. Ruft man sich Winnigs haßerfüllte Tiraden auf das Weimarer Parteienwesen im allgemeinen und die Sozialdemokratie im besonderen ins Gedächtnis, so war sein Schritt zur ASP in der Tat erklärungsbedürftig.[47] Und manche werden sich an seine Worte erinnert haben, wonach er wie alle anderen „Renegaten" der Weimarer Parteien nicht daran dächte, sich erneut einer Partei anzuschließen, statt dessen lieber auf politische Arbeit verzichtete, als einer Partei wieder Gewalt über seine Gesinnung einzuräumen.

44 *Ernst Niekisch* (1889–1967), Volksschullehrer, 1917 SPD, Februar 1919 bis April 1919 Präsident des Zentralrats der Arbeiter-, Bauern- und Sozialräte Bayerns, Mai 1919 USPD, Oktober 1921 bis September 1922 Vorsitzender der USPD-Landtagsfraktion in Bayern, Oktober 1922 erneut SPD, November 1922 bis Juli 1926 Jugendsekretär im Hauptvorstand des Textilarbeiterverbands in Berlin, Juli 1926 Austritt aus der SPD, dann ASP, Juli 1926 bis Mai 1928 Chefredakteur des ASP-Zentralorgans Der Volksstaat in Dresden, November 1928 Austritt aus der ASP; 1926–1934 Herausgeber der Zeitschrift Widerstand. Blätter für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik, seit Oktober 1932 der Wochenschrift Entscheidung. Vgl. vor allem Ernst Niekisch, Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs, Bd. 1: Gewagtes Leben 1889–1945, Köln 1974, S. 120–125; Hans Buchheim, Ernst Niekischs Ideologie des Widerstands, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 4 (1957), S. 334–351; Friedrich Kabermann, Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs. Leben und Denken Ernst Niekischs, Köln 1973; vgl. auch den Beitrag von Michael Pittwald, Zur Entwicklung völkischen Denkens in der deutschen Arbeiterbewegung: der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch, in diesem Heft, S. 3–22.

45 Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus" ..., a. a. O., S. 247.

46 August Winnig, Der Sachsenkrieg, in: BBZ, 24. 4. 1926; ders., Zu den Wahlen in Sachsen, in: BBZ, 29. 10. 1926. Dort heißt es: „Alle Hoffnungen, die man zur Zeit für die deutsche Arbeiterbewegung haben kann, ruhen heute bei den sächsischen ‚Altsozialisten'." Vgl. BBZ, Nr. 297 vom 29. 6. 1927, „Winnig den sächsischen Altsozialisten beigetreten". Vgl. das Grundsatzreferat Ernst Niekischs auf dem 2. Parteitag 1927: Die zukünftigen Aufgaben der ASPS, abgedruckt in: Protokoll des ASP-Parteitags 1927, Dresden 1927, S. 100–115, schärfer und kompromißloser ders., Die Alte Sozialdemokratische Partei, in: Widerstand, Jg. 2 (1927), H. 7/8, S. 69–78.

47 Vgl. zum Beispiel August Winnig, Die Parteien, in: ders., Wir hüten das Feuer, a. a. O., S. 37–39. Dort spricht er u. a. von der Unterwerfung der Parteien unter die Masse, ihre Führungs- und Konzeptionslosigkeit und dem „Schmutz des Parteiwesens", den eine deutsche Revolution beseitigen werde.

In einer längeren Rechtfertigung schrieb er, zwar sei der „Widerwille gegen das Parteiwesen" immer noch „eine der gesündesten Regungen in unserem Volke", doch begnüge er sich nicht länger, nur gegen etwas zu sein. Er wolle etwas Positives bewirken, und dafür müsse man darlegen, wofür man eintrete und wie man dies zu erreichen gedenke.[48] Winnig wollte mithelfen, aus der ASP eine „dritte Partei" zu machen, deren Funktion innerhalb der politischen Kultur der Weimarer Republik als die einer „Chiffre kultischer Imperialität", nach der die unruhigen Zeiten förmlich verlangten, gedeutet wurde. Zu ihren Charakteristika zählten die Synthese aus Nationalismus und Sozialismus sowie eine völkische Gesinnung. Zentrale Begriffe waren ihr die Betonung der Tat und des unbedingten politischen Willens.[49]

Was Winnig mit der ASP erreichen wollte, war zunächst ein *neuer Sozialismus.* Dieser „Sozialismus", wie ihn Winnig schon im Ersten Weltkrieg vertreten und 1925 in seinen „21 Thesen zur Arbeiterbewegung" dargelegt hatte,[50] war in nichts mehr mit dem traditionellen Sozialismus der marxistischen Arbeiterbewegung vergleichbar, den Winnig abwertend nur noch den „Parteisozialismus" nannte. Die neue Definition des Sozialismus lautete, er sei eine auf Volkstum und Staatlichkeit bezogene Tugend, ein Sozialismus, der nach Hingabe des einzelnen an den Staat verlange, nicht länger den Einzelinteressen und deren materieller Befriedigung diene. Dieser Sozialismus war nur noch eine Gesinnung, eine innere Einstellung und verlor jeglichen klassenbezogenen Charakter, dem faschistischen Sozialismusverständnis darin ähnelnd.[51] Winnig hatte diesen pervertierten Sozialismusbegriff von Moeller van den Bruck und Spengler entlehnt. Deren Mythos eines „Deutschen" oder auch „Preußischen Sozialismus" fußte auf den sozialegalitären und mobilisierenden Erfahrungen des Ersten Weltkrieges. Der deutsche Staatsgedanke sollte den des Klassenkampfes, der als Bedrohung und Spaltung der Nation empfunden wurde, ersetzen. Dementsprechend war dieser „Deutsche Sozialismus" geprägt von Pflichten und Fügung in das Ganze, „disziplinierte Ordnung," ein „Staat in höchster Vollendung", mit einem Wort „preußisch". Die ASP sollte die „Keimzelle" dieses neuen Sozialismus werden. Winnig reüssierte mit diesem Gerede unter anderem auch deshalb, weil er im Gegensatz zu fast allen anderen „konservativen Revolutionären" den „alten" Sozialismus selber gelebt und überwunden hatte. Diese persönliche Autorität als Mann der Arbeiterklasse verlieh ihm bei seinen neuen politischen Freunden einen nahezu unantastbaren

48 August Winnig, Der Schritt zur Partei, in: BBZ, 3. 7. 1927. Es ist interessant, die Version dieses Artikels mit der späteren zu vergleichen, die Winnig in der schon zitierten Aufsatzsammlung: Wir hüten das Feuer 1933 publizierte. Sprach Winnig 1927 von einem neuen Sozialismus, der erst noch Gestalt gewinnen müsse, so hieß es 1933, wohl dem Zeitgeist geschuldet, ein neuer „nationaler Sozialismus" müsse noch Gestalt gewinnen, vgl. a. a. O., S. 161.

49 Manfred Funke, Die Republik der Friedlosigkeit, a. a. O., S. 18 f.

50 Vgl. dazu August Winnig, 21 Thesen zur Arbeiterbewegung, vom Sommer 1925, in: ders., Wir hüten das Feuer, a. a. O., S. 142–145. Dort heißt es: „Sozialismus heißt: Überwindung des individuellen Eigennutzes durch das Bewußtsein einer höheren Gemeinschaft; Herrschaft des Inwendigen über das Äußere; Herrschaft des Wertes über die Sache; Herrschaft des sittlichen Wollens über Niedrigkeit und Roheit." Zitat a. a. O., S. 144; siehe auch Klemens von Klemperer, Konservative Bewegungen, a. a. O., S. 77.

51 Vgl. August Winnig, Der Schritt zur Partei, in: BBZ, 3. 7. 1927; vgl. dazu auch den äußerst kritischen Artikel: Winnigs neuer Sozialismus, in: Leipziger Volkszeitung vom 6. 7. 1927, sowie: Winnig über die Mission der Asozialen, in: a. a. O. vom 25. 7. 1927.

Status. Er symbolisierte in seinem Werdegang den Weg, den man vom ganzen deutschen Volk erwartete, er war der Prototyp.[52]

In unmittelbarem Zusammenhang damit stehen auch Winnigs Begriffe des „Arbeiters" und des „Arbeitertums". Der Begriff des Proletariers in seiner neuen Bedeutung stammte ebenfalls von den Urvätern der „Konservativen Revolution". Schon Moeller van den Bruck hatte in bewußter Durchbrechung des klassenbezogenen Begriffes behauptet, Proletarier sei, wer sich als Proletarier fühle.[53] Winnig formte daraus seinen neuen „Arbeiter", losgelöst von jedem sozioökonomischen Verständnis. Umfassendstes und zugleich grundlegendes Zeugnis dieser Interpretation war sein Aufsatz „Der Glaube an das Proletariat" von 1924.[54] Die deutsche Geschichte sah Winnig nicht mehr als Abfolge von Klassenkämpfen, sondern als Auf- und Abstieg von Schichtungen. Nach dem Adel und dem Bürgertum wurde nun das „Arbeitertum" zum historisch führenden Stand.

Winnig sah die ASP auch insoweit als eine völlig neue Partei an, als sie im Gegensatz zu allen Massenparteien Weimars eine wahrhafte Elite darstelle, die eine Vorreiterrolle im nationalen Befreiungskampf gegen das System von Versailles zur Aufgabe habe. Ihre und seine Rolle umschrieb Winnig 1927 wie folgt: „Ich spürte, daß in ihr das Beste der deutschen Arbeiterschaft wieder Gestalt gewonnen hat [...]. Die ASP ist der fortgeschrittenste Teil der deutschen Arbeiterbewegung [...]. Ich möchte helfen, daß in der ASP die reinste und endgültige Form der deutschen Arbeiterbewegung ersteht, daß sie den Dienst des Tages erfüllt, wie es sein muß, darüber aber nicht das Hochziel der Arbeiterpolitik vergißt, die Führung in der Nation zu erringen und die Aufgaben der deutschen Politik zu meistern."[55]

Winnig blieb aber keineswegs dabei stehen, nur schreibend tätig zu werden. In der Nähe seines Wohnortes Potsdam gründete und leitete er die Berliner ASP-Gruppe, deren groß klingender Name „Gauverband Mark Brandenburg" allerdings nicht über die geringen personellen Ressourcen sowie die organisatorischen Mängel hinwegtäuschen konnte.[56] Die Helfer, die Winnig dort um sich sammelte, waren dafür um so schillernder: es fanden sich Mitarbeiter, die sich von den sächsischen Altsozialisten fundamental unterschieden. Sie stammten aus dem mittleren Bürgertum, hatten Abitur gemacht und zum Teil studiert, waren aber nie Mitglied einer Arbeiterpartei gewesen. Für einige war das Erlebnis des Ersten Weltkrieges an der Front oder die Mitgliedschaft in einem Freikorps prägend.

52 So schreibt Friedrich Hielscher über ihn: „Hier sah ich also zum ersten Male einen Arbeiter vor mir, der aus eigener Kraft soviel und mehr erreicht hatte als die anderen Herren dank ihrer Vorbildung. Und der auf seine Herkunft und seinen Stand stolz war und ihm eine eigene Aufgabe zuschrieb und für sie eintrat. Das war mir neu." Vgl. Friedrich Hielscher, 50 Jahre unter Deutschen, München 1954, S. 51 ff.

53 Vgl. Herfried Münkler, Die politischen Ideen der Weimarer Republik, in: Pipers Handbuch der politischen Ideen. Hrsg. von Irving Fetscher und Herfried Münkler, 5 Bde., München 1987, Bd. 5, S. 283–318.

54 Die Summe dieser Überlegungen findet sich in seinem Buch: Vom Proletariat zum Arbeitertum, Hamburg 1930.

55 Vgl. Die deutsche Arbeiterbewegung. Winnig spricht in Dresden, Stollberg, Glauchau und Chemnitz, in: Der Volksstaat vom 13. 10. 1927, sowie mit ähnlichen Formulierungen: Des deutschen Arbeiters Partei ist die ASPD. August Winnig in Dresden, in: Der Volksstaat vom 11. 5. 1928.

56 Winnig gab selber zu, daß die Gründung der Berliner Gruppe überstürzt vor sich gegangen war und es drei Monate gedauert hatte, bis sie einigermaßen arbeitsfähig war. Vgl. August Winnig, Der Kampf um Berlin, in: Der Volksstaat vom 21. 2. 1928. Die von Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus" ..., S. 247 erwähnte Zeitschrift: Der Morgen, die Winnig dort herausgegeben haben soll, war mir in Deutschland nicht zugänglich.

Wir finden dort neben anderen Eugen Mossakowsky[57] sowie Richard Schapke,[58] die beide später zur NSDAP gingen und Gefolgsleute von Otto Strasser wurden. Daneben waren auch die späteren Nationalbolschewisten Friedrich Hielscher[59] und Karl Otto Paetel[60] für die ASP aktiv. Für kurze Zeit leitete Bernhard Rausch die Geschäfte der Berliner ASP, ein ehemaliger Linkssozialdemokrat, dann Mitarbeiter bei Gustav Noske und bei Hugo Stinnes, der später zum „Stahlhelm" überwechselte.[61] Für diese jungen Männer war der viel ältere Winnig eine väterliche Figur und respektiertes politisches Vorbild.

Neben der konkreten Parteiarbeit vor Ort, die insgesamt recht bescheiden wirkte, konzentrierte sich Winnig darauf, der ASP Zulauf zu bringen und seine politischen Ideen umzusetzen. Im ASP-Parteiprogramm von 1928 werden Winnigs Einflüsse auf die Partei besonders gut nachvollziehbar. Die Partei hatte zunächst das Heidelberger Programm der SPD als Grundlage betrachtet. Nach einem Beschluß des 2. Parteitages wurde dann eine Kommission eingesetzt, die ein neues Programm erarbeitete. Die Kommission legte ihren Entwurf im Frühjahr 1928 vor, dieser diente dann auch als Wahlprogramm für die Reichstagswahlen.[62] In insgesamt elf Artikeln vollzog die Partei einen deutlichen Kurswechsel, August Winnigs Gedankengut ging bis auf wörtliche Formulierungen in dieses Programm ein, so die Begriffe des „Arbeitertums", des „neuen Sozialismus" und des „Widerstands gegen das Versailler System".[63]

Die Artikel III bis VI tragen Winnigs Handschrift besonders deutlich. Über den „neuen Sozialismus" der ASP war in Artikel III des Wahlprogramms nachzulesen: „Im Sozialismus will arbeitertümliches Wertempfinden seinen Ausdruck schaffen. Sozialismus ist

57 *Eugen Mossakowsky,* 1926 ASP, 1927 Leiter der ASP-Geschäftsstelle des Bezirksvorstands Berlin, ASP-Reichstagskandidat 1928, März 1929 NSDAP, Schriftleiter der Nationalsozialistischen Pressekonferenz für den Gau Berlin, Juni 1930 Ausschluß aus der NSDAP; Juli 1930 Mitunterzeichner des Gründungsaufrufs der Kampfgemeinschaft revolutionärer Nationalsozialisten (Anhänger O. Strassers), 1931 Mitarbeiter der Entscheidung. Wochenzeitschrift für nationalrevolutionäre Politik, vgl. Christopher Hausmann, Die Alte Sozialdemokratische Partei ..., a. a. O., S. 292.

58 *Richard Schapke* (1897–1940), 1925–1926 Bundesführer des Wandervogel – Deutscher Jugendbund, 1927 bis 1929 ASP, Juli 1928-Juni 1929 Herausgeber der „Jungpolitischen Rundbriefe", 1930 NSDAP, 1930 Redakteur bei Der Nationale Sozialist, HJ-Führer und Chefredakteur des Sächsischen Beobachters, Juni 1930 Ausschluß aus der NSDAP, Mitbegründer und Mitglied des Vollzugsausschusses der Schwarzen Front, 1934 Emigration nach Kopenhagen, dort Leiter der Auslandsorganisation der Schwarzen Front für Skandinavien, Mai 1938 Stellvertreter Otto Strassers in der Auslandsführung der Schwarzen Front, vgl. Christopher Hausmann, Die Alte Sozialdemokratische Partei ..., a. a. O., S. 292.

59 *Friedrich Hielscher* (1902–), 1919 Freikorpssoldat, Promotion zum Dr. jur., Schriftsteller in Berlin, Autor des Buches: Das Reich, Berlin 1931, vgl. Armin Mohler, Die Konservative Revolution, a. a. O., S. 450.

60 *Karl-Otto Paetel* (1906–1975), 1927 ASP, März 1929 Austritt aus der ASP, November 1928 – April 1930 Herausgeber von Das Junge Volk und 1928–1933 der Politischen Zeitschriftenschau, 1930 Begründer der Gruppe sozialrevolutionärer Nationalisten, später Kampfbund gegen den Faschismus, 1941 USA, dort u. a. Deutschlehrer und freier Schriftsteller, keine Rückkehr nach Deutschland, vgl. Christopher Hausmann, Die Alte Sozialdemokratische Partei ..., a. a. O., S. 292.

61 Vgl. Die Politik des 4. August 1914, in: Leipziger Volkszeitung vom 19. 7. 1927.

62 Vgl. Parteiprogramm der Alten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Entwurf, in: Der Volksstaat vom 20. 3. 1928. Das Programm wurde auch in Widerstand abgedruckt mit dem Kommentar, die ASP habe sich immer weiter zu einer nationalen Arbeiterpartei entwickelt. Man erachte den Programmentwurf deshalb für bedeutsam, vgl.: Entwurf zu einem Programm der Alten Sozialdemokratischen Partei, in: Widerstand, Jg. 3 (1928), H. 2, S. 97–101.

63 Vgl. zu den folgenden Ausführungen das als Anhang zu diesem Beitrag auf S. 42–46 abgedruckte Parteiprogramm der ASP.

mehr als ein neues Gesellschaftsrecht und mehr als eine neue Gesellschaftsordnung. Sozialismus ist eine neue Lebensform, in der sich ein neuer Mensch verwirklichen will. Sozialismus ist zuerst eine neue menschliche Haltung: nicht durch das Streben nach persönlichem, dinglichem Nutzen, sondern durch ein sittliches Gesetz bestimmt. [...] Die Arbeit für den Sozialismus ist die Schaffung des sozialistischen Menschen – eines neuen Menschen, dem Einordnung, Arbeit und Opfer für die Gemeinschaft stolze Erfüllung des Lebenszwecks sind."[64]

In den ersten Passagen tauchten die Grundlagen dieses Denkens auf. Wir finden die schon bekannten Ausdrücke wie „‚Wiederaufstieg' der deutschen Nation" (Art. IV), „Schichtung" statt marxistischem Klassenverständnis (Art. IX) und Winnigs Geschichtsmystik der Abfolge des Auf- und Abstiegs dieser „Schichtungen", die die Führung im Staate übernähmen (Art. III) in dem Programm wieder. Kernstück des pseudotheoretischen Ideentransfers auf die ASP waren die Artikel V und VI, die „Der geschichtliche Beruf der deutschen Arbeiterschaft" und „Die Bedeutung seelischer Kräfte" überschrieben wurden. Ausgehend von der Bekämpfung des Versailler Systems, schrieb sich die ASP Winnigs und Niekischs Idee des nationalen „Widerstandes" gegen das Versailler System auf die Fahnen (Art. VI).

Von den klassischen Politikfeldern stand konsequenterweise die Außenpolitik im Zentrum des Wahlprogramms. Breuer hat diese Fixierung der „konservativen Revolutionäre" richtig erkannt. Die außenpolitischen Passagen des Programms waren nationalistisch und revisionistisch. Die ASP forderte nicht nur wie andere die Abschaffung des Versailler Systems sowie die Rückgabe der abgetrennten deutschen Gebiete, der deutschen Kolonien und die Vereinigung mit Österreich. Deutschland sollte voll gleichberechtigt und vor allem militärisch wieder eigenständig werden. Nur in dieser vollen Gleichberechtigung sah man in einer zukünftigen „Völkerverständigung" (Art. VII) überhaupt einen Sinn. Legitimiert wurde diese Forderung im Sinne Winnigscher Rhetorik durch sog. Lebensbedürfnisse. Dazu sollte ein allumfassender Wehrwille im deutschen Volk die geistige Grundlage zukünftiger Machtpolitik legen (Art. IX).

Innenpolitik verstand die ASP als bloße Hilfsfunktion für eine starke Außenpolitik. Sozialpolitische Forderungen hatten in diesem Programm kaum eine Chance und blieben auch quantitativ weit unterrepräsentiert. Von dem Gedankengut, das eine traditionell sozialistische Partei selbstverständlich in ihren Forderungen aufwies, finden sich in diesem Programm nur mehr Spurenelemente. Vage sprach man von Vergesellschaftung von Produktionsgütern, schränkte diese aber gleich auf nur wirklich knappe Güter ein. Verteilungskämpfe erschienen bedrohlich für die Gesellschaft. So konzedierte die ASP den Gewerkschaften auch nur in äußerst dürren Worten eine Existenzberechtigung (Art. XI). Von einem 8-Stunden-Tag, der Trennung von Staat und Kirche und anderen klassischen sozialistischen Zielen war im ASP-Programm nichts zu lesen. Der Punkt „Sozialpolitik" stand nicht umsonst ganz am Ende des Programms (Art. XI).

Trotz geringer Hoffnung auf großen Zuspruch bei den Wählern engagierte sich Winnig in beträchtlichem Maße. Er kandidierte bei der Reichstagswahl 1928 in insgesamt neunzehn Reichstagswahlkreisen. Schwerpunkte waren dabei evangelisch dominierte Gebiete

64 Vgl. Der Volksstaat vom 20. 3. 1928.

in Preußen (Ostpreußen, Pommern, Provinz Brandenburg, Liegnitz), Bayern (Franken) und die drei sächsischen Wahlkreise. In seinem ehemaligen Wirkungsgebiet Ostpreußen und seinem pommerschen Reichstagswahlkreis von 1919 war er der aussichtsreichste Zählkandidat für die ASP. In Pommern kandidierte er 1928 darüber hinaus bei den gleichzeitig mit den Reichstagswahlen abgehaltenen Wahlen zum Preußischen Landtag. Er trat nach den Berichten im „Volksstaat" bei Großkundgebungen und in den größeren Städten Sachsens sowie in Berlin auf. Da die ASP wegen der eigenen Finanznöte erst knapp zwei Wochen vor den Wahlen in größerem Umfang Wahlkampf machen konnte, liegt der Anteil, den Winnig übernahm, relativ hoch. So trat er in der Woche vom 7. bis 12. 5. 1928 in Dresden, Leipzig, Riesa, Chemnitz und Plauen auf und füllte dabei stets große Säle. Ankündigungen und Berichterstattung dieser Auftritte im „Volksstaat" nahmen dabei wesentlich mehr Raum ein als andere Wahlkampfberichte. Das Parteiblatt stellte Winnig als den Wahlkampfmotor der ASP heraus.

Der Ausgang der Reichstagswahl 1928 war selbst für den größten Realisten eine herbe Enttäuschung. Die knapp 65000 Stimmen (0,2% der gültigen Stimmen) reichten noch nicht einmal für ein Mandat. Es zeigte sich, daß es keinen Platz für eine neue nationale Arbeiterpartei gab. Ribhegges Urteil,[65] Winnig habe für die Mühen der Tagespolitik schon gar keine Energie mehr gehabt und sei deshalb mit der ASP untergegangen, ist angesichts seines Einsatzes für die Partei ungerechtfertigt. Er war an den Wählern, nicht an sich selber gescheitert.

Fragt man nach den Gründen für das Scheitern der ASP, muß man auch das Verhältnis von August Winnig und Ernst Niekisch kurz in den Blick nehmen. Dieses war von Anfang an neben Zusammenarbeit auch von Gegensätzen geprägt, die mit der Zeit immer schwieriger zu überbrücken waren. Beide kannten sich seit 1925 persönlich, beide waren „verlorene" Söhne der SPD, beide waren nach ihrem Ausscheiden aus der SPD auf der Suche nach neuen politischen Aufgaben, beide hatten anfangs dieselbe Vorstellung von einem starken, nationalen und gegen den Westen eingestellten Deutschland, in dem den proletarischen Schichten die Schlüsselstellung zukommen sollte. Doch es gab politische und persönliche Unterschiede, die langfristig entscheidender waren als die Übereinstimmungen. Niekisch war der Jüngere, Radikalere, der Rigorosere von beiden. Er hatte in den Revolutionswirren in Bayern auf seiten der USPD für die Räterepublik gekämpft und war dafür ins Gefängnis gekommen. Winnig stand genau auf der anderen Seite, bekämpfte und haßte die Novemberrevolution. Niekisch war aus der SPD ausgetreten, Winnig wurde ausgeschlossen. Niekisch war Volksschullehrer, der seine intellektuelle Begabung auch schreibend einsetzte, ein Verächter bürgerlichen Lebensstils, Winnig der zeitlebens um Bildung Beflissene, der den Komplex des Aufsteigers nie ablegte. Beobachtern der Szene wollte es so von vornherein kaum möglich erscheinen, daß die Sache mit beiden gutgehen konnte.

Von außen waren zwischen beiden in diesen frühen Jahren zunächst keine Differenzen erkennbar, doch blieb ihr Verhältnis von Konkurrenz bestimmt. Die starke und egozentrische Persönlichkeit Niekischs verdrängte den nicht minder selbstgewissen Winnig mehr und mehr. Entscheidend für den Bruch waren die politischen Divergenzen, von

65 Vgl. Wilhelm Ribhegge, August Winnig, a. a. O., S. 242.

denen zunächst nur Insider wie Karl Otto Paetel wußten.[66] Winnig sah neben Niekisch und den zunehmend nationalbolschewistischen Kreisen um den „Widerstand" keinen Platz mehr für seine Positionen. Er blieb der revolutionäre Konservative, als der er begonnen hatte, er wurde kein Nationalbolschewist, zu dem sich Niekisch seit 1928 immer mehr entwickelte. Winnig näherte sich der NSDAP an, zu der Niekisch immer mehr auf Konfrontation ging. Mit dem Ausscheiden als Herausgeber des „Widerstands" waren dann die letzten Spuren altsozialistischer Vergangenheit aus Winnigs Leben verschwunden. Die Beziehung Winnigs zu Niekisch brach ab, ja, er bezog sogar öffentlich gegen ihn Stellung. So ist es erklärlich, warum beide nach 1945 sehr distanziert und auch Falsches übereinander schrieben.[67]

V.

Winnig wurde nun zu einem Beobachter der politischen Szene, die in den Jahren der Weltwirtschaftskrise schier unaufhaltsam auf die nationalsozialistische Machtübernahme zusteuerte. Der Faszination des Nationalsozialismus konnte er sich ebensowenig wie viele andere entziehen. Was der „Konservativen Revolution" fehlte, war eine politische Wirksamkeit und Massenbasis, wie das Scheitern der ASP erwiesen hatte. Über beides verfügten die Nationalsozialisten, und das machte sie gegen Ende der Weimarer Republik zum Anziehungspunkt sämtlicher bürgerlicher Hoffnungen. Die „Konservative Revolution" galt daher als politisch ineffektive Variante des Nationalsozialismus, sein geistiger Zwilling.[68] Breuer jedoch verweist darauf, daß der „Neue Nationalismus" keine Vorform des Faschismus gewesen sei, Wegbereiter zwar, aber auch darin nicht typisch oder besonders auffällig.

Betrachtet man August Winnigs Haltung zum Nationalsozialismus, so wird rasch die ganze Problematik der Breuerschen Verharmlosungsstrategie deutlich. Er war ein Mann, der bis 1933 deutliche Schrittmacherdienste für eine nationalsozialistische Machtübernahme leistete. Seine zeitweilige Nähe zur NSDAP, an die man sich sogar in den fünfziger Jahren gut erinnerte[69] und die ihn für die Nationalsozialisten ministrabel machte, hat das Gesamturteil über Winnig bislang geprägt. So bot Hitler Winnig 1932 das Amt des preußischen Ministerpräsidenten nach dem „Preußenschlag" sowie 1934 den Vorsitz der „Deutschen Arbeitsfront" an. Winnig lehnte beide Offerten ab – Beweis für eine gewisse Restdistanz zu Hitler. Winnig gab sich nach 1945 Mühe, diese Distanz zu einer

66 Karl Otto Paetel, Reise ohne Uhrzeit, Worms 1982, S. 96.

67 Winnig unterzeichnete 1930 einen Aufruf mit dem Titel: Hütet euch vor dem Nationalbolschewismus, vgl. Wilhelm Ribhegge, August Winnig, a. a. O., S. 243. Ernst Niekisch, Erinnerungen ..., a. a. O., S. 4, S. 125 f.: „Führende Männer der ASP hielten es für einen klugen Gedanken, August Winnig für die Partei zu gewinnen; sie versprachen sich eine starke werbende Wirkung von seinem Namen [...]. Ich hatte ihn dringend davor gewarnt, es zu tun. Er setze sein Prestige, sagte ich ihm, für eine Sache ein, die völlig unsicher sei. Indessen glaubte er fälschlicherweise, ich wolle ihn der Partei fernhalten, um in ihm keinen Konkurrenten zu haben. In Wahrheit unterstützte ich alle Bestrebungen, ihn, als er der Partei beigetreten war, in den Vordergrund zu schieben. Ich tat es umso bereitwilliger, als ich bereits meinen Rücktritt aus der Partei vorbereitete."

68 Vgl. den Artikel: Konservativismus, in: Handbuch politischer Theorien ..., a. a. O., S. 69 f.

69 Joachim Günther, Vom Sozialdemokraten zum Konservativen, a. a. O. (vgl. Anm. 8).

prinzipiellen Gegnerschaft aufzuwerten. Wir finden in seinen späteren Ausführungen jene typischen Anmaßungen und Fehlurteile wieder, die in der Hitlerbewegung Menschen kleinbürgerlicher oder proletarischer Herkunft sahen, mit deren Radau und Stillosigkeit man nichts gemein habe, die man aber problemlos instrumentalisieren zu können glaubte.[70]

In der Weimarer Republik jedoch war Winnigs Verhältnis zur NSDAP deutlich positiver. Er galt schon vor seinem Beitritt zur ASP, erst recht aber danach in den Augen der linken NSDAP als hochgeschätzte Persönlichkeit, die man gerne in den eigenen Reihen gesehen hätte. Gregor Strasser nannte ihn „einen der Besten im deutschen Lande".[71] Er verkörperte für sie den neuen Sozialismus, die Revolution, den nationalen Befreiungskampf, kurz: die eigenen Ziele.[72] Seinen Beitritt zu den Altsozialisten kommentierte der „Völkische Beobachter", die ASP habe damit einen hohen moralischen Sieg errungen. „August Winnig gehört zu den ganz wenigen sozialdemokratischen Köpfen, die sich die aufrechte Achtung von uns Nationalsozialisten erworben haben und deren lautere Gesinnung unantastbar ist. Daß er den Weg nicht zu uns gefunden hat, ist sicherlich bedauerlich."[73]

In den Veranstaltungen der Berliner ASP-Gruppe, insbesondere den Wahlkampfveranstaltungen 1928, überwogen die NSDAP-Anhänger in der Zuhörerschaft, angelockt vor allem durch die Person Winnigs. In einer Einschätzung des Reichskommissars für öffentliche Ordnung aus dieser Zeit heißt es, die ASP habe „mehrere Versuche gemacht, durch große öffentliche Versammlungen in Berlin in der Reichshauptstadt Fuß zu fassen", eine sei wegen Überfüllung geschlossen worden, eine andere dem Wehrwolf in der Durchführung anvertraut worden, „eigentliche Altsozialisten gibt es offenbar nicht". Zum Schluß habe man das Hitlerlied gesungen, „Rufe wurden laut wie ‚Heil Hitler' und ‚Deutschland erwache!' "[74]

Der ASP gegenüber blieb die NSDAP bei aller angeblichen Nähe alles in allem aber eher skeptisch. Sie forderte von ihr eine Annäherung an die nationalsozialistischen Ziele. Man erwartete, daß sich die Winnig-Niekisch-Richtung in der ASP endgültig durchsetzen würde. Je länger dies ausblieb, desto kritischer wurden die Kommentare. So vermißten die Nationalsozialisten vor allem Aussagen zur Rassenfrage, forderten Volksgesinnung statt einer Staatsgesinnung, und sie bemerkten, die ASP löse sich nicht wirklich von den alten marxistischen Positionen der Sozialdemokraten. Sie sei in Teilen noch altem

70 Winnig schreibt, er habe Ernst Graf von Reventlow gegenüber vor allem die Stilfrage als Hauptdifferenzpunkt genannt. Dem Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte, Cossmann, habe er eine Rezension von Hitlers Mein Kampf nicht liefern können, weil er das Buch aus Unwillen nicht habe zu Ende lesen können, vgl. August Winnig, Aus zwanzig Jahren, a. a. O., S. 16.

71 Spätere Überlegungen, Winnig in die NSDAP hinüberzuziehen, scheiterten nach den Worten Mossakowskys wohl daran, daß Winnig zu alt dafür sei. Vgl. Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente. Hrsg. von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verbindung mit dem Bundesarchiv, Teil 1: Aufzeichnungen 1924–41, Bd. 1, 27. 6. 1924-31. 12. 1930, München, New York und London 1987, S. 354; vgl. Gregor Strasser, Wir und die Jungsozialisten, in: Nationalsozialistische Briefe, Jg. 1 (1927), Nr. 33, 1. Februar.

72 Ulrich von Hutten [Pseud.], Nicht Zusammenschluß, sondern Scheidung – Entscheidung!, in: Nationalsozialistische Briefe, Jg. 1 (1926), Nr. 20.

73 Völkischer Beobachter, Nr. 173 vom 30. 7. 1927.

74 Bundesarchiv Potsdam, Reichskommissar für öffentliche Ordnung St12/102, Bericht ohne Datum, Bl. 68 bis 69.

liberalistischem Gleichheitsdenken verhaftet.[75] Mit dem Scheitern des altsozialistischen Experiments 1928 und dem Ausscheiden Winnigs und Niekischs waren die Hoffnungen auf Annäherung und Inkorporierung der ganzen ASP in die NS-Bewegung endgültig verflogen. Nach Meinung der NSDAP hatten die alten Sozialdemokraten nun endgültig über die Winnig-Niekisch-Richtung gesiegt. Richard Schapke, ein Mitglied der Berliner ASP-Gruppe, hielt denn auch in den „Nationalsozialistischen Briefen" einen flammenden Abgesang.[76] Winnig nahm er von jeder Schuld aber ausdrücklich aus.

Ob Winnig die Avancen der damals noch sehr viel stärker „sozialistischen" NSDAP gefielen, läßt sich nicht überprüfen, ist aber eher unwahrscheinlich. Zeitgenössische Äußerungen zur NSDAP aus diesen Jahren sind von ihm leider kaum überliefert.[77] Als sich die NSDAP-Linken 1930 weitgehend verabschiedet hatten, wurden Winnigs Sympathien aber deutlicher. Dies ist umso verständlicher, als er, der Gegner der Sozialdemokratie und des Nationalbolschewismus, der kapitalismus- und eigentumsfreundlichen Linie Hitlers zuneigte. Er scheute sich in seinen Anbiederungen an den Zeitgeist auch nicht vor antisemitischen Äußerungen, die man bei ihm bis dato weniger gewohnt war. In einem von Albrecht Erich Günther 1932 herausgegebenen Sammelband bot Winnig den Nationalsozialisten seine Zusammenarbeit an und nahm sie gegenüber Kritikern in Schutz, die sich an der antikapitalistischen Rhetorik der NSDAP störten. Der Nationalsozialismus habe seit 1918, so Winnig, förmlich in der Luft gelegen, er sei für Staat und die Arbeiter eine „Notwendigkeit". Die folgende, wörtlich zitierte Passage dürfte an seinem damaligen Standort keinen Zweifel lassen: „Ich halte es für verwerflich, diese Bewegung [den Nationalsozialismus], die der stärkste Grund der deutschen Hoffnungen geworden ist, durch Vorbehalt, Beanstandung und Kritik in ihrem Glauben zu schwächen. Ich sehe wie jeder andere manche Erscheinung an ihr, die Anlaß dazu sein könnte. Doch scheint es mir richtiger, in solchen Fällen, wo ich glaube, es besser zu wissen, ihr meinen Rat zur Verfügung zu stellen. Ich sehe in ihr so und so eine deutsche Notwendigkeit. In ihr erhebt sich deutscher Wille gegen die Macht der Fremde, der Gedanke der Auslese gegen die Herrschaft der Masse, der Wille zum Schicksal gegen den Geist der versorgten Entsagung. Das ist das Große."[78]

Es wird klar, wie wenig es nutzt, mit Breuer begriffliche Differenzen oder feine Nuancierungen zwischen „Konservativer Revolution" und Nationalsozialismus zu betonen, wenn nicht gleichzeitig auf die Bedeutung der „Konservativen Revolution" für die politische

75 Gregor Strasser, Wir und die Altsozialisten, in: Nationalsozialistische Briefe, Jg. 3 (1927), H. 5, 1. September, S. 72–73, hier S. 73; vgl. auch F. W. Heinz, Die Wahlpolitik der Bünde, in: a. a. O., H. 22, 15. Mai 1928, S. 345–348, bes. S. 347, wo es heißt, die ASP habe innenpolitisch eine abstoßende Taktik entwickelt und vermeide ein eindeutiges Bekenntnis gegen das Judentum und den Börsenkapitalismus.

76 Richard Schapke, Das Ende der Alten Sozialdemokratischen Partei, in: a. a. O., Jg. 4 (1928), H. 9, 1. November, S. 138–142, hier S. 142.

77 Lediglich an einer Stelle kritisierte er die NSDAP, weil diese eine am italienischen Faschismus orientierte Bewegung sei, die nicht wirklich „deutsches" Potential habe, vgl. August Winnig, Das Reich als Republik, a. a. O., S. 371.

78 August Winnig, Der Weg zur nationalen Arbeiterbewegung, in: Was wir vom Nationalsozialismus erwarten. Zwanzig Antworten. Hrsg. von Albrecht Erich Günther, Heilbronn 1932, S. 11–21, hier S. 11 und 13 ff. Dort heißt es u. a. „Ein rücksichtsloses Kämpfertum und eine leidenschaftliche Ablehnung des Juden in der Politik mußten mit ihr [der nationalen Arbeiterbewegung] verbunden sein", S. 13, und: „Jene antikapitalistische Phraseologie könnte nur dann gefährlich werden, wenn die Bewegung aufhören würde, den Kommunismus als ihren eigentlichen und ernsthaftesten Feind zu betrachten und zu behandeln."

Kultur und die Destabilisierung eines demokratischen Systems hingewiesen wird. Antidemokratische Polemiken, die Winnig seit Jahren formulierte, trugen langsam und stetig zur Unterhöhlung des Systems bei, bewußt und nicht zufällig. So läßt sich in Erweiterung von Sontheimer festhalten, daß auch August Winnig im Chor der rechten Publizisten der „Konservativen Revolution" bei allem, was ihn und seine Gesinnungsfreunde von den Nationalsozialisten noch trennte, eine schier übermächtige Verantwortung für die Zerstörung der Weimarer Republik auf sich geladen hat.[79]

Dokumentation

Parteiprogramm der Alten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands[80]

An die Parteigenossen!

Die mit der Ausarbeitung eines Parteiprogrammes beauftragte Kommission unterbreitet nunmehr den Parteigenossen den nachstehenden Entwurf. Es liegt jetzt an den Parteigenossen, zu diesem Entwurf Stellung zu nehmen. Die Ergebnisse der Diskussion über den Entwurf müssen, falls sie berücksichtigt werden sollen, bis spätestens 10. April dem Parteivorstand vorgelegt werden.

Dresden, 20. März 1928

Der Parteivorstand der ASPD

Entwurf

I. Dienst an Volk und Staat

Die Alte Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist eine Partei der schaffenden Bevölkerung. Sie wurzelt in der Anschauung, daß das schaffende Volk nur im treuen Dienst an Volk und Staat innere und äußere Freiheit, Würde und geschichtlich lebendige Bedeutung gewinnen kann.
Die Einstellung der ASPD zum Staate liegt infolgedessen jenseits aller taktischen Zweckmäßigkeitserwägungen, aus Grundsatz und aus Gesinnung dient sie dem Staat, ist sie bereit, sich dem Gebot der staatlichen Notwendigkeiten bedingungslos zu unterwerfen.

79 Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken ..., a. a. O., S. 370.
80 Quelle: Der Volksstaat. Republikanische Tageszeitung, Dresden, Dienstag 20. März 1928.

In ihr findet jene bedeutungsvolle Wendung ihren Ausdruck, die sich innerhalb der deutschen Arbeiterschaft gegenwärtig vollzieht und deren Inhalt es ist, vom staatsverneinenden Standpunkt der Vergangenheit zum Standpunkt vorbehaltloser Staatsbejahung zu führen.

II. Die ASPD ist eine sozialistische Partei

Die Gesundheit des deutschen Volkskörpers läßt sich unter den gegenwärtigen Umständen nur aufrechterhalten, wenn die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung Deutschlands nach dem Grundsatz ökonomischer Verwaltung aller vorhandenen begrenzten Güter ausgestaltet wird. Das freie Spiel der Kräfte ist in einer reich ausgestatteten Wirtschaft erträglich; wo Überfluß an Gütern und Kapital besteht, wird der ungehemmte Konkurrenzkampf nicht zur Gefahr. Wo aber Armut herrscht, bedarf es der ordnenden und versorgenden Hand. Das erfordert Bindungen für Wirtschaft und Gesellschaft, die insgesamt den sozialen Gehalt des Staates ausmachen; durch sie tritt organisatorisch in Erscheinung, daß das Wohl der Gesamtheit der höchste, das Ganze durchdringende Gesichtspunkt ist. Da die ASDP eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung erstrebt, die zur Ruhe der Gesamtheit planmäßig geleitet und aufgebaut wird, ist sie eine sozialistische Partei. Ihre sozialistische Grundhaltung ist die Ergänzung und die Bewährung ihrer Staatsgesinnung; ihr Standpunkt ist der eines aufs höchste gesteigerten sozialen und nationalen Verantwortungsbewußtseins.

III. Voraussetzung der sozialistischen Gesellschaft ist der sozialistische Mensch

Die bürgerliche Gesellschaft ist die Schöpfung des bürgerlichen Menschen. In ihr hat das bürgerliche Wertempfinden, das den persönlichen, dinglichen Nutzen zum allgemeinen Wertmaßstab erhoben hat, seinen Ausdruck gefunden. Im Sozialismus will arbeitertümliches Wertempfinden seinen Ausdruck schaffen. Sozialismus ist mehr als ein neues Gesellschaftsrecht und mehr als eine neue Gesellschaftsordnung. Sozialismus ist eine neue Lebensform, in der sich ein neuer Mensch verwirklichen will. Sozialismus ist zuerst eine neue menschliche Haltung: nicht durch das Streben nach persönlichem, dinglichem Nutzen, sondern durch ein sittliches Gesetz bestimmt.

Als tiefster Gegensatz des bürgerlichen Menschen ist der Arbeiter berufen, dem Geiste des materiellen Eigennutzes den anderen Geist der Pflicht und der Verantwortlichkeit der Gemeinschaft entgegenzuhalten. Mit dem wissensstarken Heraustreten dieses Geistes beginnt die Revolution des 20. Jahrhunderts, zu der sich die Alte Sozialdemokratische Partei Deutschlands bekennt. Diese Revolution ist vor allem eine Revolution des Geistes. In ihr erhebt sich der von der Herrschaft des dinglichen Nutzens erniedrigte Mensch, und es erhebt sich in ihr zugleich eine junge Schichtung gegen eine entartende und verfallende Herrschaft einer alten. Der Sinn dieser Revolution ist die Erneuerung aller Lebensformen aus einem neuen Geiste. Verkündete die bürgerliche Revolution eine neue menschliche Freiheit, so spricht diese Revolution von der menschlichen Pflicht.

Die Arbeit für den Sozialismus ist die Schaffung des sozialistischen Menschen – eines neuen Menschen, dem Einordnung, Arbeit und Opfer für die Gemeinschaft stolze Erfüllung des Lebenszwecks sind.

IV. Die ASPD ist eine republikanische Partei

Nie war es notwendiger als in der Gegenwart, daß alle Volksschichten den Staat unmittelbar als den ihrigen empfinden; nur so vermag er alle Volkskräfte in sich zusammenzufassen und für seinen Wiederaufstieg fruchtbar zu machen. Jegliche Führung muß infolgedessen ihre Wurzeln im Willen des Volkes suchen, sich als Verkörperung dieses Willens empfinden und sich verfassungspolitisch als dessen Ausdruck darstellen. In dem Maße, in dem das geschieht, verwirklicht sich wahrhaft lebendige Demokratie.
In der Art, wie die deutsche Monarchie abtrat, bestätigte sich ihre geschichtliche Überlebtheit: sie selbst hat den Glauben an sich verloren und gab sich freiwillig auf. Die äußere Form, in der sich nunmehr der Staat aller, als „Volksstaat" verkörpert, ist die Republik.

V. Der geschichtliche Beruf der deutschen Arbeiterschaft

Der Zusammenbruch von 1918 hat für das ganze deutsche Volk die proletarische Lage geschaffen. Das deutsche Volk verlor seine Unabhängigkeit, wurde tributpflichtig, wird von auswärtigen kapitalistischen und imperialistischen Mächten ausgesaugt. Aus diesem Zusammenhang erwächst der geschichtliche Beruf der deutschen Arbeiterschaft. Ihr sozialer Aufstiegs- und Befreiungswille findet Erfüllung nur so weit, als Deutschland wiederum seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit zurückgewinnt. Dieser soziale Aufstiegs- und Befreiungswille muß sich also, um erfolgreich sein zu können, mit dem nationalen Unabhängigkeitswillen des ganzen Volkes verschmelzen.

VI. Die Bedeutung seelischer Kräfte

Die ASPD steht unter dem starken Gefühl der Beschränktheit der deutschen Machtmittel, sie sieht, wie Deutschland durch seine Zwangslage gebunden ist. Sie kennt jedoch die Bedeutung seelischer Kräfte; bei aller Politik des Möglichen und der Anpassung an die Gegebenheiten dieser Zeit, pflegt sie infolgedessen die Geistes- und Willenskräfte, die sich die Überwindung dieser Gegebenheiten zum Ziele setzen und, indem sie zähe und stetig wirksam sind, auch diese Überwindung vorbereiten.

VII. Völkerverständigung

Die ASPD ist für wahrhaftige Völkerverständigung. Völkerverständigung setzt aber voraus, daß sich kein Volk mißhandelt oder in seinen Daseinsnotwendigkeiten verletzt

fühle; einzig zwischen Völkern, die in ihren Entschlüssen frei sind und die als gleichberechtigt miteinander verhandeln können, sind dauernde Versöhnung und friedliches Einverständnis möglich. Deutschlands Befreiung schafft gefährliche Anlässe zu Völkerhaß und Völkerfeindschaft aus der Welt.

VIII. Deutsche Lebensbedürfnisse

Deutsche Lebensbedürfnisse, die befriedigt sein müssen, bevor ein friedliches Einvernehmen der Völker von Bestand sein kann, sind:

1. Die Außerkraftsetzung des Versailler Vertrags und die Beseitigung der dem deutschen Volke durch aufgezwungenen Schuldspruch auferlegten Lasten;
2. Durchführung der Abrüstung aller Länder bis auf den Stand der deutschen Rüstung;
3. Revision der uns aufgenötigten Landesgrenzen;
4. Rückgabe der ehemaligen deutschen Kolonien;
5. die Vereinigung Österreichs mit Deutschland.

IX. Innenpolitische Zielsetzungen

Der Staatsgesinnung der ASPD entspricht es, daß sie allen Einrichtungen und Maßnahmen zustimmt, die geeignet sind, die Machtstellung und das Ansehen des Staates nach außen hin, seine Festigung im Innern zu fördern. Demgemäß will die Partei:

1. Pflege eines starken Reichsgefühls, das den Kräfte verbrauchenden deutschen Partikularismus überwindet;
2. die Erziehung des gesamten Volkes zur Wehrhaftigkeit und Pflege eines vertrauensvollen Verhältnisses zwischen Volk und Reichswehr;
3. eine vom Vertrauen des Volkes getragene Verwaltung und Rechtsprechung.

X. Sozialer Kampf

Die Vielgestaltigkeit der sozialen Lage der Bevölkerungsgruppen führt unvermeidlich zu sozialen Spannungen, Gegensätzen und Kämpfen. Die Form der sozialen Auseinandersetzungen muß jedoch bestimmt sein durch das alle Schichten verpflichtende Bewußtsein, dem gleichen Staate und dem gleichen Volke anzugehören; die Rücksicht auf das Gemeinwohl setzt den sozialen Kämpfen Grenzen.

XI. Sozialpolitische Forderungen

Der sozialen Grundauffassung der ASPD entspricht es, eine Verantwortung der Volksgesamtheit dafür anzuerkennen, daß allen Bevölkerungsschichten eine menschenwürdige Existenz gewährleistet werde. Die ASPD bejaht den Kampf der Arbeiterschaft um eine

gerechte Verteilung des Sozialprodukts, um eine gesundheitsförderliche Ausgestaltung der Arbeitsbedingungen, um wirksame Erfüllung des Anspruchs auf den Mitgenuß aller Kulturgüter. In den Gewerkschaften sieht die ASPD notwendige Selbsthilfeorganisationen der Arbeitnehmerschaft.

Die ASPD ist von der kulturellen und gesellschaftlich wichtigen Bedeutung des Mittelstandes überzeugt und verlangt zu seinen Gunsten Schutzmaßnahmen.

Die Aufbringung der steuerlichen Mittel muß unter weitgehender Berücksichtigung sozialer Gesichtspunkte durchgeführt werden.

Die ASPD will die Lebensinteressen des Landmanns fördern; sie will den Gegensatz von Stadt und Land überwinden helfen und das Gefühl für die Schicksalsgemeinschaft von Arbeitern und Bauern pflegen. Sie erstrebt die Ernährung des ganzen Volkes auf eigener Scholle.

Sie setzt sich für die energische Durchführung der Besiedlung menschenarmer Gebietsteile, vor allem durch Landarbeiter und nachgeborene Bauernsöhne, ein. Wo irgendwie Voraussetzungen dazu vorhanden sind, soll auch der Industriearbeiter befähigt werden, sich ein eigenes Heim mit eigenem Grund und Boden zu erwerben.

Anspiel

Vorabdruck aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer

Von Henryk Skrzypczak

Aber man soll über Illusionen
nicht so verächtlich sprechen.
Sie sind Heilmittel der Seele
und, wenn sie stark sind,
Motoren der Weltgeschichte.

Friedrich Stampfer

Um Ruhe zu bitten erübrigte sich. Aus dem großen eichengetäfelten Saal knisterte Dr. Wilhelm Bünger auch nach der Pause wieder jene unverwechselbare Spannung entgegen, die dem Prozeß von der ersten Stunde an seine charakteristische Note gab. Hätte es sich anders verhalten, wäre Wilhelm Bünger, Präsident des IV. Strafsenats, im Reichsgericht zuständig für die Deliktgruppe Hochverrat und Landesverrat, allerdings verwundert gewesen. Daß der Kampf um das Alibi Ernst Torglers, des Fraktionschefs der Kommunistischen Partei Deutschlands vor ihrem Verbot, in sein entscheidendes Stadium trat, wußte hier ja schließlich ein jeder, mit der einzigen Ausnahme vielleicht dieses unseligen Holländers, der – in sich zusammengesunken, den Kopf tief auf die Brust gesenkt – noch immer teilnahmslos vor sich hinstarrte, als wäre er über das alles längst weit hinaus.[1] Wie dünn der seidene Faden war, an dem das Schicksal seines Mitangeklagten

1 Die Darstellung setzt ein am 27. Oktober 1933, dem 25. Verhandlungstag im Reichstagsbrandprozeß. Ihre Grundlage bildet das im Bundesarchiv Potsdam (künftig zitiert: BAP) unter der Signaturenfolge St 65 zugängliche Wortprotokoll „Stenographischer Bericht über die Verhandlungen gegen die Reichstagsbrandstifter van der Lubbe und Gen." – Als Tagungsort diente dem Gericht zwischenzeitlich der große Saal des Haushaltsausschusses im Reichstagsgebäude; Saalbeschreibungen: Berliner Börsen-Zeitung, Nr. 474, Abendausgabe vom 10. Oktober 1933; Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung (künftig zit.: Berliner Tageblatt), Jg. 62, Nr. 476, Abendausgabe vom selben Tage; dort fälschlich II. statt I. Obergeschoß; diese falsche Angabe auch bei Dr. [Alfons] Sack, Der Reichstagsbrandprozeß, Berlin 1934, S. 21. – Zur photographischen Dokumentation des Prozesses siehe die Berliner Illustrirte Zeitung (Jg. 42, Nr. 42, 22. Oktober 1933) und die Bildbeigaben bei Alfons Sack, a. a. O., sowie in Bd. 2 der u. a. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED besorgten dokumentarischen „Gemeinschaftsausgabe" Der Reichstagsbrandprozeß und Georgi Dimitroff, Bd. 1 und 2, [Ost-]Berlin 1982 und 1989. – Über den IV. Strafsenat aus der Sicht eines „nationalen Verteidigers" Alfons Sack, a. a. O., S. 81 f. – Dr. Wilhelm Bünger (1870–1937): seit 1919 als Reichsanwalt beim Reichsgericht tätig, seit Anfang der zwanziger Jahre führendes Mitglied der Deutschen Volkspartei in Sachsen; 1924–1927 Justizminister, 1929 Volksbildungsminister, danach bis 1930 Ministerpräsident des Landes Sachsen; 1931 zum Senatspräsidenten beim Reichsgericht ernannt (vgl. Das Reichsgericht, Leipzig 1995, S. 106). – Ernst Torgler (1893–1963): Herkunft, Werdegang und Persönlichkeit in der Darstellung seines Verteidigers bei Alfons Sack, a. a. O., S. 125–127 und S. 320–322; siehe dort auch die Anklagerede des Oberreichsanwalts (S. 157 f.); neuerer biographischer Abriß: M. d. R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Hrsg. von Martin Schumacher, 3., erheblich erweiterte und überarbeitete Aufl., Düsseldorf 1994 (künftig zit.: M. d. R.), S. 522–525. – Der Holländer: Marinus van der Lubbe (1909–1934), Maurergeselle, Rätekommunist, geständiger Hauptangeklagter im Reichstagsbrandprozeß; Kurzbiographie in: Das große Lexikon des Dritten Reiches. Hrsg. von Christian Zentner und Friedemann Bedürftig, München 1985, S. 362; vgl. über diese „rätselhafte Figur der Zeitgeschichte" Alfons Sack, a. a. O., S. 123–125, sowie dort S. 251–258 van der

hing, schien ihn, dessen blauer Sträflingsanzug heute durch einen dunklen Winterrock ersetzt worden war,[2] jedenfalls nicht im geringsten zu kümmern.

„Wir nehmen die Hauptverhandlung wieder auf." – Der Herr Senatspräsident schätzte es lapidar.[3] Während er zur Sache kam, behielten draußen im Vorraum die beiden Uniformierten den Häftling Dr. Theodor Neubauer[4] sorgsam im Blick. Wie gefährlich der Bursche war, hatte sich ja zur Genüge gezeigt, als man ihn im August endlich erwischte. Auf dem Weg ins Präsidium hatte dieser Kerl doch wirklich den Nerv gehabt, alles auf eine Karte zu setzen und war eben mal so aus der fahrenden U-Bahn gesprungen.[5] Eine Chance zu entkommen hatte er diesmal allerdings nicht. Seit der Prozeß aus Leipzig an den Tatort verlegt worden war, wimmelte es hier im Reichstag geradezu von Kriminalpolizei und Schutzpolizisten.[6] Außerdem waren die Monate der Illegalität und die Wochen der Haft an dem Mann nur zu offensichtlich nicht spurlos vorübergegangen. Viel fehlte wohl nicht, und er hätte trotz seiner beinahe ein Meter achtzig wie ein Häufchen Elend ausgesehen, der harte Zug um den Mund und die stechenden Augen wollten da wenig besagen. Doch andererseits – wer wußte schon, was hinter dieser zerfurchten Stirn vor sich ging.[7] Viel hatte der Mann ja wirklich nicht zu verlieren. Mit dem großen Los eines Reichstagsmandats war es bei ihm ein für alle Male vorbei, und was Leute seines Schlages im Dritten Reich Adolf Hitlers gewärtigen mußten, hatte er inzwischen wohl halbwegs kapiert.

Dann war es soweit. Die Saaltür öffnete sich. Von den beiden Wachtmeistern in die Mitte genommen und vorgeführt, schaffte er es irgendwie, durch seine Haltung zu zeigen, daß

[Forts. von Anm. 1]
Lubbes Offizialverteidiger. – Zur äußeren Haltung des Delinquenten berichtet das Berliner Tageblatt (Nr. 506) in seiner Abendausgabe vom 27. Oktober: „Der Angeklagte van der Lubbe sitzt wie immer in sich zusammengesunken da." Vgl. hierzu die entsprechende Abbildung in Nr. 42 der Berliner Illustrirten.

2 Berliner Tageblatt, Nr. 444, Abendausgabe vom 21. September 1933, und Nr. 506 (siehe Anm. 1).

3 BAP, St 65/25, Bl. 1313, Rückseite. – Exemplarisch St 65/24, Bl. 47: Der Präsident bittet, keine Fragen zu wiederholen. Der Prozeß dehne sich nicht zuletzt deshalb so aus, weil so außerordentlich viel gefragt werde. „Ich selbst fasse mich möglichst kurz."

4 Dr. Theodor Neubauer (1890–1945): nach kurzer Mitgliedschaft in der Deutschen Demokratischen Partei Eintritt in die USPD, Dezember 1920 Übertritt zur KPD, die er seit 1921 im Thüringischen Landtag, ab Dezember 1924 im Reichstag vertrat. 1939 nach unterschiedlichem Gewahrsam aus dem Konzentrationslager entlassen, wurde Neubauer Anfang 1945 wegen seiner Widerstandstätigkeit zum Tode verurteilt. Vgl. G[ertrud]. Glondajewski und R[enate]. Heimann, Neubauer, *Theodor* Thilo, in: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon, [Ost-]Berlin 1970, S. 343–345; M. d. R. (siehe Anm. 1), S. 334–339.

5 Vorführung Dr. Theodor Neubauers „wieder durch zwei Schupobeamte": Germania, Jg. 63, Nr. 297 vom 28. Oktober 1933. – Warten im Vorraum analog zu BAP, St 65/24, Bl. 215: „Er ist draußen." – Festnahme im August und Fluchtversuch: BAP, NJ 1563, Bd. 6, Bl. 23 und 40.

6 Berliner Tageblatt (siehe Anm. 1), Nr. 476: „Ein starkes Schutzpolizei-Aufgebot ist im Saale und hinter den Plätzen verteilt, die für die Angeklagten bestimmt sind. Selbstverständlich sind auch vor dem Reichstag und im Gebäude selbst bis zum Sitzungssaal Schutzpolizisten und Kriminalbeamte aufgestellt."

7 Wie das in Basel erscheinende Komintern-Organ Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung berichtete (Jg. 2, Nr. 41 vom 6. November 1933, S. 1589), war Neubauer „auf den ersten Blick anzumerken, daß er aus dem Konzentrationslager vorgeführt" wurde; er habe außerordentlich krank und mitgenommen ausgesehen. Ähnlich bereits die Zeugin Baumgart: „Er sieht überhaupt elend aus" (BAP, St 65/25, Rückseite von Bl. 1311; ebd.: scharfe, durchfurchte Züge). – Mundpartie und Augen: St 65/24, Bl. 265 (Zeuge Frey) und 266 (Rechtsanwalt Dr. Teichert). Anläßlich einer lagerärztlichen Untersuchung wird Neubauers Körpergröße im Jahre darauf mit 176,5 cm angegeben (BAP, NJ 1563, Bd. 6, Bl. 26).

er zwar angeschlagen, nicht aber gebrochen war.[8] Prozessual irrelevant – Torglers Verteidiger, Dr. Alfons Sack,[9] vermerkte es daher nur am Rande. Diese Physiognomie hingegen, auf die kam es an. Auf die überzeugende Illustration der Einrede kam es an, daß den für Torgler belastenden Aussagen auch im Falle Popoff[10] eine bloße Verwechslung zu Grunde lag. Und da nun – man brauchte ihn sich ja nur anzusehen – servierte die Verteidigung mit dem Zeugen Neubauer in diesem Indizienspiel einen ausgesprochenen Trumpf: das slawische Aussehen, das ebenso schmale wie bleiche Gesicht, die Haarfarbe, auch die gleichen dichten Augenbrauen wie der Bulgare und dazu noch die gleich dunklen Augen. Wer nicht total voreingenommen war, konnte die Ähnlichkeit der beiden überhaupt nicht verkennen.[11] Wenn seine Aussagen allerdings wieder so vage blieben wie beim

8 Rundschau ... (siehe Anm. 7), S. 1589: „deutlich ist zu erkennen, daß er ungebrochen ist."

9 Dr. Alfons Sack (1887–Winter 1944/45) rechnete es sich als Verdienst an, in die juristische Diskussion der Weimarer Republik den Begriff des *nationalen Verteidigers* eingeführt und ihm in einer spektakulären prozessualen Praxis Bedeutung verliehen zu haben. „Im Mittelpunkt" seiner „politischen Prozeßtätigkeit stand Jahre hindurch die Verteidigung der sogenannten Fememörder". Daß ausgerechnet er, ein „eingeschriebener Nationalsozialist", der zuvor SA-Führern wie Graf Helldorf und Karl Ernst forensischen Beistand geleistet hatte, sich jetzt einem kommunistischen Spitzenparlamentarier als Anwalt zur Verfügung stellte, trug ihm – nicht zuletzt wegen der Art seiner Mandatsausübung – schärfste Angriffe aus unterschiedlicher Richtung ein. Vom Zentralkomitee der KPD als „Schurke und Agent Hitlers" angeprangert, sah er sich schließlich auch massivstem Druck von nationalsozialistischer Seite ausgesetzt („es ginge um seine Birne, seine Birne wackele bedenklich"). Durchaus kritisch eingestellte, zugleich aber um Objektivität bemühte Prozeßbeobachter hingegen erkannten Gewissenhaftigkeit, Geschick und Bravour seines Einsatzes für Torgler ohne Abstriche an. – Geburtsjahr nach: Jahresverzeichnis der an den Deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen erschienenen Schriften, XXXVI, Jg. 1920, Heft 3, Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultäten, Berlin 1921, S. 202; Alfons Sack, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 89–94; S. 288 und 289; Der Reichstagsbrandprozeß ... (siehe Anm. 1), Bd. 1, S. 532 f., Schreiben des ZK vom 20. September 1933 an Torgler (Zitat S. 533); a. a. O., Bd. 2, S. 749–752, Mitteilung Dr. R. Diels' über eine geheime Unterredung des Polizeipräsidenten von Berlin mit Dr. A. Sack, 9. Dezember 1933 (Zitat S. 750; siehe auch S. 754 f.); vgl. ferner die Urteile von Douglas Reed, Arthur Garfield Hays und Ernst Lemmer bei Fritz Tobias, Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit, Rastatt/Baden 1962, S. 505 f.; zum Todesjahr siehe dort S. 502, und vgl. bei Richard Wolff, Der Reichstagsbrand 1933. Ein Forschungsbericht, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament", 18. Januar 1956, S. 26, Anm. 6 („im letzten Kriegswinter"); den Hinweis auf die Variante verdanke ich Herrn Konrad Reiser.

10 Torglers Mitangeklagter Blagoi Popoff – so die damals gängige Transkription –, geb. 1902, 1968 gest., stieg nach seiner Rückkehr aus dem Moskauer Exil 1929 in das Zentralkomitee der Bulgarischen Kommunistischen Partei sowie in das Zentralkomitee des Bulgarischen Kommunistischen Jugendverbandes auf, in dem er die Funktion eines ZK-Sekretärs übernahm. Anfang 1931 zum Kandidaten und kurz darauf zum Mitglied des Politbüros der BKP gewählt, wurde er nach erneuter Emigration im Oktober 1932 aus Moskau nach Berlin entsandt, um dort die Leitung eines illegalen Verbindungsdienstes seiner Partei zu übernehmen. Gemeinsam mit Dimitroff und Taneff wurde der „Student" Popoff im Zuge der Fahndung nach den Reichstagsbrandstiftern zwangsgestellt und der Teilnahme an dem Verbrechen beschuldigt. Der nationalsozialistische Abgeordnete Kurt Frey wollte ihn nur wenige Stunden vor dem Brand im Gespräch mit Torgler gesehen haben. Vgl. Bojan Grigorov, Ein treuer Sohn des bulgarischen Volkes. Blagoj Popov, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 27 (1985), S. 518–524; Alfons Sack, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 194 ff. (aus der Sicht des Reichsanwalts); Der Reichstagsbrandprozeß ... (siehe Anm. 1), Bd. 1, S. 86, S. 103–106 (aus dem Protokoll der ersten Vernehmung; vgl. hierzu aber Bd. 2, S. 462, Dr. Braschwitz), S. 283–285 (Erklärung zu den Beschuldigungen); zur Aussage Freys: Alfons Sack, a. a. O., S. 137 und S. 303.

11 Auf die Ähnlichkeit zwischen Neubauer und Popoff hatte Torgler bereits in der Voruntersuchung hingewiesen: Auch Neubauer habe „ein etwas fremdländisch-slawisches Gesicht, was Sie bestätigt finden werden, wenn Sie sich das Reichstagshandbuch zur Hand nehmen"; er „hat graumeliertes Haar, schwarze, auffallend dichte und in der Mitte zusammengewachsene Augenbrauen, tiefliegende Augen, ein hageres Gesicht und macht einen fremdländischen, slawischen Eindruck" (Bundesarchiv Koblenz, Kleine Erwerbungen, 396, Nachlaß Alfons Sack, Strafsache Marinus van der Lubbe, Bd. 4, Bl. 43 und 413). An diesem Argument kam der Oberreichsanwalt in seiner Anklagerede nicht völlig vorbei. „Beide", mußte er

Lokaltermin ...[12] Doch inzwischen war er ja vorgewarnt und hatte fast zwei Tage lang intensiv nachdenken können.

Er hatte nachgedacht. Er hatte weiß Gott alles getan, um sich diesen verdammten Montag vor dem Reichstagsbrand in Erinnerung zu rufen. Welchen Anzug er damals getragen hatte, also schön, das wußte er noch und hatte es ihnen gesagt. Bereitwillig hatte er ihnen auch seinen Hut beschrieben und über die Farbe seines Mantels Auskunft gegeben. Auf welchem Sofa draußen im Vorraum er jedoch am 27. Februar 1933 gesessen hatte, ob das nun „hier" gewesen war „oder wo sonst", ob er „an dem Nachmittag überhaupt auf einem Sofa in dem Vorraum hier gesessen" hatte und ob es nicht „auch da gewesen sein" könnte, „auf der Bank", wie nur sollte sich jemand – und das nach acht Monaten – auf solche Einzelheiten besinnen.[13] Aus damaliger Sicht waren das doch samt und sonders Belanglosigkeiten, da hatte man nun wirklich andere Sorgen gehabt. Natürlich – er konnte so tun als ob, konnte beteuern, ihm sei inzwischen die große Erleuchtung gekommen. Es fragte sich bloß, ob die ihm das abnahmen oder ob sie ihm nicht, was ja wohl sehr viel wahrscheinlicher war, aus der plötzlichen Korrektur seiner Aussage einen handfesten Strick drehen würden. Nein, bei aller Solidarität – Theodor Neubauers Entschluß war gefaßt, und er gedachte sich nicht davon abbringen zu lassen. Er würde genau das tun, was Wilhelm Bünger bei der Zeugenermahnung gefordert hatte: würde „sich streng an die Wahrheit halten und auch nicht in geringer Weise davon abweichen", würde nichts, aber auch gar nichts „darstellen und schildern", was ihm nur „noch so ungefähr im Gedächtnis" geblieben war. Es mußte „alles ganz genau der Wahrheit entsprechen".[14]

„Herr Zeuge." – Er stand am Gerichtstisch, als hätten die Blicke der Männer in den Talaren ihn dort festgenagelt, und war auf der Hut. „Sie sind vorgestern schon zum Teil vernommen worden; aus dem Grunde müssen Sie nach Ihrer vollständigen Vernehmung den Nacheid leisten." Damit seine Belehrung sich festsetzen konnte, legte der Präsident eine angemessene Pause ein. „Herr Dr. Neubauer", fuhr er fort, „Sie waren am 27. Februar auch im Reichstag." – „Ja", sagte Neubauer. – „Haben Sie hier ein Zimmer?" – Ein Zimmer hatte er weder hier noch anderswo, hatte nur vor Zeiten, die ihm eine Ewigkeit entfernt schienen, hier eines gehabt, doch er wollte sich nicht als Oberlehrer aufspielen, der er auch mal gewesen war, und so sagte er lediglich: „Jawohl; Zimmer 83."[15] Er war eben als Zeuge durchaus kooperativ, bis zu dem einen kritischen Moment allerdings nur, in dem das Gebot der Klugheit, wenn schon nicht die Pflicht zur Wahrheit

[Forts. von Anm. 11]
einräumen, „haben schwarzes Haar, Neubauer wohl schon etwas mit Grau durchsetzt. Beide haben ein schmales, bleiches Gesicht, beide haben ziemlich starke schwarze Augenbrauen und dunkle Augen." Während Dr. Werner diesen Tatbestand aber herunterspielte, vermeinte Dimitroff eine wenn schon nicht hundertprozentige, so doch wenigstens 99prozentige Ähnlichkeit feststellen zu können. Alfons Sack, a.a.O (siehe Anm. 1), S. 170; Der Reichstagsbrandprozeß ... (siehe Anm. 1), Bd. 2, S. 326.

12 In seiner Vernehmung am 25. Oktober erklärte sich Neubauer wiederholt zu genauer Erinnerung außerstande. Er verwies dabei auf den längeren Zeitraum, der seit den Geschehnissen verstrichen war. BAP, St 65/24, Bl. 268–271.

13 Vgl. a.a.O, Bl. 263–265 sowie Bl. 268–270.

14 A. a. O., Bl. 1 f.

15 BAP, St 65/25, Bl. 1313, Rückseite. – Als Oberlehrer war Neubauer in Ruhla und Weimar tätig gewesen; vgl. den Abriß von Glondajewski und Heimann, a. a. O. (siehe Anm. 4), S. 344.

und nichts als der Wahrheit das klare Eingeständnis verlangte: „Das kann ich nicht mehr sagen." – „Ich weiß nicht genau." – Daß er diese Konstante in immer neuen Variationen zu wiederholen gezwungen war, verschuldete einzig und allein Wilhelm Bünger mit seiner Hartnäckigkeit, Bünger, der keine Ruhe gab und es wieder und wieder versuchte, nur um sich wieder und wieder anhören zu müssen: „Ich erinnere mich nicht"; „mit Bestimmtheit das heute zu sagen ist mir unmöglich." – „Das weiß ich nicht mehr." Und da mochte Bünger beinahe schon aufstöhnen: „Das wissen Sie auch nicht mehr?" Und da mochte er ruhig noch einen weiteren Versuch unternehmen, seinem Zeugen, und diesmal geradezu flehentlich, auf die Sprünge zu helfen – Dr. Theodor Neubauer stand da und konnte nicht anders, wollte nicht anders, war nicht aus der Reserve zu locken.[16]

Für Ernst Torgler war es ein Schock. Und es war mehr als das. So, wie die Vernehmung sich hinquälte, war es ein böser Traum, kein Alptraum allerdings – in diesem Unterschied kannte Torgler sich aus. Ein Alptraum spulte sich anders ab. Da trieben sie erst ihre geschmacklosen Späße mit einem, versuchten dann allen Ernstes, einem die Wahnsinnstat dieses Verrückten in die Schuhe zu schieben, warfen einem vor, mit ihm unter einer Decke zu stecken, und bald schon war einem das Lachen aber auch restlos vergangen, weil man sich nämlich in einer Zelle wiederfand, Tag und Nacht an den Händen gefesselt, Tag und Nacht und Woche um Woche, und sie einem dann mit den irrsinnigsten Behauptungen kamen. Und dann beteuerte man ihnen, daß all das doch nur ausgedacht, nur erfunden war, daß man ein absolut reines Gewissen hatte, absolut und völlig unschuldig war und daß sich ja alles mit Leichtigkeit aufklären müsse. Doch sie übergingen das kühl, beriefen sich auf eine erdrückende Zahl honoriger Zeugen, die eben das alles auf ihren Eid nehmen würden, so daß man schließlich für seinen Verstand zu fürchten begann und zuletzt halb verrückt darüber wurde.[17] Denn außer diesem Quentchen zerbröselnder Hoffnung war da ja nichts, an das man sich klammern konnte, absolut nichts, das den Sturz ins Bodenlose aufhalten würde. Alptraum, inzwischen wußte er es, war der Rand des Abgrunds ohne sicheren Halt. Und inzwischen wußte er auch, was er in Alfons Sack

16 Vgl. BAP, 65/25, Bl. 1313, Rückseite, bis 1318. – Auch diesmal weist Neubauer auf den zeitlichen Abstand von den Geschehnissen hin und betont, daß er zudem inzwischen „einiges erlebt habe". Ganz im Sinne der Zeugenermahnung weigert er sich strikt, „hinterher" etwas zu „konstruieren".

17 Einsetzend mit dem Brandabend, finden die Reaktionsabläufe Torglers – der „seelische Prozeß", wie er selbst es nennt – in den Akten der Voruntersuchung ein scharf konturiertes Spiegelbild. Nachlaß Alfons Sack (siehe Anm. 11): Bl. 735, Zuruf des Kellners („Frotzelei"; „Ach, Sie machen ja Unsinn."); Bl. 741, „Kühne, der genau so unbesorgt war wie ich"; Bl. 763, Aussage Birkenhauers: „es wurde nur über die Sache in der von mir geschilderten Weise geflaxt." – Bl. 725: „Tat eines Verrückten", „Wahnsinnstat" (siehe auch Bl. 731 und 739). – Bl. 431: Fesselung (Aufhebungsbeschluß erst am 28. August 1933: Der Reichstagsbrandprozeß ..., siehe Anm. 1, Bd. 1, S. 434 f.). – Bl. 305 und 307, handschriftliche Randbemerkungen Torglers: „Alles erfunden!", „Irrsinn"; Bl. 395: „Nein, das ist zu fantastisch." Bl. 747: „kann es sich nur um böswillige Erfindungen handeln". – Bl. 441 und 431: „Ausdruck des absolut reinen Gewissens", „absolut und völlig unschuldig"; Bl. 751: „wie bei mir der seelische Prozeß gewesen ist, wie ich zuerst an eine politische Auswirkung gar nicht gedacht und nur den Gedanken gehabt habe, das alles wirst Du ja mit Leichtigkeit aufklären können". – Bl. 375: Torgler wird vorgehalten, daß er nicht nur durch drei nationalsozialistische, „sondern auch durch eine große Anzahl anderer Zeugen schwer belastet werde, die, soweit bei der Vernehmung äußerlich feststellbar, nicht Nationalsozialisten sind". – Bl. 395: „jetzt fange ich an, für meinen Verstand zu fürchten." – Über die anfängliche Depressionsphase Torglers, seinen damaligen „ungeheuren Pessimismus" und teilweise „vollständigen Zusammenbruch" siehe die Mitteilung der Rechtsschutzabteilung vom 3. August 1933 an die Führung der KPD: Der Reichstagsbrandprozeß ... (siehe Anm. 1), Bd. 1, S. 369.

gewonnen hatte. Allein ihm verdankte er es, daß er wieder Boden unter den Füßen verspürte. Alfons Sack hatte ihm Glauben geschenkt. Alfons Sack hatte ihm beides abgenommen: daß er zum einen unschuldig und zum zweiten ein Mensch war, dessen politisches Handeln keine eigensüchtigen Motive bestimmten.[18] Als das geklärt war, hatte der Nationalsozialist Alfons Sack ihm, dem Kommunisten Ernst Torgler, vor aller Welt die Hand gereicht. Theodor Neubauer jedoch, der eigene Genosse, scheute sich hier, einem auch nur den kleinen Finger zu geben.

Um zu wissen, wie seinem Klienten zumute war, brauchte Dr. Sack sich nicht umzudrehen. Bei dem, was der Mann auf der Anklagebank hinter ihm in der letzten Zeit durchgemacht hatte, schwebte er ständig in der Gefahr, daß die geringste Kleinigkeit ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Für ihn war eine Welt in Scherben gefallen. Aus einer parlamentarisch herausgehobenen Figur war er in dem großen Schachspiel plötzlich zu einem der kleinen Bauern geworden, die man fast nach Belieben hin und her schieben konnte, und gerade in diesem Sitzungssaal wurde ihm das mit ganz besonderer Drastik vor Augen geführt. Noch zu Anfang des Jahres hatte Ernst Torgler in eben diesem Saal als Vorsitzender des Haushaltsausschusses den Ton angegeben. Hier waren auf sein Kommando hin die Zahlenkolonnen aufmarschiert.[19] Und nun, ein dreiviertel Jahr später nur – was war von dem ganzen parlamentarischen Plunder übriggeblieben? Ein paar Äußerlichkeiten: An der einen Seite prangte noch immer das Fresko mit Wilhelm I., der auf dem Schlachtfeld von Sedan die Huldigung seiner siegreichen Truppen entgegennahm, und an der Wand gegenüber hing erstaunlicherweise immer noch das Ölgemälde mit August Bebel, dem Arbeiteridol einer längst versunkenen Epoche.[20] Ansonsten jedoch diktierte ein neuer Geist das Geschehen, hatten andere Männer das Sagen, während Ernst Torgler nur noch ein besseres Nichts war, dem das völlige Ausgelöschtwerden drohte. Wenn er dann auch noch den Eindruck gewann, daß er seinen Hauptentlastungszeugen abschreiben mußte, was konnte er da anderes als die tiefste Enttäuschung empfinden. Nein, es war wirklich nicht schwer, sich in seine Lage hineinzuversetzen. Genau besehen gab es für ihn natürlich keinerlei Grund, in Resignation zu verfallen. Als juristischer Laie maß er dem Vorgang eine viel zu große Bedeutung bei, wie das ja auch jene Schlaumeier taten, die sich jetzt unter Garantie im stillen die Hände rieben, weil Alfons Sack, wie sie meinten, eine blamable Schlappe erlitt.[21] Nun, sie alle dürften sich wundern,

18 Neben der Unschuldsvermutung war es gerade auch dieser zweite Aspekt, der den Anwalt nach dessen glaubhafter Darstellung schließlich bewog, die Verteidigung Torglers zu übernehmen. Daß zudem der Reiz einer Cause célèbre mitgespielt haben dürfte und ein Wunsch von höherer Seite zur Absicherung überaus willkommen war, steht dem keinesfalls im Wege. Vgl. Alfons Sack, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 95–97 und S. 288–290; Fritz Tobias, a. a. O. (siehe Anm. 9), S. 504; Der Reichstagsbrandprozeß ... (siehe Anm. 1), Bd. 2, S. 752 (Diels).

19 Auf Grund des interfraktionellen Verteilungsschlüssels war Torgler nach den Reichstagswahlen vom November 1932 Vorsitzender des Haushaltsausschusses geworden. Zugleich hatte er den Vorsitz des ständigen Haushaltsunterausschusses übernommen, der für die Untersuchung der Osthilfe zuständig war. Noch im Januar 1933 fanden nach Torglers Aussage „etwa 12 bis 15 Sitzungen des Haushaltsausschusses" statt. BAP, St 65/4, Bl. 115, und St 65/26, Bl. 43 und 44.

20 Vgl. Berliner Börsen-Zeitung, Nr. 474 (siehe Anm. 1), sowie Berliner Tageblatt, Nr. 476 (ebd.).

21 Triumphierend meldete denn auch der Völkische Beobachter am 28. Oktober: „Torglers Kronzeuge Neubauer weiß von nichts ...", „Der kommunistische ‚Entlastungs'zeuge Neubauer – er kann sich nicht erinnern ..." (Jg. 46; künftig zit.: Völkischer Beobachter; 301. Ausg.); mit ähnlichem Tenor der Berliner Lokal-Anzeiger, Jg. 51, Nr. 510, Morgenausgabe vom selben Tage (künftig zit.: Lokal-Anzeiger).

was er aus diesem Neubauer herausholen würde, sobald er ihn zur Befragung in die Finger bekam. Rechtsanwalt Dr. Alfons Sack, das Monokel ins rechte Auge geklemmt, strahlte demonstrativ Gelassenheit aus.[22] Der Schlamassel mußte erst noch erfunden werden, aus dem er diesen Klienten nicht herauspauken würde. Alfons Sack hatte ja schließlich einen Ruf zu verlieren. Ernst Torgler lediglich seinen Kopf.

Der Präsident hatte es aufgegeben, der Oberreichsanwalt lustlos nachgehakt. Sein Adlatus, gallebitter und mit dem Eifer eines Asketen, legte auf die Feststellung wert, daß der Zeuge Neubauer sich vor seiner Inhaftnahme unangemeldet in Berlin aufgehalten hatte und im Besitz falscher Papiere gewesen war. Drei der Beisitzer verspürten ebenfalls das unabweisbare Bedürfnis, sich in Erinnerung zu bringen.[23] Die Spannungskurve flachte ab, um dann, als endlich Torglers Verteidiger zum Zuge kam, sofort wieder in die Höhe zu schnellen.

„Herr Zeuge, Sie sagten: Um mit Torgler ungestört zu sprechen, sind wir aus dem Zimmer 9 hier in den Vorraum gegangen und haben uns dort hingesetzt. Was war es denn, was Sie mit Torgler sprechen wollten?" Der Anwalt, um einen Tonfall bemüht, der den Argwohn seines Gegenübers abbauen sollte, blickte Neubauer aufmunternd an. Auch Torgler, die Lippen vor unterdrückter Erregung zusammengepreßt, hatte die Augen auf ihn gerichtet.[24]

„Wir haben in diesen Tagen", Neubauer überlegte sich jedes Wort, „wiederholt über die politische Situation gesprochen. Es kamen fast jede Stunde neue Meldungen, neue Gerüchte und so weiter, und wir haben fortgesetzt, eigentlich schon vom Vormittag her, über diese Dinge gesprochen und uns immer wieder über unsere Auffassung darüber verständigt."

„Haben Sie auch über die Frage der Bildung einer Einheitsfront zwischen Ihrer Partei und der SAP gesprochen?"[25]

„SAP –", Neubauer brauchte nicht lange nachzudenken, „erinnere ich mich nicht. Wir haben unter anderem gesprochen – vielleicht meinen Sie das – über bestimmte Einheitsfrontverhandlungen, die mit der Sozialdemokratie zu führen wären, und zwar mit bestimmten Abgeordneten der Sozialdemokratie."

22 Ernst Lemmer hat die „wuchtige Gestalt im schwarzen Talar des Berliner Rechtsanwalts, die sich wie ein Bollwerk vor Torgler auftürmt", in einem Prozeßbericht für die Neue Zürcher Zeitung eindrucksvoll beschrieben. Er spricht Alfons Sack „in seiner selbstbewußten suggestiven Art" ein besonderes Talent zu, „als Imperator des Gerichtssaales aufzutreten und jedem seiner Sätze den Nachdruck eines Ultimatums zu geben". Zitiert bei Fritz Tobias, a. a. O. (siehe Anm. 9), S. 506; Fotos, die den Anwalt mit Monokel zeigen, bei Alfons Sack, a. a. O. (siehe Anm. 1), vor S. 49 und nach S. 96, sowie im Abbildungsteil der Reichstagsbrand-Dokumentation (siehe ebd.), Bd. 2.

23 Vgl. BAP, St 65/25, Bl. 1318–1319, Rückseite. – Zur Charakteristik des Psychoprofils von Landgerichtsdirektor Dr. Felix Parrisius vgl. dessen Foto bei Alfons Sack, a. a. O. (siehe Anm. 1), vor S. 81.

24 BAP, St 65/25, Bl. 1319, Rückseite; Kennzeichnung von Tonfall und Blick des Anwalts der Situationslogik entsprechend; für Torgler bei verhaltener Erregung wohl typisch die vom Sonderkorrespondenten des Berliner Tageblatts (Nr. 444, Abendausgabe, 21. September 1933) eigens erwähnte Lippenstellung („Den Mund zusammengekniffen").

25 BAP, St 65/25, Bl. 1319, Rückseite (das „usw." der Vorlage im Zitat aufgelöst, entsprechend später „bezw."); vgl. dort weiter. – SAP: hierzu noch immer grundlegend Hanno Drechsler, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD). Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik, Meisenheim/Glan 1964.

„Ist dabei auch darüber gesprochen worden, daß eine Fühlungnahme zwischen Ihnen und der Sozialdemokratischen Partei über die Bildung einer Einheitsfront erfolgen sollte, daß aber da schon irgendeine Ungeschicklichkeit passiert war?"
„Jawohl", bestätigte Neubauer.
„Haben Sie nun weiter darüber verhandelt, daß eine Unterredung mit dem sozialdemokratischen Abgeordneten Stampfer[26] für den nächsten Tag herbeigeführt werden müsse, um die Einheitsfrontbildung zu beschleunigen?"
„Wir haben an dem Morgen", Neubauer stockte und berichtigte sich dann, „an dem Tage – ich weiß nicht, ob es noch am Vormittag war – vereinbart, und zwar ich persönlich mit dem Journalisten der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion Herrn Prager,[27] daß wir am nächsten Tage, und zwar Torgler und ich von unserer Seite, mit Herrn Stampfer hier im Reichstag um 10 Uhr vormittags eine Besprechung haben sollten. Das hatten wir vereinbart, und ich habe noch mit Torgler eingehend diese Frage besprochen, und Torgler hat mir fest versprochen, daß er unbedingt bei dieser Verhandlung dabeisein wollte, weil ich diese Verhandlung nicht allein führen wollte."
„Und diese Besprechung, die also am Dienstag, dem 28. Februar, hier im Reichstag stattfinden sollte, sollte zum Gegenstand haben: Vorbereitung der Bildung der Einheitsfront zwischen Sozialdemokratischer Partei und Kommunistischer Partei?"
Neubauer zögerte. „Ja, ich weiß nicht, ob man es so schon sagen kann. Es sollte eine Fühlungnahme, wie weit ein Zusammengehen der Sozialdemokratischen Partei und der Kommunistischen Partei möglich sei, bezwecken. Ich möchte also – –"
„Hat Ihnen der Angeklagte Torgler", fiel Dr. Sack ihm ins Wort, „davon Mitteilung gemacht, daß am Tage zuvor – am Sonntag, dem 26. Februar, beziehungsweise am Sonnabend, dem 25. Februar, abends – er mit dem Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld[28] eine Rücksprache hatte, ob nicht die abgesplitterten Teile der sozialdemokratischen Fraktion, die sich wohl SAP nannten, inklusive Rosenfeld zu Ihnen hinübergehen wollten?"

26 Friedrich Stampfer (1874–1957): Nach einem Studium der Volkswirtschaft und der Staatswissenschaften 1900 Eintritt in die Redaktion der Leipziger Volkszeitung, ab 1902 Mitarbeiter des sozialdemokratischen Zentralorgans Vorwärts; gab 1903 bis 1916 eine private Pressekorrespondenz heraus; Ende 1916 wurde ihm die Leitung des Vorwärts übertragen, als dessen Chefredakteur er mit kurzer Unterbrechung bis 1933 tätig war. Dem Reichstag gehörte Stampfer seit 1920 an, dem Parteivorstand seit 1925. Vgl. im allgemeinen Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Hrsg. von Werner Röder und Herbert A. Strauss, 3 Bde., München u. a. 1980–1983, hier Bd. 1, S. 720 f.; zum dort erwähnten speziellen Problemkreis „eines Defensivbündnisses mit der KPD" siehe jetzt vorerst Henryk Skrzypczak, „Nichtangriffspakt". Zu Friedrich Stampfers Einheitsfront-Interventionen im Spannungsfeld von Papen bis Hitler, in: Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg. Hrsg. von Inge Marßolek und Till Schelz-Brandenburg, Bremen 1995, S. 226–244.

27 Eugen Prager (1876–1943 oder 1944) wird 1927 als Redakteur bei der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion seit 1925 genannt. Unter Friedrich Stampfer war er später zeitweise Chef der Abendausgabe des Vorwärts. Walter Oehme, der als Journalist regelmäßigen Kontakt auch zur Reichstagsfraktion der SPD unterhielt, bezeichnete ihn in seiner Zeugenaussage als Fraktionssekretär. Vgl. Handbuch des Vereins Arbeiterpresse, Vierte Folge 1927, Berlin o. J. [1927], S. 188; Ossip K. Flechtheim in seinem Vorwort zu Eugen Prager, Das Gebot der Stunde. Geschichte der USPD, 4., annotierte Aufl., Berlin und Bonn 1980, S. V; Schreiben Fritz Heines vom 30. 7. 1994 an den Verfasser; BAP, St 65/26, Bl. 2–20 und Bl. 45. – Ein Lichtbild Pragers bei Hans-Rainer Sandvoß, Widerstand in Neukölln, Berlin 1990, S. 95.

28 Dr. jur. Kurt Rosenfeld (1877–1943): Mitgründer der USPD, 1918/19 kurze Zeit preußischer Justizminister; kehrte 1922 widerstrebend zur SPD zurück; in der SAP zunächst neben Max Seydewitz deren Vorsitzender, sprach er sich Ende 1932 für die Auflösung dieser Splittergruppe aus. Vgl. Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ... (siehe Anm. 26), Bd. I, S. 614.

„Jawohl, ich erinnere mich bestimmt: das hat Herr Torgler mir mitgeteilt."
Indem er das Thema wechselte, gab Alfons Sack sich den Anschein, er hätte diesen Punkt abgehakt. Tatsächlich aber hielt er es wie einer vom Magischen Zirkel, der das Kaninchen, bevor der eine Trick sich verbrauchte, im Zylinder verschwinden ließ, um es Minuten später aus dem Ärmel zu zaubern. „Herr Präsident", sagte er nach einigen Schlenkern denn auch der Form halber in Richtung Empore, „würden Sie mir gestatten, noch einmal auf die Bestrebungen zurückzukommen, eine Einheitsfront zu bilden. Erinnern Sie sich, Herr Zeuge", wandte er sich wieder Neubauer zu, „ob nicht gerade Sie derjenige waren, der den Unwillen darüber geäußert hat, daß dieser Vorfühler zur Vorbereitung der Bildung einer Einheitsfront so ungeschickt aufgenommen worden war?"
„Jawohl!" Die Antwort kam prompt. Neubauer hatte offensichtlich begriffen. „Ich habe sehr genau in der Erinnerung, daß ich an jenem Sonntag vorher in Erfahrung brachte, wie dieser Vorfühler stattgefunden hatte; ich war sehr empört über die Ungeschicklichkeit und habe an dem Sonntag noch von mir aus ohne irgendwelche Verbindung, sondern aus persönlicher Initiative die notwendigen Schritte unternommen, um eine neue Verbindung mit Herrn Stampfer herzustellen, um auf diese Weise die Ungeschicklichkeit, die vorher begangen war, zu revidieren."
„Herr Zeuge, damit sich der Hohe Senat ein Bild machen kann, müssen Sie auch sagen, wer diese Ungeschicklichkeit begangen hat und welche Schritte Sie unternommen haben. Und zwar ist das deshalb notwendig, Herr Zeuge, damit der Hohe Senat sich darüber ein Urteil bilden kann, ob die Besprechung für Dienstag, den 28. Februar, ernsthaft gemeint war oder nicht."
Wenn Neubauer noch Zweifel verspürt hatte, ob er diesem Dr. Sack über den Weg trauen durfte – jetzt waren sie ausgeräumt. „Der Abgeordnete Stampfer hatte, um zu erfahren, wieweit die Kommunistische Partei zu einem Zusammengehen mit der Sozialdemokratie bereit war, sich an einen Beamten der russischen Botschaft gewandt." An den Pressetischen brauchten sie eine Sekunde, bevor sie begriffen hatten, dann machten sie sich über ihre Notizblöcke her. „Dieser Herr", fuhr Neubauer fort, „hat ihm gesagt, darüber könne er überhaupt nichts aussagen, und da müsse sich Stampfer an die entsprechende Adresse, an die Kommunistische Partei, wenden; er sei Beamter und habe mit diesen Dingen nichts zu tun. Herr Stampfer hat daraus merkwürdigerweise solche Schlüsse gezogen, daß man sich in Moskau für diese Frage überhaupt nicht interessiere und hat in diesem Sinne weitergesprochen. Als ich das hörte – ich hörte es am Sonntag, es war inzwischen über Journalisten weiterkolportiert worden –, habe ich ein paar Freunden gesagt: Es ist mir unbegreiflich, wie Stampfer, ein alter Politiker, noch nicht einmal einen Unterschied machen kann zwischen einer amtlichen Stelle der Sowjetunion, die sich um die innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands nicht kümmern darf und nicht kümmern wird, und der Kommunistischen Internationale, und habe darauf die Initiative ergriffen, einen Journalisten aufzusuchen, der Verbindungen mit Stampfer hatte. Die fehlte mir persönlich, um Stampfer noch in der Nacht vom Sonntag zu Montag Bescheid zukommen zu lassen, daß er eine große Dummheit, eine Eselei gemacht hat und daß er sich, wenn er Verhandlungen wünscht und wissen will, wie weit die Kommunistische Partei bereit ist, mit der Sozialdemokratie zusammenzugehen, gefälligst an die richtige Adresse wenden soll, und die Adresse wäre die Adresse der Partei hier, und daß ich ihm zur Verfügung

stehe, um die Verbindung herzustellen. Darauf wurde mir", berichtete Neubauer weiter, „am Montagvormittag, glaube ich, wenn ich recht bin, durch Herrn Prager mitgeteilt, daß Herr Stampfer bereit sei, am Dienstagvormittag um 10 Uhr mit uns hier im Reichstag eine solche Besprechung zu machen. Wir haben, sowohl Torgler wie ich, dieser Besprechung den größten Wert in Anbetracht der damaligen Situation beigelegt, und ich habe mir deswegen von Torgler noch persönlich besonders zusagen lassen, daß er unbedingt rechtzeitig da ist, weil ich nicht allein dabei sein wollte und weil ich nach der vorangegangenen Ungeschicklichkeit nicht durch eine zweite Ungeschicklichkeit die meiner Meinung nach sehr wichtigen Verhandlungen noch einmal gefährden wollte."

„Der Journalist, von dem Sie am Sonntag den Versuch Stampfers gehört hatten, war doch aber nicht Prager?"

„Nein, der war nicht Prager."

„Wer war das?" fragte der Anwalt.

„Das war ein ausländischer Journalist."[29]

Die Antworten kamen prompt, ihr Informationsgehalt war präzis. Alfons Sack hatte es fertiggebracht, einen hoffnungslos stotternden Motor doch noch auf Touren zu bringen. Unter dem Eindruck, bei Neubauer über den Berg zu sein, entschloß er sich, mit der Befragung fortzufahren und Vollgas zu geben. Dr. Alfons Sack, das braune Verteidiger-As, nutzte die Gunst der Stunde.

Tags darauf füllten die „Enthüllungen" über „Stampfers Bündnisangebot an die KPD" die Spalten der Morgenpresse. Während die „Vossische Zeitung" zurückhaltend von einer „Verabredung mit Stampfer" sprach, ließ der „Völkische Beobachter", das Zentralorgan der Nationalsozialisten, den Zeugen Neubauer „über die Umsturzpläne im Frühjahr" berichten.[30] Aus der „Berliner Börsen-Zeitung" erfuhren die Leser, die Vernehmung vom Vortage habe „ein helles Licht auf die Gefahr" geworfen, „in der Deutschland bei Ausgang des vorigen Winters geschwebt" hatte. Die Aussagen der kommunistischen Zeugen ließen „keinen Zweifel darüber, daß die Einigung zwischen SPD und KPD rasch zustande gekommen wäre und daß die Einheitsfront dann zum Kampf für die Erreichung der bekannten bolschewistischen *Aufstandsziele* aufgebrochen wäre". Es sei „nicht schwer, sich auszumalen", versicherte das Börsenblatt weiter, „in welches Meer von Schrecken und Blut Deutschland, wenn Generalstreik und Aufstand geglückt wären, getaucht worden wäre". Nachträgliches Entsetzen und zugleich das Bewußtsein, soeben einen wahrhaft „historischen Augenblick" erlebt zu haben, prägten die Berichterstattung des „Berliner Tageblatts". Im Reichstagsbrandprozeß sei gestern nämlich klargeworden, „in welch ungeheurer Gefahr sich das deutsche Volk in den Tagen um den 27. Februar befunden hat. Es ist zum ersten Male bekundet worden, wie weit es mit der proletarischen Einheitsfront in Deutschland stand. Nur die Ungeschicklichkeit oder, wie der kommunistische Abgeordnete Neubauer sich ausdrückte, die Dummheit und Eselei des

29 Auf weiteres Befragen nannte der Zeuge den Namen dieses Journalisten. Es handelte sich um Frederick Kuh, Berliner Korrespondent der Nachrichtenagentur United Press of America. BAP, St 65/25, Bl. 1326; Amtliches Fernsprechbuch für Berlin und Umgegend 1932, S. 713.

30 Lokal-Anzeiger (siehe Anm. 21): „Die Enthüllungen über sogenannte marxistische Einheitsfront"; „Stampfers ‚Ungeschicklichkeit'". – Deutsche Allgemeine Zeitung, Jg. 72, Nr. 476. – Vossische Zeitung, Nr. 515. – Völkischer Beobachter (siehe Anm. 21).

sozialdemokratischen Führers Stampfer hat den Abschluß der proletarischen Einheitsfront zu einem Zeitpunkt verhindert, in dem sie noch gefährlich werden konnte." War es also tatsächlich nur „die Dummheit des Herrn Stampfer" gewesen, die Deutschland vor dem Bürgerkrieg gerettet hatte? „Doch wohl nicht ganz!" schränkte der Kommentator vorsichtig ein.[31] Mochte das nun zutreffen oder auch nicht – wo immer Friedrich Stampfer ein Begriff war, machte die Nachricht von seiner sagenhaften „Ungeschicklichkeit" alsbald die Runde.

***

Die einen nannten es Karlin, die anderen sprachen von Karolinental, doch ob man nun der tschechischen oder der deutschen Bezeichnung den Vorzug gab, an einer Tatsache änderte das nichts: im Vergleich zum historischen Kern von Prag hatte das nordöstlich der Neustadt gelegene Karlin oder Karolinental an Attraktionen wenig zu bieten. Wie das eher gutbürgerlich anmutende Viertel insgesamt war auch das Eckhaus mit der Adresse Palackého trida 179 alles andere als eine Sehenswürdigkeit: im Erdgeschoß, über dem sich vier Stockwerke erhoben, eines der ortsüblichen Bierlokale, die Fassade nüchtern, architektonisch ohne besonderen Reiz, ein modernes Mietshaus eben, wie es unzählige gab.[32] Daß es plötzlich über die Grenzen hinaus Beachtung fand, hatte denn auch einzig und allein politische Gründe.

In der dritten Etage rechts war neuerdings eine Bürogemeinschaft am Werk, an deren Aktivitäten die Geister sich schieden. Das Kürzel „Sopade", unter dem die Gruppe firmierte, wies sie als Exilvorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands aus. Ihr Anspruch, die berufene Stimme „der vergewaltigten und geknebelten *deutschen Arbeiterklasse*" zu sein,[33] stieß nicht nur bei den Kommunisten auf vehementen Protest. Mit dem Odium einer katastrophalen Niederlage und eines schmählichen Versagens behaftet, war die Führungsspitze um den Parteivorsitzenden Otto Wels[34] auch im eigenen

31 Berliner Börsen-Zeitung, Nr. 505. – Berliner Tageblatt (siehe Anm. 1), Nr. 507.

32 In einem Rundschreiben vom 2. Juni 1933 unterrichtete der SPD-Vorstand „alle Bruderparteien" über den Beschluß, seinen Sitz ins Ausland zu verlegen, und bat sie darum, „im Briefwechsel mit uns nur noch die oben angegebene Postadresse: ‚Sopade', Prag-Karlin, Palackého trida 179 zu verwenden". Internationale Information für Pressezwecke, hrsg. vom Sekretariat der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, X (1933), [künftig zit.: I. I.,] No. 32 vom 10. Juni, S. 280. – Korrekt auch die Hausnummer 24 bei Brigitte Seebacher-Brandt, Biedermann und Patriot. Erich Ollenhauer – Ein sozialdemokratisches Leben, Rheinbreitbach 1984, S. 107, sowie Der Parteivorstand der SPD im Exil. Protokolle der Sopade 1933–1940. Hrsg. von Marlis Buchholz und Bernd Rother, Bonn 1995, S. XXX. Der Unterschied ist nach der Erinnerung Fritz Heines „daraus zu erklären, daß die Stadtverwaltung beschloß, die Numerierung zu ändern" (Schreiben vom 4. Mai 1996 an den Verfasser). – Foto der Außenansicht aus dem Bestand des Archivs der sozialen Demokratie: Der Tagesspiegel, Jg. 52, Nr. 15620 vom 10. Mai 1996; eine Bildsequenz mit neueren Aufnahmen zeigt Stefan Appelius in seinem Dokumentarfilm Fritz Heine – Engel der Flüchtlinge (WDR, Erstsendung am 24. August 1993; erhältlich in der Mediothek der Universität Oldenburg, Postfach 2503, 26111 Oldenburg). – Zur sozial-urbanen Zuordnung von Karolinental Fritz Heine: „kein typisches Arbeiterviertel, eher ‚gutbürgerliche' Umgebung" (Schreiben vom 5. Dezember 1993 an den Verfasser).

33 Vgl. den programmatischen Einführungsartikel: Zerbrecht die Ketten!, in: Neuer Vorwärts, Nr. 1 vom 18. Juni 1933; dort auch in schärfster Abgrenzung gegen den Kommunismus die Anklage, daß er „*ein einziges Verbrechen an der deutschen Arbeiterklasse* und ein furchtbares Verhängnis für sie gewesen" sei.

34 Otto Wels (1873–1939): Über erste Karrierestufen in Sozialdemokratie und Freien Gewerkschaften schaffte der gelernte Tapezierer, der sich 1912 erfolgreich um ein Reichstagsmandat beworben hatte, 1913 den Sprung in den Parteivorstand. Im Gefolge der Novemberrevolution Stadtkommandant von Berlin, war der einstige Exponent des linken Parteiflügels an der Niederschlagung der Spartakusunruhen führend beteiligt.

Lager schärfster Kritik ausgesetzt. Noch vor kaum mehr als einem Jahr hatten ja in der republikanischen Bastion Preußen Männer der eigenen Couleur das Heft in der Hand gehabt und über die eindrucksvollsten staatlichen Machtmittel geboten. Seite an Seite mit der Partei, die im politischen Ernstfall auf ein gewaltiges Streikpotential als Abwehrinstrument hätte zurückgreifen können, waren zudem die militanten Formationen des „Reichsbanners" marschiert. Unter dem zugkräftigen Symbol der drei Pfeile schien das Massenaufgebot der „Eisernen Front" ein unüberwindlicher Schutzwall der Republik zu sein. Und dann hatte es nur einiger Winkelzüge der Gegner und ihres beherzten Zugriffs bedurft, um die tönenden Sprüche der führenden „Bonzen" als hohl zu erweisen. Erst wurde – der bloße Gedanke an diesen 20. Juli 1932 trieb einem die Schamröte ins Gesicht – die Zitadelle Preußen kleinlaut geräumt und später, als Hitler ans Ruder gekommen war, die republikanische Sache genauso widerstandslos verloren gegeben.[35] Wer eigentlich war wohl für das Desaster verantwortlich zu machen, wenn nicht derjenige, der ja doch „die entscheidende Macht, den ausschlaggebenden Einfluß gehabt" hatte, Otto Wels also und in zweiter Linie sein engerer Kreis.

Derartige Schuldzuweisungen waren in den Augen von Otto Wels ebenso dumm wie verlogen.[36] Sich mit ihnen auseinanderzusetzen, behielt er allenfalls späteren Zeiten vor. Selbstzerfleischung, der sich seinem Empfinden nach ohnehin schon mehr als zu viele hingaben, bedeutete ihm lediglich vergeudete Energie. Jetzt hatte sich alles, aber auch wirklich alles der einen Aufgabe unterzuordnen, die da hieß: schärfster, unerbittlicher Kampf gegen die Tyrannei. Legte man diesen Maßstab zugrunde, dann brauchte sich die Sopade mit dem, was sie in den wenigen Monaten ihres Bestehens auf die Beine gestellt hatte, nicht zu verstecken. Sie war angetreten mit dem Versprechen, der Welt über das Terrorregime der Nationalsozialisten die Wahrheit zu sagen.[37] Seit dem ersten Erscheinen des „Neuen Vorwärts" löste sie Woche um Woche dieses Versprechen ein, und indem sie

[Forts. von Anm. 34]
1919 wurde er neben Hermann Müller zum Parteivorsitzenden gewählt. Auf der Reichstagssitzung vom 23. März 1933 begründete Otto Wels das Nein der Sozialdemokratie zum Ermächtigungsgesetz. Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ... (siehe Anm. 26), Bd. I, S. 811 f.

35 In der ersten Junihälfte 1933 überlieferte Friedrich Adler das „Schlagwort", „daß der Generalstab der Partei, der die Schlacht verloren, ‚vor das Kriegsgericht' gehöre". Dabei waren es nach der Beobachtung eines Berliner Zeitzeugen „die heterogensten Ansichten und Motive", auf denen das „Ressentiment" gegen den Prager Vorstand beruhte: seine politische Linie wurde „von links und von rechts angegriffen". I. I. (siehe Anm. 32), No. 32 vom 10. Juni (Zitat S. 279) sowie No. 33 vom 17. Juni (S. 289 und S. 288). – Zum Ereignishintergrund der Fehlerdebatte über die Weimarer Endphase Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin und Bonn 1987; vgl. auch Lewis J. Edinger, Sozialdemokratie und Nationalsozialismus. Der Parteivorstand der SPD im Exil von 1933 bis 1945, Hannover und Frankfurt a. M. 1960, S. 61 ff.; Brigitte Seebacher-Brandt, Biedermann ... (siehe Anm. 32), S. 91 f., S. 130–132, S. 141; aus kommunistischem Blickwinkel Heinz Niemann (Leitung) u. a., Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1917 bis 1945, [Ost-]Berlin 1982; dort insbesondere S. 339–369.

36 Siehe hierzu und zum Folgenden das am 23. Oktober 1933 an Karl Kautsky gerichtete Schreiben von Otto Wels; veröffentlicht bei Erich Matthias, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Das Ende der Parteien 1933. Hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1960, S. 99–278; S. 266 f.

37 „Dieses System", heißt es in dem Einführungsartikel des Neuen Vorwärts (siehe Anm. 33), „kann nur so lange existieren, als es ihm gelingt, die Wahrheit zu unterdrücken. Denn es lebt allein von der Lüge. Der Welt die Wahrheit zu sagen und dieser Wahrheit auch den Weg nach Deutschland zu öffnen ist unsere Aufgabe." – Zu den Anfängen der Organisierung des Widerstands durch die Sopade vgl. Brigitte Seebacher-Brandt, Biedermann ... (siehe Anm. 32), S. 488, Anm. 44.

das Blatt durch ihr konspiratives Netzwerk regelmäßig über die Reichsgrenze schleuste, kam sie zugleich ihrer weiteren Verpflichtung nach: der Wahrheit auch in Deutschland Gehör zu verschaffen. Mit dem gewaltigen Propagandaaufwand der Nazis verglichen, war das, zugegeben, lediglich der bekannte Tropfen auf einen heißen Stein. Andererseits aber war das ja auch nur ein Anfang, und der schon ging – wie überhaupt die ganze „jüdisch-marxistische Hetzzentrale in Prag" – den „Kräften der deutschen Erneuerung" entschieden gegen den Strich.[38]

Doch mit dem Geschimpfe über den Schnee von gestern konnte man leben. Viel schwerer, ja am schwersten war die dummdreiste Art jener Genossen zu ertragen, die aus der Niederlage eine ebenso verkehrte wie gemeingefährliche Schlußfolgerung zogen: Die Demokratie hatte sich in Deutschland verhängnisvoll ausgewirkt, deshalb war die braune Diktatur erst einmal durch eine rote Diktatur zu ersetzen.[39] Wer so etwas von sich gab, war sich über die Konsequenzen offenbar nicht im klaren. Hitler im Alleingang aus dem Sattel zu heben, hatte die sozialistische Arbeiterschaft keinerlei Chance. Ohne Bündnispartner, die etwas auf die Waagschale brachten, war man zur Ohnmacht verdammt, blieben alle Appelle, Hitler und seine Bande davonzujagen, leeres Geschwätz. Gewichtige und zugleich akzeptable Partner boten sich aber nun mal allein innerhalb eines Spektrums an, in dem sich niemand auf das Risiko einlassen würde, durch eine Generalabrechnung mit den Nationalsozialisten ausgerechnet den Befürwortern einer proletarischen Diktatur in die Hände zu spielen.

Worum ging es denn zunächst? Doch nicht etwa darum, mögliche Bundesgenossen kopfscheu zu machen. Es ging darum, bis in das konservative Lager hinein Vorbehalte gegenüber der Sozialdemokratie abzubauen und eine gewisse Vertrauensbasis zu schaffen.[40] Gerade deshalb war es ja auch so fatal, womit dieser Neubauer jetzt herausplatzen mußte. Höchst ominöse Kontakte, unverantwortliche Pläne – nun war es wieder einmal gerichtsnotorisch, daß sich den Sozis nicht über den Weg trauen ließ. Selbst wenn man im einen und anderen Fall klarstellen könnte, daß die Parteiführung an der ganzen verqueren Geschichte so gut wie unschuldig war, hätte man kaum etwas gewonnen. Da hieß es dann eben, in einer Krisensituation habe das Vorstandsmitglied Friedrich

38 Mit der Schlagzeile „Enthüllungen über die jüdisch-marxistische Hetzzentrale in Prag" machte der Völkische Beobachter (siehe Anm. 21) am 10. August 1933 seine 222. Ausgabe auf. In dem Artikel legte ein als „Kundschafter in Feindesland" vorgestellter Sonderberichterstatter dar, wie „der von Juden, Kommunisten und Sozialdemokraten aufgezogene Propaganda-Apparat gegen Deutschland arbeitet". Die „reichsdeutschen linksradikalen Flüchtlinge", von denen die Zukunft „allein unter dem Gedanken der Rache an den Kräften der deutschen Erneuerung gesehen" werde, waren demnach bereits „zu einer propagandistischen Macht geworden", „deren Wirken im Leben und im Bild der Stadt überall zu spüren" sei.

39 Auch hierzu das Schreiben von Otto Wels an Karl Kautsky (siehe Anm. 36).

40 Eine solche Interpretation verträgt sich durchaus mit dem revolutionären Duktus des im Januar 1934 veröffentlichen Prager Manifests der Sopade. Wie durch Hans J. L. Adolph überliefert ist, hat Otto Wels dieses Manifest „lediglich als eine unter dem Zwang der Verhältnisse zugestandene Konzession an den ‚Geist der Zeit'" betrachtet. In seinem bündnispolitischen Konzept zum Sturz der NS-Diktatur und zur Wiederherstellung des Rechtsstaates spielte das Zusammenwirken „mit bürgerlichen Politikern bis zu den Deutschnationalen und mit hohen Militärs" eine ausschlaggebende Rolle. Vgl. Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Hrsg. von Erich Matthias, bearb. von Werner Link, Düsseldorf 1968, S. 215–225 (Prager Manifest); Hans J. L. Adolph, Otto Wels und die Politik der deutschen Sozialdemokratie 1894–1939, Berlin 1971, S. 309, Anm. 92; Friedrich Stampfer, Die dritte Emigration. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, in: Mit dem Gesicht nach Deutschland, S. 61–169; zur Bündnispolitik des Exilvorstands dort S. 85 f.

Stampfer die Nerven verloren und sei zu den Russen in die Botschaft gerannt, um mit den Kommunisten gemeinsame Sache zu machen. Und ausgerechnet einen solchen Mann, von dem keiner wußte, wann er das nächste Mal durchdrehen würde, hatte sich die Partei in ihre Auslandsleitung geholt. Friedrich Stampfer, befand Otto Wels, mußte sich schleunigst etwas einfallen lassen.

Und er hatte geglaubt, dieses Thema sei abgeschlossen. Angewidert, als hätte er versehentlich Unrat berührt, legte Stampfer die Zeitung aus der Hand und bemühte sich, seine Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Fast, aber auch nur fast, war es so wie bei der Nachricht vor einigen Wochen, daß ihm die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden sei. Dieser Schurkenstreich der in Berlin regierenden Verbrechergesellschaft hatte ihn zwar ebenfalls getroffen und hellauf empört,[41] unter die Haut gegangen aber war er ihm kaum. Nicht etwa, weil ihn der ungeheuerliche Vorwurf kalt ließ, „durch ein Verhalten, das gegen die Pflicht zur Treue gegen Reich und Volk" verstoße, „die deutschen Belange geschädigt" zu haben. Ganz im Gegenteil. „*Stampfer,* Friedrich, geb. am 8. September 1874", wie es in der Liste der „ausgestoßenen Schädlinge" hieß,[42] gehörte nicht zu jener Sorte von Genossen, die stolz von sich behaupteten, kein Vaterland zu kennen, „das man Deutschland nennt".[43] Dem Leitgedanken des Internationalismus verpflichtet zu sein, war für ihn, den geborenen Österreicher, noch lange kein Hinderungsgrund, sich als Deutscher, und zwar durch und durch als Reichsdeutscher zu fühlen.[44] Sein Herz hing

41 Am 23. August 1933 statuierte das NS-Regime ein drakonisches Exempel an einer größeren Zahl besonders verhaßter Politemigranten. Nachdem im Juli auf dem Gesetzes- und Verordnungsweg die juristischen Grundlagen geschaffen worden waren, erklärte der Reichsminister des Innern im Einvernehmen mit dem Reichsaußenminister 33 Personen der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig und beschlagnahmte zugleich ihr Vermögen. Das Berliner Tageblatt veröffentlichte die Liste dieser 33, zu denen auch Friedrich Stampfer gehörte, in seiner Abendausgabe vom 25. August, das „Kampfblatt der national-sozialistischen Bewegung Großdeutschlands" widmete der Bekanntmachung am 26. August seine Schlagzeile und einen gehässig-beifälligen Kommentar. Mit einer scharfen Polemik reagierte der Neue Vorwärts auf das Ereignis. Darin hob er hervor, von der in Berlin regierenden Verbrechergesellschaft „vaterlandslos erklärt zu werden ist *nur eine Ehre*". – Reichsgesetzblatt, Teil I, Jg. 1933, Nr. 81 vom 15. Juli 1933, S. 480 (Gesetz über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit. Vom 14. Juli 1933); Nr. 87 vom 28. Juli, S. 538 f. (Verordnung zur Durchführung des Gesetzes [...]. Vom 26. Juli 1933; Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger, Nr. 198, 25. August 1933, abends, S. 1. – Berliner Tageblatt (siehe Anm. 1), Nr. 398; Völkischer Beobachter (siehe Anm. 21), 238. Ausg.; Neuer Vorwärts, Nr. 12 vom 3. September 1933.

42 Die Zitate nach dem Ausbürgerungsgesetz vom 14. Juli, der Bekanntmachung vom 23. August sowie dem Kommentar des Völkischen Beobachters in seiner Ausgabe vom 26. August 1933 (siehe Anm. 41).

43 „Wir haben immer erklärt: Wir kennen keine nationalen Interessen, wir kennen kein Vaterland, das man Deutschland nennt. Unser Vaterland ist die Erde, ist das Proletariat, die proletarische Internationale." So Artur Crispien, Stampfers späterer Vorstandskollege, auf dem Leipziger Parteitag der Unabhängigen Sozialdemokratie. Vgl. USPD. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages in Leipzig vom 8. bis 12. Januar 1922 [...], Leipzig o. J. [1922], S. 128. – Im späten Rückblick hat sich Stampfer von der einschlägigen Geisteshaltung seines zeitweiligen Kampfgefährten auf drastische Art distanziert: „Wir waren doch", schrieb er 1943 in einem Brief an die Sopade, „mit unserem *Crispien* und unseren blödsinnigen Magdeburger Beschlüssen antimilitaristisch bis zum Erbrechen"; zitiert nach: Mit dem Gesicht nach Deutschland (siehe Anm. 40), S. 613.

44 Vgl. Friedrich Stampfer, Erfahrungen und Erkenntnisse. Aufzeichnungen aus meinem Leben, Köln 1957, S. 39, S. 178, S. 169 und S. 202; S. 7: „Deutschland, an das ich, geborener Österreicher, früh meinen persönlichen ‚Anschluß' vollzog".

an diesem Land – mit welcher Intensität, dessen war er so richtig erst unmittelbar vor dem letzten Schritt ins Exil innegeworden.

Es war ein Morgen gewesen, den er nie vergessen würde.[45] Von dem Hotel am Rande des Riesengebirges hatte sie der Wagen bis in die Nähe der Grenze gebracht. Einige hundert Meter vor ihnen, gerade noch außer Sichtweite, lag die Katzensteinbaude. Sie gingen zu dritt: er, Hans Vogel,[46] der Stellvertreter von Otto Wels, Fritz Heine, der junge Parteiangestellte.[47] Die Ungewißheit, ob sie es schafften, an den Kontrollen vorbei nach drüben zu kommen, trugen sie mit sich wie eine drückende Last. Geführt von Heine, dem die Route vertraut war, stiegen sie ein kürzeres Stück bergauf, wandten sich etwas oberhalb der Baude nach links in den Kammweg, wo sie, weiter bergan, der Kette weißer Grenzsteine folgten. Nach vielleicht einer halben Stunde legte der junge Genosse eine Verschnaufpause für sie ein. Gleich hätten sie, erklärte er ihnen, auf die andere Seite der Markierung überzuwechseln. Für Friedrich Stampfer galt es Abschied zu nehmen.

Es würde kein Abschied für immer, ja, nicht einmal für eine längere Zeitspanne sein, dessen war er so gut wie gewiß.[48] Und dennoch fiel es ihm unendlich schwer, sich von all dem zu lösen. Deutschland ... – „Dort ist Deutschland!", damit hatte es einmal angefangen. Der Zug, mit dem er für ein Semester zum Studium nach Leipzig fuhr, wartete in Bodenbach auf das Abfahrtssignal. Es war spät in der Nacht, von jenseits der Elbe

45 Im Unterschied zu der knappen und nüchternen Darstellung des Grenzübergangs in Stampfers Memoiren (siehe Anm. 44), S. 272, hebt die folgende Schilderung das emotionale Moment hervor. Sie schließt sich damit der Version eines Augenzeugen an, bei dem der Verfasser sich für ungezählte Auskünfte tief in der Dankesschuld weiß: Fritz Heine. Er hat die Szene in mehreren Manuskripten beschrieben: a) Auszug aus einem Referat, dem Verfasser zugesandt am 16. Oktober 1993; b) „Friedrich Stampfer und Hitlers ‚Friedensresolution'"; c) „Stampfers Flucht aus Deutschland". – Heine erinnert sich, daß die Gruppe nicht in der Josefshütte übernachtet hat, wie Stampfer berichtet, sondern in einem kleinen Kurort am Rande des Riesengebirges. Den Fluchtweg hat Heine für den Verfasser in einer Skizze festgehalten.

46 Hans Vogel (1881–1945): Bevor er 1927 in den Parteivorstand und 1931 auf Betreiben von Otto Wels zum Mitvorsitzenden gewählt worden war, hatte Vogel nahezu zwei Jahrzehnte die Funktion des Parteisekretärs im Bezirksverband Franken ausgeübt. 1912 bis 1918 Abgeordneter des bayerischen Landtags, setzte er seine parlamentarische Laufbahn in der Nationalversammlung und anschließend als Mitglied des Reichstages fort, dem er bis 1933 angehörte. Im Exil zunächst zweiter Vorsitzender der Sopade, übernahm er 1939 nach dem Tode von Otto Wels dessen Führungsamt. Ernst Reuter würdigte den kurz vor der geplanten Rückkehr aus dem Exil Verstorbenen als einen „einfachen, so bescheidenen und aufrichtigen Menschen", der „so unantastbar" war „und wie lauteres Gold". – Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ...(siehe Anm. 26), Bd. I, S. 782–784; Hans J. L. Adolph, Otto Wels ... (siehe Anm. 40), S. 109 f.; Ernst Reuter, Schriften, Reden. Hrsg. von Hans E. Hirschfeld und Hans J. Reichhardt, 4 Bde., Berlin 1972–1975; hier Bd. 2, S. 597.

47 Fritz Heine (geb. 1904): Der Antritt eines Volontariats beim sozialdemokratischen Parteivorstand wurde für den kaufmännischen Angestellten 1925 zum Ausgangspunkt einer steilen politischen Karriere. Von Konrad Ludwig, dem Kassierer der Partei, als persönlicher Referent übernommen, erhielt Heine nach einem redaktionellen Zwischenspiel in Nordhausen 1928 den Auftrag, eine zentrale Werbeabteilung aufzubauen. In Anerkennung seiner Verdienste auch unter den Sonderbedingungen des Exils wurde er 1938 in den Vorstand der Sopade kooptiert. Kurz nach Heines Rückkehr aus der Emigration erfolgte 1946 seine Wahl in den geschäftsführenden Parteivorstand. Von 1958, dem Jahr seines Ausscheidens aus diesem Gremium, bis 1974 leitete er als Geschäftsführer den SPD-Presseverbund Konzentration. Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ... (siehe Anm. 26), Bd. I, S. 280 f.; Schreiben Heines vom 5. Juni 1996, 29. August 1982 und 16. Juni 1986 an den Verfasser.

48 In seinem Alterswerk über „Die dritte Emigration" hält Stampfer für „die an Arbeit und Hoffnung reichsten" Jahre von 1933 bis 1938 fest: „Sowohl die Daheimgebliebenen wie die Emigrierten huldigten damals noch der Illusion, daß das Schreckensregiment nicht von langer Dauer sein könne." Mit dem Gesicht nach Deutschland (siehe Anm. 40), S. 82; vgl. Brigitte Seebacher-Brandt, Biedermann ... (siehe Anm. 32), S. 483, Anm. 32 (Zeitzeuge Rudi Leeb zur Perspektive gerade der Älteren in der Sopade).

leuchtete das grelle Licht der Bogenlampen herüber. „Dort ist Deutschland!" hatte er gedacht, und dann schlug ihm, als der Zug über die Grenze rollte, das Herz vor freudiger Erregung bis an den Hals. Wie hatte er doch diesem Musterland der internationalen Sozialdemokratie entgegengefiebert.[49] Nun, als ganz so beispielhaft war es ihm am Ende des Semesters schon nicht mehr erschienen. Aber trotz aller Abstriche, zu denen er sich auch später gezwungen sah, blieb da noch immer genug, um bei ihm den sehnlichen Wunsch aufkommen zu lassen, seine berufliche Existenz uneingeschränkt mit der reichsdeutschen Partei zu verknüpfen. Sie hatte ihm seinen Wunschtraum erfüllt, hatte ihm als Redakteur, dann als freiem Schriftsteller, Mitarbeiter des Zentralorgans und schließlich als dessen Chefredakteur ungeahnte Chancen der Entfaltung geboten.[50] So, wie er sie nutzte, vermeinte er nicht nur seiner Partei, sondern zugleich dem großen Ganzen am besten zu dienen. Ob er den wilhelminischen Halbabsolutismus aufs Korn nahm, ob er für ein freiheitliches und friedliebendes Staatswesen stritt – nie hatte er seine Verantwortung für Volk und Land aus den Augen verloren.[51]

Er spürte, wie der junge Mann, der für sie die Verantwortung trug, unruhig wurde. In seinen Gedanken zu lesen fiel nicht sonderlich schwer. Noch waren sie ja nicht in Sicherheit. Noch konnte jeden Moment eine Patrouille bei ihnen auftauchen. Noch würden sie ja an die hundert oder zweihundert Meter ohne jede Deckung zurücklegen müssen, bevor sie das Dickicht den Blicken der Verfolger entzog.[52] Aber, was sollte es. Er hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er sich jetzt einfach abwenden und sich davonstehlen könnte. Deutschland – das erschöpfte sich ja doch nicht in diesem Unsäglichen, das jetzt die Macht an sich gerissen hatte und brutal niederstampfte, was jahrzehntelang mühsam erstritten und zukunftsweisend ausgebaut worden war. Daneben gab es noch immer und würde es weiterhin jenes andere Deutschland geben, mit dem ihn zahllose sichtbare und unsichtbare Fäden verbanden. Deutschland, das war der Zauber eines verschneiten Tannenwalds, war der Mai, wenn alles in Blüte stand und die Nachtigallen schlugen.[53] Deutschland, das waren mehr als drei Jahrzehnte eines erfüllten Lebens gewesen, und gleichviel, als wie groß oder wie klein sein Beitrag eingeschätzt werden mußte: für dieses Deutschland hatte er sein Bestes gegeben, hatte in dunklen Stunden nicht anders als in helleren Tagen zu ihm gestanden. Nationalistischer Überschwang allerdings, damit vermochte er nicht zu dienen. Hurrapatriotismus war ihm ein Greuel, den Krieg verabscheute er. Um die Gefahr mörderischer Weltkonflikte bannen zu helfen, hatte er einst „das Festungsdreieck des Friedens London–Paris–Berlin" propagiert.[54] Als dann aber in Sarajewo die Schüsse fielen und der Krieg grausame Wirklichkeit wurde, hatte es für ihn kein Zögern und kein Schwanken gegeben. Eine Niederlage Deutschlands, einen Triumph der zaristischen Gewaltherrschaft galt es auf jeden Fall zu verhindern. Die Konsequenz daraus hatte er nicht nur den anderen gepredigt, er hatte sie auch für sich selber gezogen. Trotz seiner vierzig Jahre lehnte er es ab, sich vom Wehrdienst freistellen

49 Friedrich Stampfer, Erfahrungen ... (siehe Anm. 44), S. 38 f.; S. 125 (Musterland).
50 A. a. O., S. 42–45, S. 50 f., S. 51, S. 56–175, S. 203 ff.
51 Vgl. z. B. a. a. O., S. 60–68, S. 141 f. und 151, S. 164.
52 Die Darstellung folgt hier ebenfalls den in Anm. 45 genannten Manuskripten Fritz Heines.
53 Friedrich Stampfer, Erfahrungen ... (siehe Anm. 44), S. 199 und S. 75.
54 A. a. O., S. 82. – S. 52, S. 117, S. 168 f., S. 214. – S. 189; vgl. aber S. 106 f. – S. 103, S. 151, S. 157.

zu lassen. Der „Volksverräter" Friedrich Stampfer wählte den ihm einzig ehrenvoll erscheinenden Weg.[55]

„Volksverräter" – und das sollte ihn kränken? Meinten sie wirklich, es würde ihm nahegehen, wenn ausgerechnet sie ihn zu einem jener „Schädlinge" stempelten, deren Ächtung „das gesund fühlende deutsche Volk" angeblich „nicht nur als eine Wohltat und Säuberung" aufs wärmste begrüßte, „sondern für die Betroffenen selbst als eine *gerechte Sühne des Schicksals*" empfand? Zusammen mit einem Lion Feuchtwanger und einem Heinrich Mann, gemeinsam mit Otto Wels, Rudolf Breitscheid und anderen Genossen von diesem Gelichter aus der „deutschen Volksgemeinschaft" verstoßen zu werden[56] mußte für ihn doch geradezu eine Auszeichnung sein, und im übrigen war etwas in der Art ja auch zu erwarten gewesen. Mit dem aber, was Neubauer sich da geleistet hatte, sah es wesentlich anders aus.

Schon dadurch, daß er das Thema überhaupt zur Sprache brachte, beschwor er einige der bittersten Erinnerungen herauf. Was hatte man sich damals im Februar nicht alles anzuhören gehabt, wenn man diese verhängnisvolle Kluft zwischen den beiden großen Arbeiterparteien allen Widerständen zum Trotz zu überbrücken versuchte. Einem Phantom jage er nach, der Genosse Stampfer, hatte es geheißen, völlig verrannt habe er sich – und das waren noch nicht einmal die schärfsten Kommentare gewesen. Er hatte die Hiebe eingesteckt, die er von beinahe allen Seiten bekam, und war unbeirrt bei seiner Überzeugung geblieben: Weil es in Moskaus ureigenem Interesse lag, würden die Russen rechtzeitig einlenken und sich zu einem Modus vivendi mit der Sozialdemokratie bereitfinden müssen. Als ihm dann der bewußte Herr aus der Botschaft gemeldet wurde, hatte er tatsächlich gemeint, und dafür hatte es gute Gründe gegeben, unmittelbar vor dem entscheidenden Durchbruch zu stehen. Statt dessen – doch an die folgende Unterredung zu denken, sträubte sich noch immer alles, aber auch wirklich alles in ihm.[57]

Warum hatte er nur den Fehler begangen, im Kollegenkreis über sein Fiasko zu reden. Er mußte doch wissen, wie sich eine solche Nachricht herumsprechen würde. Aber zum einen hatte er sich damals einfach Luft machen müssen, und zum anderen hatte es da ja noch das Problem Victor gegeben – Victor Schiff,[58] sein außenpolitischer Redakteur, der

55 A. a. O., S. 170 sowie S. 175–179; zu „Volksverräter" siehe Anm. 56.

56 Auch diese Zitate aus dem Völkischen Beobachter vom 26. August 1933 (siehe Anm. 41). – Neben Dr. Rudolf Breitscheid, dem Vorsitzenden der SPD-Reichstagsfraktion von 1928 bis 1933, waren z. B. auch damals so prominente Sozialdemokraten wie der einstige Volksbeauftragte Philipp Scheidemann und der zeitweilige preußische Innenminister Albert Grzesinski ausgebürgert worden. Vgl. zu ihnen das Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration ... (siehe Anm. 26), Bd. I, S. 92, S. 642 und S. 252.

57 Vgl. einstweilen Henryk Skrzypczak, „Nichtangriffspakt" (siehe Anm. 26), S. 231–238.

58 Victor Schiff (1895–1953) gehörte der Redaktion des Vorwärts seit 1920 an. Ihn als Mitarbeiter gewonnen zu haben, betrachtete Friedrich Stampfer als ausgesprochenen Glücksfall. Schiff, der in Paris geboren und dort auch zur Schule gegangen war, galt ihm als ebenbürtiges Pendant seines Ostexperten Alexander Stein: Er war ein hervorragender „Kenner des Westens". Nach zweimaliger Verhaftung im April 1933 emigriert, sah sich Schiff – „ich muß mich ja bis zu einem gewissen Grade gegenwärtig auch prostituieren" – zur Arbeit für den Daily Herald gezwungen, „anstatt meinen Ekel und Haß über die hitlerfreundliche Haltung des Blattes hinauszuschreien". Im Kampf gegen das „Dritte Reich" schien ihm „nach wie vor" ein „Nichtangriffspakt mit den Kommunisten von größter Wichtigkeit". Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ...(siehe Anm. 26), Bd. I, S. 645 f.; Friedrich Stampfer, Erfahrungen ... (siehe Anm. 44), S. 209; undatiertes Schreiben Schiffs (Dezember 1934) im Stampfer-Nachlaß des Archivs der sozialen Demokratie; ebd. sein Glückwunschschreiben vom 5. September (1934).

in das Gespräch mit dem Russen hereingeplatzt war, so gut wie alles mitbekommen hatte und einem jede Gewähr dafür bot, daß die Geschichte alsbald in seiner Fassung kursierte. Victor war nun mal impulsiv, verspürte, wenn es um Pointen ging, mit denen er sich in Szene setzen konnte, allenfalls mikroskopische Skrupel, und außerdem schien ihm für gewisse Dinge einfach das Sensorium zu fehlen. Wie anders wäre es denn zu erklären, daß er nur wenige Monate später einen Artikel zu veröffentlichen gedachte, in dem er ohne jede Rücksicht auf den vertraulichen Charakter der Unterredung Einzelheiten preisgab, die den Gesprächspartner politisch bloßstellen mußten.[59] So etwas tat man erstens grundsätzlich nicht, und zweitens hätte es auch taktisch absolut danebengelegen. Eine leise Anspielung, verständlich für einige wenige nur, nun ja, das war zu vertreten. Ansonsten jedoch hieß es in diesem ganzen blamablen Zusammenhang: Schwamm drüber, lassen wir um Gottes willen Gras drüber wachsen. Dieser Neubauer hatte es anders gewollt.

Also gut – daß der Fall jetzt in aller Öffentlichkeit breitgetreten wurde, war Neubauer nicht zum Vorwurf zu machen. Um seinem Genossen Torgler aus der Klemme zu helfen, hatte er wohl lediglich wiedergegeben, was ihm seinerzeit zu Ohren gekommen war. Nur: War es denn wirklich nötig gewesen, von Friedrich Stampfer den Eindruck einer wahrhaft himmelschreienden Ignoranz zu erwecken? Nicht etwa bloß eine „Ungeschicklichkeit" hätte er begangen, o nein, die reinste „Dummheit" mußte es gewesen sein, ja sogar eine pure „Dummheit und Eselei". Fußtritte der Nazis schmerzten zwar auch, sie kränkten einen aber wenigstens nicht.

Jedenfalls dachte er nicht im Traum daran, so etwas auf sich sitzen zu lassen. Wie man die Sache anging? Nichts leichter als das – wenigstens im Prinzip, weil das ganze Geschwätz ja allein auf einer lächerlichen Annahme beruhte: Irgendeine Subalternität der Russen hätte ihn, hätte Friedrich Stampfer im Februar beim ersten Kontaktversuch wie einen lästigen Bittsteller von der Schwelle gewiesen. In Wirklichkeit aber hatte es doch, und das keineswegs erst bei Toresschluß, nicht etwa nur eine einzige Unterredung mit einem x-beliebigen Beamten, sondern eine Reihe von Gesprächen mit mehr als nur einem hochrangigen Vertreter der Botschaft gegeben. Das jetzt publik zu machen hieße allerdings, einen Vertrauensbruch zu begehen.

Und einen weiteren Haken hätte die Sache ja auch. Man spürte die Fragen, die dann auf einen einprasseln würden, förmlich schon auf der Haut: Was war denn zwischen Sozi und

59 Zur Unterredung mit Winogradow vgl. Henryk Skrzypczak, „Nichtangriffspakt" (siehe Anm. 26), S. 237, Anm. 4. – In seinem Beitrag „Moskau und der deutsche Faschismus" (Archiv der sozialen Demokratie, Nachlaß Stampfer) nennt Victor Schiff den Gesprächspartner – „einen russischen Diplomaten, der als die rechte Hand des Botschafters galt" – zwar nicht mit Namen, sondern führt ihn unter verändertem Kürzel ein („sagen wir Z."). Damit jedoch erschöpft sich dann auch bereits seine Rücksichtnahme auf die von der anderen Seite als selbstverständlich vorausgesetzte Diskretion. Ihm deshalb im Gefolge Karl Böchels vorzuwerfen, daß er „auch nicht das leiseste Fingerspitzengefühl für sozialistische Ehrbegriffe" hatte (so Böchel in anderem Zusammenhang: Siehe sein Schreiben vom 13. Dezember 1934 im Stampfer-Nachlaß; vgl. dort auch Böchels Schreiben vom 29. Dezember), wäre allerdings entschieden verfehlt. Gelegentliche Taktlosigkeiten waren bei Schiff, der sich selbst eine „sprichwörtliche Offenheit" bescheinigt (Schreiben vom 20./21. Juli 1936, ebenfalls im Stampfer-Nachlaß), anscheinend in erheblichem Maße eine Sache des Temperaments. Am Beispiel einer alpinen Autofahrt weiß Fritz Heine, der ihn als manchmal schwierigen Choleriker bezeichnet, hierüber eindrucksvoll zu berichten (Schreiben vom 18. Dezember 1990 und vom 4. September 1982 an den Verfasser).

Bolschewik die lange liebe Zeit so Hochinteressantes zu bereden gewesen? „Diese Unterhaltungen", könnte man sich dann natürlich von der Seite vornehmer Zurückhaltung zeigen, „waren vertraulich, ich würde darum in der Öffentlichkeit nicht auf sie zurückgekommen sein, wenn sie nicht schon im Gerichtssaal erwähnt worden wären." Beließe man es dabei, hätte man allerdings genau das Gegenteil dessen, worauf man eigentlich aus war, erreicht, nämlich nur noch weiteren Spekulationen Auftrieb gegeben. Also täte man gut daran, wenigstens um eine Spur konkreter zu werden: Informationsgespräche hatte man geführt, Hintergrundinformationen hatte man ausgetauscht, wie das ja nun einmal zum journalistischen Alltag gehörte. Auf Ehre, meine Herren: „Es kam mir bei diesen Gesprächen nur darauf an, unterrichtet zu werden und selber zu unterrichten." Und warum, Herr Stampfer, ist das Informationsbedürfnis der Russen ausgerechnet in den kritischen Tagen des Februar plötzlich erloschen? Und warum damals Ihre lautstarke Empörung, Herr Stampfer? Und was, Herr Stampfer, hat es auf sich mit Neubauers Bekunden, daß die sowjetische Botschaft sich in die innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands nicht einzumischen gedächte? Und dann die Verabredung mit ihm zum Gedankenaustausch im Reichstag, Herr Stampfer – ist Neubauer auch in diesem Zusammenhang nur ein falsch unterrichteter Zeuge vom Hörensagen gewesen? – Sich da herauszuwinden würde ihm nur unter einer Bedingung gelingen. Er durfte, um den unvermeidbaren Fragen von vornherein die Spitze zu nehmen, im Punkte Vertraulichkeit nicht gar so zimperlich sein. Nein, da half alles nichts. Die Umstände ließen ihm keine andere Wahl. Sie zwangen ihn regelrecht, den Schleier zu lüften – sie geboten ihm allerdings auch, dabei die äußerste Zurückhaltung zu wahren. Und im Unterschied zu einem sonst überaus geschätzten Kollegen besaß er in solchen Dingen ja glücklicherweise Augenmaß.

Der Artikel, mit dem sich Stampfer am Wochenende darauf zur Wehr setzte,[60] war alles in allem ein kleines Meisterwerk. Er zeigte beispielhaft, wie man es anstellt, sich elegant auf dünnem Eis zu bewegen. Otto Wels konnte völlig beruhigt sein. Sein alter Chefredakteur hatte das Glanzstück fertiggebracht, die anstößige Vokabel Einheitsfront lediglich ein einziges Mal und auch das nur kühl distanziert in verfremdeter Form zu verwenden. Heimliche Kumpanei mit den Kommunisten, mit den Herren in Moskau gar? Aber woher denn. So etwas gab es nicht. So etwas hatte es nie gegeben.

***

60 Friedrich Stampfer, Verpaßte Gelegenheiten, in: Neuer Vorwärts, Nr. 21 vom 5. November 1933. – Dem Vorwurf der Indiskretion versuchte Stampfer gleich eingangs durch die falsche Behauptung vorzubeugen, Neubauer habe als Zeuge „über Unterredungen ausgesagt, die ich im Laufe der letzten Monate vor dem Staatsstreich mit Mitgliedern der Sowjetrussischen Botschaft in Berlin geführt habe". Zur Absicherung läßt er einfließen, daß er Neubauers Aussage „nur aus wenig zuverlässigen Zeitungsberichten kenne". – Das Wort Einheitsfront verwendet Stampfer in diesem Beitrag, aus dem oben zitiert wird, nur in der negativ akzentuierten Zusammensetzung „Einheitsfrontmanöver". „Um dem Verdacht zu entgehen, ich selber hätte nur solche Manöver im Sinne" gehabt, habe er „auf alle öffentlichen Angebote und Verhandlungen mit der KPD verzichtet". Vielmehr galt sein Plädoyer einer „Einigung" gleichsam auf dem geringsten Nenner: „So wenig die deutsche Sozialdemokratie auf das Recht selbständiger Stellungnahme zu den russischen Dingen verzichten könne, so weit sei sie auch davon entfernt, die Bedeutung zu verkennen, die die Tatsache Sowjetrußlands für die Arbeiterklasse und die ganze Welt des Sozialismus besitzt. Eine in diesem Sinne positiv gerichtete und *einige* Arbeiterbewegung könnte für Sowjetrußland viel nützlicher sein als eine gespaltene und zerrissene."

Das Manuskript kam aus Cuernavaca, der Hauptstadt des zentralmexikanischen Staates Morelos, und machte äußerlich nicht viel von sich her. An die achtzig Seiten, die in unserer Internationalen Korrespondenz auf wohl knapp fünfzig Druckseiten schrumpfen würden, Zeile für Zeile ganz ordentlich, wenn auch nicht gerade sonderlich professionell heruntergetippt, schon die handschriftlichen Korrekturen wiesen den Verfasser als einen Mann höheren Alters aus. Der Text jedoch hatte es in sich und hielt uneingeschränkt, was sein Titel versprach: über den legendenumwobenen „M-Apparat", den Militärpolitischen Apparat der Kommunistischen Partei Deutschlands in den Jahren von 1928 bis 1935 Auskunft zu geben.[61]

Franz Feuchtwanger,[62] der Autor, wußte genau, um welche heißen Eisen es ging. Nicht einmal zwanzig war er gewesen, als ihn Hans Kippenberger,[63] der später in Moskau liquidierte Chef des M-Apparats, zur Mitarbeit im geheimen Nachrichtendienst der KPD gewann. Lange bevor „Georg", wie damals sein Deckname lautete, die Auszeichnung zuteil wurde, sich im Vaterland aller Werktätigen auf einer Agentenschule vervollkommnen zu dürfen, hatte er es bei Kippenberger bereits zum Ressortleiter gebracht. Gerade als Friedrich Stampfer seine ersten Fäden zur sowjetischen Botschaft spann, oblag Georg die Ausspähung der sogenannten reformistischen Organisationen,

61 Vgl. Franz Feuchtwanger, Der Militärpolitische Apparat der KPD in den Jahren 1928–1935. Erinnerungen, in: IWK, Jg. 17 (1981), S. 485–533. – Einen umfassenderen „Beitrag zur Diskussion" lieferten inzwischen Bernd Kaufmann u. a., Der Nachrichtendienst der KPD 1919–1937, Berlin 1993.

62 Franz Feuchtwanger (1908–1991): Der Ende April 1930 vom IV. Strafsenat des Reichsgerichts wegen Beteiligung „an der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens, insbesondere an der von der KPD zur Vorbereitung des gewaltsamen Umsturzes betriebenen Zersetzungsarbeit unter der Reichswehr" zu einer Festungshaftstrafe von fünfzehn Monaten verurteilte Sohn eines Münchener Rechtsanwalts hat seine Hinwendung zum Kommunismus im vorstehend genannten IWK-Beitrag näher beschrieben. Unter der Beschuldigung vor allem einer von ihm nachdrücklich abgestrittenen fortgesetzten Fraktionstätigkeit wurde er im Januar 1937 aus der KPD ausgeschlossen. Sein an die Internationale Kontrollkommission der Komintern gerichteter Einspruch, in dem er scharfe Vorwürfe gegen die Emigrationsleitung der Partei erhob, blieb ohne Erfolg. Aus dem Prager Exil wich er im Anschluß an das Münchener Abkommen nach Paris aus, von wo ihn der Fluchtweg 1940/41 über Spanien, Portugal und Kuba zu seiner endgültigen Wahlheimat Mexiko führte. Sich dort in der „Liga pro Cultura Alemana" zu betätigen, bewogen ihn ein humanitärer und ein politischer Grund: Zum einen ging es ihm darum, „soweit wie möglich noch Visen für in Europa Zurückgebliebene zu beschaffen, und zum anderen zu verhüten, daß diese Organisation, die bei meiner Ankunft von KP-Leuten beherrscht wurde, weiter in diesen Händen bleibt". – BAP, 13 J 133/29, Akte 3, Bl. 43–45 (Angeschuldigtenvernehmung); Akte 1, Bl. 52–91 (Anklageschrift und Urteil; Zitat Bl. 54); Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (SAPMO), DY 30, IV 2/4/90 (Schreiben Feuchtwangers vom 20. März 1937 an die Internationale Kontrollkommission); Schreiben Feuchtwangers vom 23. Februar 1989 an den Verfasser („Kurz auch zur Vervollständigung meines Lebenslaufs"); Schreiben Feuchtwangers vom 11. März 1989 an Fritz Heine („Liga"). – 1929 während des Untersuchungsverfahrens angefertigte Lichtbilder im BAP, ZC 15929, Akte 16, Nr. 81; danach die Wiedergabe bei Bernd Kaufmann (siehe Anm. 61), nach S. 368.

63 Hans Kippenberger (1898–1937): Der einstige Kriegsfreiwillige und Oberleutnant war im Oktober 1923 einer der militärischen Führer des Hamburger Aufstands. Nach dessen Scheitern schwer verwundet untergetaucht, flüchtete er bald darauf in die Sowjetunion. Er studierte dort an der Kommunistischen Universität der nationalen Minderheiten des Westens. Anfang 1926 kehrte er illegal nach Deutschland zurück und übernahm die Leitung des Militärpolitischen Apparats. Reichstagsabgeordneter von 1928 bis 1933, Kandidat des Zentralkomitees 1929 bis 1934, wurde Kippenberger im Ergebnis fraktioneller Kämpfe 1935 von seinen Funktionen entbunden. Das Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR verurteilte ihn „wegen Spionage und Beteiligung an einer Diversions- und Terrororganisation" 1937 zum Tode durch Erschießen. 1958 wurde er rehabilitiert. – K[atja]. Haferkorn, Kippenberger, Karl *Hans*, in: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon (siehe Anm. 4), S. 240 f.; In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR, Berlin 1991, S. 113 und S. 13.

der Freien Gewerkschaften also insbesondere und vor allem der Sozialdemokratie.[64] Zum Zeitzeugen für seinen geheimdienstlichen Erfahrungsbereich war er in mehrfacher Hinsicht nachgerade prädestiniert. Er vereinte einerseits eine hohe Intelligenz mit scharfer Beobachtungsgabe, so wie er andererseits bei aller kritischen Distanz zu seiner Vergangenheit vor der Versuchung gefeit war, den Gott, den er einst angebetet hatte, nun herunterzureißen.

Wissenschaftlich aufschlußreich und damals – wir schrieben das Jahr 1981 – auch von politischem Interesse, war Feuchtwangers Text für den einen und anderen Leser zugleich ein menschlich ebenso berührendes Dokument. Jenseits der Berliner Mauer zum Beispiel erlebte Ernst Engelberg,[65] der gerade die Ansätze seiner großen Bismarck-Biographie konzipierte, bei der Lektüre so etwas wie einen Schock. Sie versetzte ihn schlagartig in Zeiten zurück, da Franz Feuchtwanger – neben „Rix" Löwenthal und Franz Borkenau[66] einer der führenden Leute in der „Kostrufa", der kommunistischen Studentenfraktion – sein bewunderter Mentor auf dem Weg in die zukunftsträchtig lockende Welt gesellschaftspolitischer Ideale gewesen war.[67] Bei mir wiederum war es einer der Namen, die Feuchtwanger in seiner Darstellung erwähnte, der Erinnerungen an eine bis dahin erfolgreich verdrängte Episode meines Lebens aufkommen ließ.

Bei den Vorarbeiten für ein größeres Projekt über die Spätphase des Weimarer Staates war ich Ende der sechziger Jahre auf einen Hinweis gestoßen, der in der zeitgeschichtlichen Fachliteratur unbeachtet geblieben war. Wie die „Rote Fahne", das Zentralorgan der KPD, im Februar 1933 zu berichten wußte, hatte in den Tagen der Machtübergabe an Hitler ein holländischer Journalist, der vorgab, in höherem Auftrag zu handeln, den Fraktionsvorsitzenden Ernst Torgler kontaktiert. Ziel seiner Intervention seien „‚*Spitzenverhandlungen*' zwischen der *II.* und *III.* Internationale, zwischen der SPD-

64 Vgl. Franz Feuchtwanger, Der Militärpolitische Apparat ... (siehe Anm. 61), S. 491, S. 532 (Deckname), S. 513–517, S. 504, S. 508 (hierzu S. 503 f.).

65 Ernst Engelberg (geb. 1909) trat kurz nach Studienbeginn dem Kommunistischen Jugendverband bei, zwei Jahre später, 1930, der KPD. 1934, dem Jahr seiner Promotion, wurde er zu einer Zuchthausstrafe verurteilt. Er emigrierte 1935 in die Schweiz und später in die Türkei, wo er bis 1947 als Lektor wirkte. Mit einer kurzen Lehrtätigkeit an der Pädagogischen Hochschule Potsdam begann für Engelberg 1948 eine glänzende Hochschullehrerkarriere. Er wurde zu einem der bedeutendsten und wissenschaftspolitisch einflußreichsten Historiker der DDR. – Vgl. Wer war Wer in der DDR. Ein biographisches Handbuch. Hrsg. von Bernd-Rainer Barth u. a., stark erweiterte und aktualisierte Ausgabe, Frankfurt a. M. 1995, S. 166 f.

66 Während der Vorermittlungen in der Hochverratssache „van *Dyck* Johann und Genossen" unternahm der Heidelberger Student Richard Löwenthal (1908–1991) einen erfolglosen Versuch, seinen Kommilitonen Franz Feuchtwanger zu entlasten. Am 19. September 1929 gab er zu Protokoll, Anfang August in München mit ihm „über die fragliche Angelegenheit gesprochen" zu haben. Nach den Äußerungen Feuchtwangers „mir gegenüber", beteuerte er, „halte ich es für ganz ausgeschlossen, daß Feuchtwanger als Veranlasser des Zettelanklebens [zur Reichswehrzersetzung] in Frage kommt, denn sonst hätte er sich in anderer Weise zu mir geäußert". Auch das hochherzige Angebot Löwenthals – „Ich selbst bin der Vorsitzende der Revolutionären Sozialistischen Studentengruppe in Heidelberg" –, seine „Angaben gegebenenfalls unter Eid auszusagen", konnte das Gericht von der Harmlosigkeit Feuchtwangers nicht überzeugen. BAP, 13J, 133/29, Akte 8, Bl. 329. – Vgl. im übrigen: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ... (siehe Anm. 26), Bd. I, S. 458; Josef Tutsch, Demokratischer Sozialismus und internationale Politik. Symposion der FU zum Gedenken an Richard Löwenthal, in: FU-Info 12/91, S. 2–4. – Zu Franz Borkenau siehe im vorgenannten Handbuch Bd. I, S. 80.

67 Von Ernst Engelberg 1982 gesprächsweise mitgeteilt.

und KPD-Führung" gewesen.[68] Die Spur schien mir vielversprechend genug, um selbst eine aufwendigere Fahndung nach dem großen Unbekannten rechtfertigen zu können. Freunde in Amsterdam identifizierten ihn schließlich für mich und beschafften mir seine Adresse. Nach Wochen gespannter Erwartung erreichte mich dann ein Brief aus Harfsen, Post Joppe, der mir unter dem beziehungsreichen Datum des 30. Januar signalisierte, mit meinen „Ermittlungen tatsächlich" bis zur richtigen „Quelle" vorgedrungen zu sein – „denn ich war der go-between".[69]

Was die Quelle zum Thema heraussprudelte, sprach entschieden für ihre Glaubwürdigkeit. Obgleich das Risiko, bei einer Hochstapelei ertappt zu werden, für den Mann denkbar gering war, versagte er es sich, eine ihm nicht gebührende Wichtigkeit in Anspruch zu nehmen. Die „Rote Fahne", gab er zu Protokoll, hatte die Angelegenheit aufgebauscht, und Friedrich Stampfer – daran erlaubten seine Worte ebenfalls keine Zweifel – war im Bemühen um das Zusammenspiel mit den Kommunisten doch einen großen Schritt weiter gegangen, als er es später wahrhaben wollte. Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich einen solchen Zeugen nicht aus den Fingern gelassen, bis auch noch der letzte Tropfen an brauchbarer Information aus ihm herausgepreßt worden war. Von gewöhnlichen Umständen aber konnte damals bei mir keinerlei Rede sein.

Etwas außerhalb der Normalität meiner Aufgaben im Forschungsinstitut der Historischen Kommission zu Berlin hatte ich mich nämlich einige Zeit davor dem faszinierenden Studium der Aktionstheorie in der breiten Vielfalt ihrer Aspekte verschrieben. Kaum daß ich meinte, über die Anfangsgründe hinaus zu sein, wagte ich mich bereits an den Entwurf eigener operativer Szenarien und Figureme. Als dann die russischen Panzer den Prager Frühling niederwalzten, sah ich mich, wie das auch so vielen anderen geschah, partiell außer Kontrolle geraten. Mir schien es die Ehrenpflicht eines militanten Demokraten zu sein, das, was ich mir gerade hatte aneignen dürfen, ohne Rücksicht auf eigene Verluste in die Praxis zu übertragen. So begab es sich denn, daß ich in die Rolle einer von mir erdachten Kunstfigur schlüpfte und gegen alle herkömmlichen Regeln plötzlich „Phantomschach" zu spielen begann. Die Auswirkungen ungewöhnlich zu nennen wäre keineswegs übertrieben. Bildlich gesprochen waren sie jedenfalls in ihrer durchschlagenden Qualität halbwegs adäquat nur an Spezialmarkierungen der Richter-Skala zu messen. Schon glaubte ich mich aus der Gefahrenzone heraus, da traf mich ein Partikel des kosmischen Staubs, den ich aufgewirbelt hatte, an hierfür nicht vorgesehener Stelle. Nachdem ich aus dem folgenden Tiefschlaf erwacht war, gehörte das Problemfeld Friedrich Stampfer und die Einheitsfront nicht gerade zu meinen dringendsten Sorgen.[70]

68 Vgl. den Leitartikel: Unser Angriffspakt der antifaschistischen Kampfeseinheit. Das Einheitsfrontangebot der Kommunisten an die Arbeiter in der SPD, in: Die Rote Fahne, Jg. 16 (1933), Nr. 34 vom 9. Februar. – Nach Darstellung der „Fahne" war dieser Journalist, „ein Redakteur des sozialdemokratischen holländischen Blattes ‚Het Volk', angeblich autorisiert durch die Führer der II. Internationale".

69 Schreiben Levinus Johannes van Loois vom 30. Januar 1969 an den Verfasser. Zur Unterredung mit Torgler heißt es darin u. a.: „Über 2. und 3. Internationale ist nicht gesprochen" worden, „– es handelte sich *nur* um praktische Demonstrationszusammenarbeit in der Stadt Berlin." – Für die Ermöglichung des Kontaktes zu van Looi, der 1977 gestorben ist, wie auch für biographische Informationen über ihn, schulde ich Götz Langkau und seinen Kollegen am Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam einen herzlichen Dank.

70 Eine genauere Darstellung dieser aus dem konventionellen Rahmen fallenden Episode in einem sonst eher entsagungsvollen Historikerleben scheint noch immer verfrüht. Aus Gründen der Rücksicht ebenso wie

Franz Feuchtwanger nun mit seiner Erwähnung des Pressekorrespondenten „van Loo", wie er den Mann etwas verfremdend nannte,[71] hatte das alles wieder aufgewühlt.
Die Gefühlslage, in die er mich dadurch versetzte, war ambivalent. Einerseits vermeinte ich, entlang den alten Wundrändern ein schmerzhaftes Stechen zu spüren, auf der anderen Seite jedoch kribbelte es dem polnischen Ulanen in mir schon wieder ganz schön in den Fingern. Verantwortlich dafür dürfte nicht zuletzt jenes Bravourstück gewesen sein, das Feuchtwanger mit sichtlichem Stolz auf der Habenseite seiner konspirativen *Res gestae* verbuchte. Wovon sein Meister Kippenberger immer nur geträumt hatte – in „der Lindenstraße", dem damaligen Sitz des Parteivorstandes der SPD, eine „Spitzenverbindung" zu knüpfen –, war seinem Adepten „Georg" auf Anhieb gelungen: Er brachte es fertig, einen der engsten Mitarbeiter des „Vorwärts"-Chefredakteurs als geheimen Informanten für den M-Apparat zu gewinnen.[72]
Im Widerstreit der Gefühle behielt die karitative Rücksichtnahme auf meine Traumen einstweilen die Oberhand. Nachdem ich den inwendigen Ulanen mit einer Abschlagszahlung ruhiggestellt hatte,[73] wandte ich mich erleichtert anderen Projekten zu. Daß der Stein dann doch noch ins Rollen kam, war eher mehr denn weniger dem Zufall zu danken. Seit mir das Thema der Stampferschen Einheitsfront-Interventionen auf der Seele lag, machte mir eine Frage besonders zu schaffen. Wer wohl mochte jene einflußreiche Persönlichkeit gewesen sein, die dem „Vorwärts"-Chef zu einem Gesprächstermin mit dem ersten Mann der Berliner Sowjetbotschaft zu verhelfen vermochte? Einen Fingerzeig zur Lösung dieses Detailproblems hatte Friedrich Stampfer einem hartnäckigen Fragesteller noch selber gegeben. Es habe sich, äußerte er, um „einen sozialdemokratischen Journalisten baltisch-adliger Herkunft" gehandelt.[74] Einen solchen Paradiesvogel einfach nicht unterbringen zu können ging mir, dem Spezialisten, entschieden wider den Strich. Gewiß, ich hatte nicht erwarten dürfen, ihn gleichsam auf dem silbernen Tablett präsentiert zu bekommen, nämlich im sogenannten Bonzenalmanach, dem „Handbuch des Vereins Arbeiterpresse".[75] Irgendwie aber war ich mir sicher, einem Autor, auf den Stampfers Signalement zutreffen mochte, schon einmal irgendwo begegnet zu sein. Noch immer empört über die Niedertracht eines Unterbewußtseins, das mir den Namen des hartnäckig Gesuchten ebenso hartnäckig vorenthielt, hatte ich eines Tages in der Zentrale des Deutschen Gewerkschaftsbundes zu tun. Um mir sinnvoll die Wartezeit zu verkürzen, besorgte ich mir aus dem Archivbestand des DGB-Vorläufers ADGB einige Konvolute,[76]

[Forts. von Anm. 70]
der Vorsicht soll sie erst innerhalb der Memoiren des Autors erfolgen. Unter dem erhellenden Titel „Beiderseits der Zeitmembran" sind sie immerhin schon geplant.

71 Franz Feuchtwanger, Der Militärpolitische Apparat ... (siehe Anm. 61), S. 512 und S. 513.

72 A. a. O., S. 509 f.; siehe auch S. 512 und S. 530.

73 Henryk Skrzypczak, Kanzlerwechsel und Einheitsfront. Abwehrreaktionen der Arbeiterbewegung auf die Machtübergabe an Franz von Papen, in: IWK, Jg. 18 (1982), S. 482–499. – Auf die Initiativen Friedrich Stampfers wird in diesem Beitrag noch nicht eingegangen.

74 Erich Matthias, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (siehe Anm. 36), S. 156, Anm. 8.

75 Siehe Anm. 27. – Die Kenntnis der in sozialdemokratischen Funktionärskreisen der Weimarer Zeit anscheinend gängigen Bezeichnung Bonzenalmanach verdankt der Autor dem einstigen Mitarbeiter des ADGB-Bundesvorstandes und späteren Berliner Sozialsenator Kurt Exner.

76 Seit März 1995 befindet sich das DGB-Archiv einschließlich auch dieses Teilbestandes der ADGB-Akten im Archiv der sozialen Demokratie. Vgl. Klaus Mertsching, Das DGB-Archiv und seine Bestände, in:

die ich aus mir heute unerfindlichen Gründen entgegen der alphabetischen Reihenfolge durchzusehen begann. Schon beim Buchstaben U stand für mich fest, daß ich fündig geworden war, und ich war mir zugleich nicht weniger gewiß, in welchem anderen Bestand ich meine Suche fortsetzen mußte.[77]

Jetzt endlich hatte ich Feuer gefangen, und mein nächster Schritt war für jeden Intimkenner meines Psychoprofils unschwer vorauszusehen: Ich würde Ruhe weder finden noch geben, bevor nicht auch das nächste große Rätsel gelöst, also Georgs Maulwurf in der „Vorwärts"-Redaktion enttarnt worden war. Natürlich hätte ich mich sogleich an Feuchtwanger selbst wenden können, doch der Umgang mit Zeitzeugen hatte mich hinreichend darüber belehrt, daß der gerade Weg zwischen zwei Punkten nicht in allen Fällen der kürzeste ist. Ein Agentenführer, der auch nur einigen Wert auf Honorigkeit legt, gibt selbst nach Jahrzehnten seine vertraulichen Kontakte nicht ohne weiteres preis, und Feuchtwanger für durch und durch honorig zu halten, sah ich nun mal mehr als nur einen Grund. Auf der Suche nach einem Behelfsweg fiel mir glücklicherweise rechtzeitig ein, daß es zwischen Georg und seinem „aus lauterster politischer Überzeugung handelnden" V-Mann[78] ein Verbindungsglied gab, das mich vielleicht weiterzubringen vermochte. Im gedruckten Text der Erinnerungen Feuchtwangers war die entsprechende Passage zwar getilgt, doch wußte ich mich in der bevorzugten Lage, auf eine ältere Manuskriptfassung zurückgreifen zu können. Dort fand sich der später gestrichene Hinweis auf einen jungen SPD-Funktionär, der Georg von seinem Vertrauensmann als mutmaßlich reif für einen Anwerbungsversuch vorgestellt worden war.[79] Um in dem „Fritz H.", der „in der Propagandaabteilung des Parteivorstandes tätig" gewesen war und „sich beim Wiederaufbau der SPD nach 1945 einen Namen machen sollte", Fritz Heine zu erkennen, bedurfte es keiner außergewöhnlichen Intelligenz. Heine indessen – wenn es um Auskünfte ging, sonst geradezu die Hilfsbereitschaft in Person – sah sich in diesem Zusammenhang überfragt. Von der Begegnung mit einem „Georg", versicherte er mir, war in seinem Gedächtnis auch nicht die geringste Spur haftengeblieben,[80] und daß ausgerechnet ein „Vorwärts"-Redakteur sich in den Dienst des kommunistischen Gegnerlagers gestellt haben könnte, lag weit außerhalb seines Vorstellungsvermögens. Einer der

[Forts. von Anm. 76]
Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Nr. 8/9, April 1996, S. 5–7.

77 Das bislang von der Historischen Kommission zu Berlin betreute Aktendepositum ADGB ist im Januar 1996 ebenfalls an das Archiv der sozialen Demokratie abgegeben worden.

78 Franz Feuchtwanger, Der Militärpolitische Apparat ... (siehe Anm. 61), S. 510.

79 „Er war es auch, der mir eines Tages einen jungen Funktionär vorstellte, der damals, wenn ich mich recht erinnere, in der Propagandaabteilung des Parteivorstandes tätig war. Es handelt sich um Fritz H., der sich beim Wiederaufbau der SPD nach 1945 einen Namen machen sollte." Georgs Hoffnung, Fritz Heine, „nachdem wir uns einige Male getroffen hatten", „als konspiratives Mitglied" für die KPD gewinnen zu können, erfüllte sich allerdings nicht. „Ich sollte H. erst wieder ziemlich genau acht Jahre später in Lissabon treffen, wo er zusammen mit Erich Ollenhauer auf die Weiterreise nach England wartete." So die später gestrichene Passage der Erstfassung des Feuchtwanger-Manuskripts.

80 Fritz Heine am 14. März 1988 an den Verfasser: „Ich muß gestehen, daß ich nicht einen Schimmer von Erinnerung an die Begegnung(en) mit Franz Feuchtwanger in den Jahren 1932/33 habe." Am 23. Oktober 1988 kommt Heine auf das Thema zurück: „Ich schrieb schon, daß ich keinerlei Erinnerung mehr an das oder die Gespräche mit ‚Georg' habe, auch nach längerem Nachdenken. Aber aus der Erinnerung von ‚Georg' schließe ich, daß tatsächlich ein oder mehrere (?) Gespräche gewesen sind."

freien Mitarbeiter vielleicht, also das mochte gerade noch angehen, aber doch nicht einer der eng vertrauten Genossen. Selbst als der Tatbestand für ihn fast schon mit Händen zu greifen war, sträubte sich noch „alles", aber auch wirklich alles in ihm, der schmerzlichen Wahrheit ins Auge zu blicken.[81] An Feuchtwanger führte mithin kein Weg vorbei.
Was immer dafür verantwortlich gewesen sein mag – ob Georgs Wachsamkeit im Alter nachgelassen hatte oder ob er durch meinen postalischen Eröffnungszug von meiner Harmlosigkeit überzeugt worden war –, jedenfalls gelang es mir beinahe spielend, ihn aus der Reserve zu locken. Wenn er auf seinen einstigen V-Mann zu sprechen kam, war er anfangs zwar noch sorgsam darauf bedacht, ihn nur unter dem Kürzel B. zu erwähnen.[82] B., das nahm sich nicht mehr ganz so vage aus wie das Schemen N. N., hinter dem ich bislang hergewesen war, besagte im Grunde allerdings wenig genug, konnte es doch lediglich die Abkürzung eines Decknamens sein.[83] Weitaus schneller jedoch, als ich das hatte erwarten dürfen, unterlief Feuchtwanger jene minimale Unachtsamkeit, die mich in die Lage versetzte, sein Geheimnis fast auf Anhieb zu lüften. Bei dem bewußten B. handelte es sich, wie dem einstigen Agentenführer entschlüpfte, um einen „älteren, stark sichtbehinderten Mann".[84] Der Rest war dann wenig mehr als Routine. Im amerikanischen Sektor Berlins lebte damals nämlich noch Richard Schwartz, einer der Stampferschen Redaktionssekretäre.[85] Auch ihm hatte Fritz Heine mich rechtzeitig ans Herz gelegt. Deshalb kostete es mich jetzt nur die Gebühr eines Ortsgesprächs, ihn so beiläufig wie möglich um Auskunft zu bitten: Wie, Genosse Schwartz, hieß doch bloß noch dieser ältere Redakteur, der eine Brille mit besonders starken Gläsern trug? Richard Schwartz sagte es mir, ohne auch nur eine Sekunde nachdenken zu müssen.[86] Ungerührt, weil ahnungslos, sprach er aus, was Fritz Heine – „ich kann's, will's mir nicht vorstellen" – noch immer nicht wahrhaben wollte, war der Name, um den es ging, für ihn all die Jahre doch so etwas wie ein „Gütesiegel" gewesen.[87]

81 Heine am 4. Januar 1983 an den Verfasser: „ich glaube allerdings nicht, daß Feuchtwangers Vertrauensmann ein Redakteur war [...]. Vermutlich hat einer der nicht wenigen freien und Honorarmitarbeiter den von Feuchtwanger erwähnten Kontakt gehabt"; am 26. Juni 1987: „Ich rätsele noch immer um den ‚B.'-Mann. [...] Obwohl sich alles bei mir sträubt, tendiert die Beschreibung noch immer auf [...] – – aber ich kann's, will's mir nicht vorstellen, daß er es war."

82 Das war in Feuchtwangers erster Reaktion, einem Antwortschreiben vom 26. April 1987, durchgehend der Fall.

83 Wie sich einer späteren Auskunft entnehmen ließ, war diese Erwägung allerdings gegenstandslos: Ein Deckname für B. habe sich erübrigt, versicherte Feuchtwanger, da „Georg in seinen schriftlichen Berichten seine Gewährsleute nicht zu benennen" pflegte (Anlage zum Schreiben vom 18. August 1987). Einige seiner inzwischen nachprüfbaren Berichte zeigen freilich, daß Georg sich an das Anonymisierungsprinzip nicht durchgängig gehalten hat. Vgl. z. B. SAPMO (siehe Anm. 62), RY 1/I 2/705/24, Bl. 53, seine Wiedergabe der Äußerungen des Vorwärts-Redakteurs am 15. Februar 1933.

84 So im Schreiben Feuchtwangers vom 26. April 1987.

85 Richard Schwartz (1903–1992) hatte seine Stellung beim Vorwärts im September 1923 angetreten. Neben Paul Franke und Josef Arndt einer der drei Redaktionssekretäre, wurde er zugleich als Berichterstatter eingesetzt. Während der Zeit des Nationalsozialismus verdiente er sich seinen Lebensunterhalt als kaufmännischer Angestellter. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Schwartz Lokalchef bei der Berliner Tageszeitung Telegraf. – Handbuch des Vereins Arbeiterpresse (siehe Anm. 27), S. 199, S. 155 und S. 142; für zusätzliche biographische Informationen bin ich Herrn Helmut Hofmann zu Dank verpflichtet.

86 Telefonische Auskunft von Richard Schwartz am 27. Juni 1987.

87 Die Zitate aus Schreiben Fritz Heines vom 26. Juni 1987 (siehe Anm. 81) und vom 26. Juli desselben Jahres.

Heine war fassungslos, mich aber konnte nun niemand mehr halten. Endlich bot sich mir die Gelegenheit, ein Buch zu schreiben, wie es mir lange vorgeschwebt hatte: keine historische Darstellung der herkömmlichen Art und schon gar keine Monographie, die auf den Stelzen einer verquasten Sprache daherkam und mit ihrem terminologischen Imponiergehabe unverbildete Leser nicht anzog, sondern nachhaltig verschreckte. Bücher von Spezialisten, die sich an Spezialisten wandten, gab es nun wirklich genug. Ihnen pauschal das Daseinsrecht abzusprechen wäre wider alle Vernunft, denn in der Permanenz wissenschaftlicher Klärungsprozesse erfüllen sie unverzichtbare Funktionen. Aber war das etwa ein Grund, in Vergessenheit geraten zu lassen, daß es da noch eine Muse gab, die Klio hieß und sich seit altersher für die spannungsreichen Ereignisfelder der Historie zuständig wußte? Ich war nicht dieser Meinung, spielte aber keineswegs mit dem Gedanken an eine wissenschaftlich unzulässige Grenzüberschreitung.

Um der Dame Klio ebenso wie dem anspruchsvoll-aufgeschlossenen Leser die gebührende Reverenz zu erweisen, war es durchaus nicht erforderlich, in die Fußstapfen jener Romanciers zu treten, bei denen im Umkreis mehr oder minder gesicherter Fakten die Phantasie freien Auslauf genießt. Genausowenig war ich darauf aus, mich an das Muster gewisser „Tatsachenberichte" zu halten, die einem jede Antwort auf die Frage verweigern, welcher Requisitenkammer der Autor denn wohl seine Versatzstücke verdankt. Unter zweierlei Voraussetzungen mußte es schließlich auch heute noch möglich sein, eine historische Darstellung zu liefern, die einen breiteren Leserkreis zu fesseln vermochte und die zugleich wissenschaftlich hieb- und stichfest war. Dazu bedurfte es einerseits eines passenden Sujets und zum anderen einer Materialbasis von ausreichender Dichte. Im Streik der Berliner Verkehrsarbeiter gegen Ende des politischen und wirtschaftlichen Krisenjahres 1932, als Hakenkreuzler und Kommunisten ein spektakuläres Zweckbündnis schlossen, glaubte ich einen geeigneten Stoff gefunden zu haben, bei dessen Bearbeitung sich nicht nur auf eine Fülle gedruckter Quellen, sondern auch auf eindrucksvolle Archivbestände zurückgreifen ließ. Von Polizeimeldungen bis hin zu Obduktionsberichten standen mir Unterlagen in erdrückender Zahl zur Verfügung, die für Teilbereiche minutiöse Rekonstruktionen erlaubten. Größer noch als die anfängliche Euphorie sollte dann allerdings die Ernüchterung sein, als sich herausstellte, daß die verfügbaren Quellen das Aktionsszenarium entgegen dem ersten Eindruck dann doch weder horizontal noch vertikal ohne erhebliche Lücken abdecken konnten. Ein immenser Aufwand an Zeit und Kraft war vertan, ein vorwitziger Autor mit seinem Experiment blamabel auf der Strecke geblieben.[88] Nun aber bot sich ihm die einzigartige Chance, den einmal gescheiterten Versuch in anderem Rahmen doch noch erfolgreich zu Ende zu führen.

Mit seinem Stellenwert und seinen dramatischen Akzenten brauchte das Thema der Einheitsfront-Interventionen Friedrich Stampfers im Spannungsfeld zwischen Papen und Hitler sich gegenüber dem ursprünglichen Stoff nicht zu verstecken. Einige seiner Elemente hätten sogar jedem Reißer zur Zierde gedient. Verknüpfte man diese und andere Handlungsstränge jedoch mit dem Zeithintergrund, dann ergab sich der Widerschein

88 Mit allem, was der Verfasser zum Thema dieses Arbeitskampfes auch weiterhin beizusteuern hätte, würde er nur noch leiderfüllt im Schatten eines Größeren stehen: Klaus Rainer Röhl, Nähe zum Gegner. Kommunisten und Nationalsozialisten im Berliner BVG-Streik von 1932, Frankfurt a. M. und New York 1994.

einer aus den Fugen geratenen Epoche. Auf den bröckelnden Fundamenten einer Wirtschaftsordnung, die am Ende ihrer Krisenspirale angelangt schien, focht Klasse gegen Klasse, tobte der Bruderkampf, verstrickten sich Unzählige, erlagen, an den Rand des Abgrunds gedrängt, Millionen und aber Millionen den Besessenheiten des Tages. Im Mittelpunkt des Geschehens aber stand diesmal – und das konnte auf die Dichte der Quellenzeugnisse nicht ohne Auswirkung bleiben – keine „graue Masse", die genauso schnell, wie sie in das Rampenlicht der politischen Bühne getreten war, wieder im Dunkel der Anonymität verschwand.

Protagonist war diesmal ein Mann aus dem ersten Glied, ein Politiker von Rang, der mit seiner differenzierten Persönlichkeit und der Brisanz seiner selbstgewählten Aufgabe eine mehr als nur abstrakte Teilnahme zu wecken vermochte. Daß er außerdem noch ein herausragender Journalist war, dessen Optionen sich einerseits reichhaltig in eigenen Artikeln dokumentierten, so wie sie andererseits in der Presse des kommunistischen Gegners einen breiten negativen Resonanzboden fanden, hatte als weiterer Vorzug zu gelten. Er erlaubte es, dem ebenfalls schon lange empfundenen Bedürfnis Rechnung zu tragen, den Geist einer Epoche durch die möglichst weitgehende Verwendung des zeitgenössischen Sprachmaterials in stärkerem Maße spürbar werden zu lassen. Mit einem Wort: Die Chancen schienen mir in der Tat optimal, und ich war es mir schuldig, sie nicht zu verschenken. Was aber, wenn ich die Gunst der Stunde ein weiteres Mal überschätzte? Dann wäre für den erneuten Fehlschlag letztlich nicht eine dürftige Tektonik der Quellenbasis, sondern einzig und allein mein eigenes Unvermögen verantwortlich zu machen. Dieses Risiko aber mußte ich eingehen, und gar so groß war es ja nun auch wieder nicht. Was hatte ich denn schon zu verlieren. Meine Zukunft lag sowieso hinter mir.

Es brauchte nicht lange, bis meine heimlichen Befürchtungen sich als nur zu berechtigt erwiesen. Ich mußte mir eingestehen, daß ich tatsächlich auch diesmal auf kaum zu überwindende Grenzen stieß. Da gab es im Fluß der Erzählung Inseln der Sprachlosigkeit, zu denen mir keine einzige Quelle Zutritt verschaffte. Durch den Ehrgeiz, auch noch die belangloseste Geste, die ich erwähnen wollte, exakt zu belegen, hatte ich mir auf Kosten der Anschaulichkeit die lästigsten Fesseln angelegt, und – schlimmer fast noch – da ich über wortwörtliche Protokolle nur in Ausnahmefällen verfügte, mußte ich auf das Stilmittel des Dialogs weitgehend verzichten. Aber sollte ich deswegen vielleicht kapitulieren? Ich dachte ja nicht daran.

In der Hoffnung, das Manko, dem ich mich gegenübersah, irgendwie wettmachen zu können, weitete ich erst einmal den Radius meiner Erhebungen beträchtlich aus und bemühte mich parallel dazu, auf dem bereits vertrauten Grund noch einige Fuß tiefer zu graben. Jahrgang für Jahrgang für Jahrgang nahm ich mir weitere Zeitungsbestände vor, wälzte Adressenverzeichnisse und schlug in alten Telefonbüchern nach. Ich beschaffte mir Stadtpläne und Häusergrundrisse. Ich nahm Straßenfassaden, Hinterhöfe und Büroräume ins Visier. Ich trieb Pressefotos und amateurhafte Schnappschüsse auf. Selbst die geringste Aussicht, noch etwas von der einstigen Atmosphäre mitzubekommen, brachte mich zu den mir erreichbaren Schauplätzen auf den Weg. Ein Quälgeist, der sich nicht abschütteln ließ, saß ich meinen Gewährsleuten mit immer neuen Fragen im Nacken. Die Ausbeute all dessen bestand in einer Überfülle von Fakten, die ich später, weil dramaturgisch unverwendbar, in ihrer Mehrzahl aussondern mußte. Es war eine Crux.

Da hatte ich nun gemeint, ein Thema zu haben, jetzt aber hatte das Thema mich. Und je stürmischer ich ihm auf den Leib rückte, desto massiver setzte es mir gerade dort seine Widerstände entgegen, wo ich von meiner Unkenntnis noch am wenigsten ablenken konnte. Welches Rätsel gab mir allein schon Georgs V-Mann auf, der es mit seinem Gewissen zu vereinbaren wußte, vertrauliche Informationen aus dem engsten Genossenkreis zielbewußt an den M-Apparat weiterzuleiten. Auch mit Friedrich Stampfer gelang es mir nicht, ins reine zu kommen. So naiv, wie er mir in seiner Einschätzung der Kommunisten manchmal erschien, konnte ein sozialdemokratischer Politiker der ersten Garnitur und zumal mit diesem Erfahrungshintergrund einfach nicht sein. War es andererseits aber denkbar, daß er sich lediglich den Anschein gab, den Schulterschluß mit den Kommunisten ernsthaft zu wollen, während er tatsächlich nur auf ein Alibi aus war, das ihm jederzeit zu beteuern erlaubte, für die Anbahnung der Einheitsfront hätte er das Seine nun wirklich getan? Ihn auf einen derart simplen Nenner zu bringen, hielt ich denn doch in gleicher Weise für verfehlt. Wie aber und wo fand ich dann den Schlüssel zu seinen geheimsten Gedanken? Wenn ich ratlos und erschöpft Stampfers Porträtfoto anstarrte, das mir auf meinem Schreibtisch lauernd entgegensah, ertappte ich mich manchmal bei heftigen Gesprächen mit ihm, in denen er sich meist allerdings auf die Rolle eines schweigend lauschenden Partners beschränkte, der ironisch zu mir herüberblickte, als wollte er sagen: Was weißt denn schon du von mir, du Spätgeburt!

Nun, einiges wußte ich schon, doch es drängte mich, sehr viel mehr über ihn zu erfahren, und so machte ich mich denn erneut über die Quellen her, setzte die Mosaiksteine anders zusammen, nahm weitere Korrekturen vor, die aber nur wieder andere Segmente des Bildes in Unordnung brachten, und gab mich zuletzt in dem Empfinden, total korrumpiert zu sein, mit bloßen Annäherungswerten zufrieden. Ausgebrannt, aber durch die Vorstellung, in gut hundert Metern über die Ziellinie zu sein, gerade noch aufrecht erhalten, setzte ich zum erlösenden Endspurt an. Und genau da ereignete sich, was ich lange, wenn auch mit schwindender Hoffnung herbeigesehnt hatte: Die Mauer fiel ... Archive, die unerreichbar gewesen waren, öffneten nun auch dem „ideologischen Diversanten" die Tore und ebneten ihm den Zugang zu einzigartigen Schätzen.

Die Protokolle des Politbüros und des Politsekretariats der alten KPD, Materialien des M-Apparats, die der Gestapo in die Hände gefallen waren, darunter auch Berichte Georgs aus den entscheidenden Februartagen, Gerichtsakten, die über den jungen Franz Feuchtwanger und seine Verurteilung zur Festungshaft weiterführende Auskünfte erteilten, die Originalunterlagen des Reichstagsbrandprozesses – dies alles und kaum noch zu überblickendes andere mehr stand einem nun zur wissenschaftlich freien Verfügung. Es war traumhaft – und Historiker zu sein eine wahre Lust, für die ich den Preis eines weiteren Quellendurchgangs und einer partiellen Textrevision nur zu gerne bezahlte. Der Himmel, das war nicht zu übersehen, hatte es gut mit mir gemeint, als er mir einen schnellen Manuskriptabschluß beharrlich versagte. Dann allerdings tat mir der Himmel für mein Empfinden des Guten beinahe etwas zu viel.

Eine der Schwachstellen des Projekts, die ich von vornherein in Kauf zu nehmen hatte, war darin zu sehen, daß offenbar nicht die geringste Aussicht bestand, auf die ungedruckten Quellen der sowjetischen Seite zurückgreifen zu können. Wenn der Botschaftssekretär, der als Stampfers ständiger Ansprechpartner fungierte, für mich etwas mehr als ein

bloßer Name war, verdankte ich dies allein einigen Aktensplittern des deutschen Auswärtigen Amtes.[89] In Einzelheiten zwar ungemein interessant, vermochten sie aber nicht einmal mit einer exakten Altersangabe zu dienen. Unter derartigen Umständen kam ich mir reich beschenkt vor, als ich Ende der achtziger Jahre aus Moskau von einem anonym bleibenden „Fachmann" die lapidare Auskunft erhielt, daß der besagte Botschaftsvertreter 1938 „verhaftet und vernichtet" worden sei.[90] Keine vier Jahre später dann hatte ich allen Grund, mich geradezu als Krösus zu fühlen.

Das Unwahrscheinliche war geschehen: Die Version der Botschaft über die Verbindung mit Stampfer und ihre Vorgeschichte – ich hielt sie, so sehr ich auch den eigenen Augen mißtraute, in meiner Hand.[91] Das Ergebnis der ersten Schnellauswertung erlaubte es mir, mich in zweifacher Hinsicht bestätigt zu finden. Mit meinem Indizienbeweis im Fall des baltischen Barons hatte ich den Nagel auf den Kopf getroffen, und auch meine Skepsis gegenüber einer eminent wichtigen Zeitangabe Stampfers war nur zu berechtigt gewesen. Statt darüber Befriedigung zu empfinden, dachte ich im ersten Moment, mich träfe der Schlag. Trotz aller Skepsis nämlich war ich Stampfer im Aufbau meiner Darstellung gefolgt und sah ihr nun die chronologische Basis entzogen. Viel fehlte nicht, und ich hätte entnervt das Handtuch geworfen. Alles in allem quälte ich mich nun schon fast ein volles Jahrzehnt mit dieser Geschichte. Wie lange sollte dieser Alptraum eigentlich noch weitergehen. Dann aber riß ich mich zusammen und machte mich zähneknirschend daran, das, was sich verzogen hatte, mühsam geradezubiegen. Zu behaupten, nun, da das Resultat vor mir liegt, verspürte ich Freude, hätte mit der Wirklichkeit wenig gemein.

Stünde es mir frei, nur auf jenen Kompaß zu achten, der den wesentlichen meiner Entscheidungen jetzt schon im siebenten Jahrzehnt die Richtung diktiert, wäre ich drauf und dran, den Text einer erneuten Bearbeitung zu unterziehen. Inhaltlich ebenso wie formal will er meinen Ansprüchen noch immer nicht völlig genügen. Doch die Zeit wird mir knapp, und ich habe schließlich ein Wort einzulösen. In einer Gefahrenstunde, als es sich nicht mehr zu lohnen schien, für mich auch nur noch einen einzigen Pfennig zu geben, habe ich einem Expertenteam, das mir zu Hilfe kam, die Widmung meines nächsten Buches in Aussicht gestellt. Versprechen nicht einzuhalten war nie meine Art. Also unterdrücke ich meine Bedenken und begleiche hiermit meine Dankesschuld.

Dedicated to L. Weißbach and G. Henneberg in memory of „Operation C"

Berlin, im März 1995 Der Verfasser

89 Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Pol. Abt. IV – Rußland, Az.: Po 9, Bde. 8 und 9, Boris Winogradow bzw. Winogradoff.

90 Dem Autor u. a. mit dem Hinweis, daß Winogradow 1956 rehabilitiert worden sei, übermittelt im Februar 1989 durch eine geschätzte Kollegin, deren Namen zu nennen ihre Bescheidenheit mir verbietet. Zum Kreise derer, denen ich in diesem Kontext zu danken habe, gehört auch Feliks Tych. Im April 1994 waren durch ihn einige zusätzliche Tatsachen in Erfahrung zu bringen. Demnach wurde Winogradow, geb. 1903 in Kaluga, Anfang 1938 von seinem Posten als I. Botschaftsrat in Warschau nach Moskau beordert, am 3. Februar im Hotel Moskwa verhaftet, am 28. August wegen angeblicher Spionage für Polen zum Tode verurteilt und noch am selben Tage erschossen.

91 Für die Ermittlung der einschlägigen Unterlagen im Archiv der Außenpolitik Rußlands und die Anfertigung der Aktenauszüge möchte ich auch an dieser Stelle Leonid Babitschenko herzlich danken. Den gleichen Dank schulde ich Reinhard Müller, der den Kontakt vermittelte, und Renate Leuschner für die Übersetzung.

„Revolutionäre des Geistes. Michael Bakunin, Gottfried Semper, Richard Wagner und der Dresdner Maiaufstand 1849"

Ein Tagungsbericht

Von Peter Russig

Unter diesem Titel veranstaltete das Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) ein fachübergreifendes Symposium, das am 27. 10. 1995 ca. 100 Teilnehmer in repräsentativen Räumlichkeiten des Maritim-Hotels „Bellevue" in der sächsischen Landeshauptstadt Dresden zusammenführte.

Zu den herausragenden Revolutionsereignissen der Jahre 1848/49 in Deutschland gehörte 1849 der Maiaufstand in Dresden. An diesem nahmen drei Männer teil, die in ihren jeweiligen Metiers zu den führenden „Ideengebern" des 19. Jahrhunderts gehörten: Michael Bakunin, Gottfried Semper und Richard Wagner. Alle drei kannten einander und hatten im Vorfeld der Ereignisse einen intensiven Gedankenaustausch über die fällige Revolutionierung von Kunst und Gesellschaft gepflegt. Der Maiaufstand, der Anarchist, Architekt und Komponist in Dresden zu gemeinsamer politischer Tat zusammenführte, hat Spuren gelegt, die in unsere Zeit hinein wirken. Dies und der Umstand, daß Zukunftsängste und Unsicherheiten der Gegenwart Menschen zunehmend nach wertkonservativen Antworten rufen lassen, legte es der FES und den – im weitesten Sinne – durch die 68er Sozialisation geprägten Referenten nahe, sich heute außerhalb eines Jubiläums mit Bakunins, Sempers und Wagners Tun – ihrer Revolutionsteilnahme, Theorien, Werken und deren gegenwärtiger Rezeption – zu befassen. Die Vorträge hielten Geisteswissenschaftler und heutige Berufskollegen – drei Architekten und ein Komponist – der historischen Persönlichkeiten. Die Gesprächsleitung der gut vorbereiteten und mit straffem Timing durchgeführten Veranstaltung hatte der historisch interessierte Architekt Gerd DE BRUYN, von dem auch die Idee zu dem Symposium stammte.

Gerhard STÜMPFIG, Leiter des Forschungsinstituts der FES, eröffnete die Tagung; der angekündigte Bürgermeister und Beigeordnete für Kultur und Jugend der Stadt Dresden, Jörg Stüdemann, mußte absagen. In seinem Einführungsvortrag gab de Bruyn einen knappen Überblick über die wichtigsten Ereignisse, die seit der Gründung des Deutschen Bundes (1815) zur Revolution von 1848 führten. Dann schilderte er die Revolutionsereignisse selbst, die Konstituierung der verfassunggebenden Nationalversammlung in Frankfurt am Main und die als Reichsverfassungskampagne bekannten Aufstände des Jahres 1849. Besonderes Augenmerk galt den Geschehnissen im Mai in Dresden. „Die Linke war wie immer uneins", beschrieb B. im Rückblick die nach wie vor aktuellen Zustände.

Im zweiten Vortragsteil wurde der Lebensweg Bakunins, Sempers und Wagners während und nach der Revolution angedeutet und der Versuch gemacht, ihren Anteil am Maiaufstand zu rekonstruieren. Der Revolutionseinsatz der drei sei nicht allein aus der Alltagserfahrung heraus zu erklären, sondern „ihr Handeln" sei primär „die notwendige Folge ihrer politisch-ästhetischen Theorien und utopischen Hoffnungen" gewesen. Die

nachfolgenden drei Kurzvorträge über Bakunin, Semper und Wagner machten Gemeinsamkeiten und Unterschiede in ihrem Denken und Handeln deutlich.

Helmut DAHMER, Professor für Soziologie an der TH Darmstadt und derzeit mit der Herausgabe der Schriften Leo Trotzkis befaßt, wies eingangs auf die in der Person von Trotzki, André Breton und Diego Rivera verkörperte Verbindung von Kunst und Revolution hin. Er beklagte das „thermidorianische Schicksal" von Revolutionen und entwickelte dann eine facettenreiche Biographie des Berufsrevolutionärs Michael Bakunin, der 1849 in Dresden die militärische Führung der Aufständischen beriet und ihren Rückzug organisierte. Der Genannte sei „ein Artist der Revolution und des Aufstands" gewesen, habe sich mit Don Quichotte identifiziert und die soziale Evolution ignoriert. Im Vertrauen darauf, daß revolutionäre Idee und Volksinstinkte von selbst zueinanderfänden, hielt der „politische Visionär" keine Theorie für notwendig und glaubte, „die Revolution macht sich von ganz allein". Dem „Pyromane[n] unter den Frühsozialisten" (sic!) habe angeblich „die Brandstiftung [...] als der eigentlich befreiende revolutionäre Akt" gegolten. Bakunin werde bis heute beständig repetiert und variiert, ohne aber sichtbare Eindrücke in der Gegenwart hinterlassen zu haben. Dies läge auch daran, daß angesichts der offenbar gewordenen Demokratiedefizite und Verbrechen des Stalinismus – D. verwies auf den rätebewegten Kronstädter Aufstand – Sozialisten vielfach „gebrannte Kinder" seien.

Der an der Staatlichen Kunstakademie Stuttgart lehrende griechische Architekt Sokratis GEORGIADIS sprach in seinem „‚Wand' kommt von ‚Gewand'" betitelten, etwas intellektualisierten Vortrag über Gottfried Semper. Semper, Architekt der Dresdner Oper und 1834–49 Professor an der Dresdner Kunstakademie, habe im sozialen Auftrag der Architektur deren wichtigste Aufgabe gesehen. Daß die Baukunst seiner Zeit damals ihre expressiven Potentiale erschöpft hatte, deutete nach G. auf einen allgemeinen Mangel an „von der Gesellschaft als verbindlich anerkannten Ideen" hin. Wiewohl er sich von patriotisch-demokratischen Gefühlen und vom „Sehnen nach sozialer und kultureller Erneuerung" leiten ließ, habe sich Sempers Beteiligung am Dresdner Aufstand 1849 in Grenzen gehalten – er beaufsichtigte dort den Barrikadenbau. Während sich Semper in der Praxis auf solche, so G., „Softwareoperationen" beschränkte, sei er in der Theorie allerdings weiter gegangen. Seine Überlegungen führten ihn zu einer radikalen Infragestellung der klassischen antiken Architektur als des bislang verbindlichen Kanons architektonischen Schaffens. Darunter fiel auch eine veränderte Sichtweise des „als Allegorie der Architektur" und „als bekleideter Raum, in dem Wand und Gewand zusammenfielen" aufgefaßten Theaters – weg vom landläufigen Verständnis als Ort der „Unterhaltung der Gelangweilten" (Wagner) zum „Ort sozialer Interaktion". Mit seiner Vorstellung von Architektur „als Gefäß herrschaftsfreier Kommunikation" sei Semper gleichwohl einer „evolutionäre[n] Auffassung der Architektur" verhaftet geblieben, „die eine Radikalität im praktischen Ansatz selten zuließ".

Udo BERMBACH, Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Hamburg, hat sich als Anhänger direkter Demokratie, Verfasser und Doktorvater rätetheoretischer Schriften ausgewiesen und seit längerem derart mit Wagner beschäftigt, daß ihn de Bruyn einführend als heimlichen „Wagnerianer" bezeichnete. Der Politologe referierte unter der Überschrift „Dresden und die Folgen" über die seines Erachtens 1849 erfolgte

Grundlegung des politisch-ästhetischen Denkens Richard Wagners. Dieser suchte bereits vor Ausbruch der Kampfhandlungen die Regierungssoldaten zur Solidarität mit den Aufständischen zu bewegen und nahm aktiv am Dresdner Maiaufstand teil, der in mehrfacher Hinsicht zu einem Wendepunkt in seinem Leben wurde. Zum einen wollte Wagner hier praktizieren, was er seit Jahren an Gesellschafts- und Kunstkritik entwickelt hatte, zum anderen zwang ihn das Scheitern der Revolution für zwölf Jahre ins Exil, wo er ein theoretisches Resümee seiner bisherigen Absichten zog. Im Blatt „Zürcher Kunstschriften" entwarf Wagner 1849/50 ein revolutionäres politisch-ästhetisches Programm, das nach B. bis heute stimulierend wirke. In den Reflexionen entwickelte er aus der Kritik der Gesellschaft, des Staates, der Religion und einer zur Ware verkommenen Kunst die Vision eines Gesamtkunstwerks. Durch das Verschmelzen aller Kunstarten sollte eine revolutionierte „ästhetische Weltordnung" (Wagner) entstehen, in der das Theater als zentraler Kommunikations- und Vergesellschaftungsort diente. Mit diesem Konzept suchte der Meister das, was die gescheiterte Revolution von 1849 ihm in praxi verweigert hatte, theoretisch nachzuholen: die Vision der Erlösung durch Kunst, die radikale Erneuerung einer für bankrott erachteten Welt, die Umwertung aller bestehenden politischen, gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Verhältnisse.

Der als „Diskussion der Experten untereinander und mit dem Publikum" angekündigte Erfahrungsaustausch blieb leider am Vormittag auf eine Podiumsdiskussion beschränkt. Sie drehte sich um die drei behandelten Protagonisten. H. Dahmer wies zu Recht darauf hin, daß diese drei eigentlich nicht „Revolutionäre des Geistes" gewesen seien – einer war „Politiker", zwei Kulturschaffende; für Semper und Wagner war seines Erachtens die Revolutionsteilnahme eine Episode. Letzterem widersprach U. Bermbach, wenngleich Wagner sich später mit den Verhältnissen arrangiert habe. Bakunin, so Dahmer, sei ein „Wirrkopf" gewesen, bei dem „die linke Hand nicht wußte, was die Rechte tut", und war in der Tat nicht der militärische Kopf des Aufstands. Einig war sich das Podium aber darin, daß die Unterstützung der Einheitsbewegung durch die Kunst nicht nur ein Aktivposten des 19. Jahrhunderts gewesen sein kann, sondern auch heute im Zuge der deutschen Wiedervereinigung die Kunst „als Element der Einheits- und Sinnstiftung" dienen müsse. De Bruyn zitierte Wagner: „Die Kunst besiegt den Alltag."

In der Nachmittagsveranstaltung suchten drei weitere Referenten nach Spuren des Themas in die Gegenwart. Peter VON OERTZEN, langjähriger SDS-Funktionär und SPD-Politiker, der sich als Wissenschaftler durch seine Habilitationsschrift (1962) über „Betriebsräte in der Novemberrevolution" einen Namen gemacht hat, unternahm den Versuch einer Aktualisierung des „Vordenkers und Vorkämpfers" des Anarchismus Bakunin und fragte nach der Gegenwartsbedeutung der anarchistischen (herrschaftsfreien) Gesellschaftsvorstellung. Zwar könne man heute von einer großen und schwungvollen anarchistischen Bewegung nicht sprechen. Er sei aber nicht nur der Meinung, daß dessen Ideen weiterleben, sondern „in der Gegenwart vielleicht wirksamer als noch vor fünfzig Jahren" seien. So würden z. B. an die Seite der Arbeit anonymer „Kirchenobere[r], Manager, Berufspolitiker, Bürokraten und Technokraten" zunehmend „Bürgerinitiativen, Bewegungen für Volksabstimmung, Basisaktivitäten, soziale oder ökologische Alternativen" treten, die „objektiv" Grundideen des Anarchismus wiederaufleben ließen. Womit wohl die Hinwendung zum Projektanarchismus bei den Autonomen, bei Interessenverbänden,

Kinderläden, Selbsthilfegruppen, alternativen Arbeits- und Wohngemeinschaften u. ä. gemeint war, die versuchen, im Alltag funktionierende soziale Gebilde zu schaffen.
Der Stararchitekt Günter BEHNISCH konnte in seinem architekturbezogenen Anschlußvortrag nicht erkennen, daß Semper Revolutionär gewesen sei. Dieser habe ein demokratisch geordnetes Gemeinwesen angestrebt; B. warnte in diesem Konnex vor Verwerfungen heutiger BRD-Politik, wo „Parteiapparate neben den Notwendigkeiten des einzelnen" ständen. Der durch den Entwurf zum Münchener Olympiapark und die Mitarbeit an der Planung des neuen Bundestagsgebäudes ausgewiesene Architekt lobte das gläserne Gebäude des Sächsischen Landtags, da es „Inhalte, die an Demokratie und Ideal unserer Verfassung" erinnerten, vermittle. Harsch kritisierte er die in der neuen deutschen Bundeshauptstadt Berlin geplanten Repräsentationsbauten. Der historische Reichstag strahle „Aggressivität" aus, das Regierungsviertel sei von „Konquistadorenarchitektur" gezeichnet und der geplante Berlin-Brandenburger Landtag vermittle seines Erachtens den Eindruck, man „wolle sich dort zurückziehen und einigeln".
Der italienische Avantgardekomponist Giacomo MANZONI äußerte sich im Abschlußbeitrag über den kreativen Hofkapellmeister Wagner. Dieser mußte nach dem Scheitern des Umsturzversuchs „in diesem kleinen Staat" Sachsen 1849 ins Ausland fliehen. Er nutzte die Zwangspause zur schriftlichen Niederlegung seiner auf die Nivellierung von „Klassen"unterschieden abzielenden, sozialreformerischen Ziele in mehreren theoretischen Schriften (bes. 1849: „Die Kunst und die Revolution") und setzte sich praktisch für demokratische Forderungen, wie das allgemeine Wahlrecht, ein. Zu Recht wies M. auf die Nähe Wagnerscher Positionen zu marxistischen Thesen hin. Wer von den Anwesenden dachte bei dessen Forderung, „alle Menschen in die Lage zu versetzen, die eigenen geistigen Fähigkeiten voll zu entwickeln", nicht an das „Manifest" und die Makulatur der SED-Programmatik („jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Leistungen" etc.)? Weniger überzeugend wirkten Manzonis Erklärungsversuche für Wagners „zynischen Opportunismus", mit dem er dann, sich bei Potentaten anbiedernd, seine künstlerischen Ziele zu erreichen suchte. Der Referent zog mehrfach ernüchternde Parallelen zur Gegenwart. Er wandte sich dezidiert gegen die fortschreitende Privatisierung des Kulturbetriebs, geißelte die Herabwürdigung von Kunst zur Ware und kritisierte das Fernsehangebot. Die Künste seien Allgemeingut der Gesellschaft, das diese selbst „in den vielleicht noch schwierigeren Zeiten, die da kommen werden", nicht aufs Spiel setzen dürfe. Manzoni erinnerte angesichts der heutigen „Wertekrise" resignativ an Wagners Zeit als eine „Epoche, in der politische Ideale noch stark und das Vertrauen in einen möglichen Wandel der Gesellschaft bei vielen Bürgern noch lebendig war". Die heutige (italienische) Politikerkaste charakterisierte M. als „eine politische Schicht mit äußerst niedrigem intellektuellen und kulturellem Niveau, die nur mit inneren Streitigkeiten beschäftigt und unfähig" zum Regieren sei. Er zitierte aus der Retrospektive Wagner: „Die Lüge und Heuchelei der politischen Parteien erfüllte mich mit einem Ekel, der mich [...] in die vollste Einsamkeit zurücktrieb." Sämtliche Referenten zeichnete ein auch aus dem Alter und der vergleichbar linken Sozialisation resultierender Erfahrungshorizont aus, der sich in wiederholter Kritik an gegenwärtigen Gesellschaftszuständen äußerte.
Im anschließenden, nicht mehr nur aufs Podium beschränkten Erfahrungsaustausch kamen auch mehrere ostdeutsche Diskutanten zu Wort. Zuvor war die Verärgerung von manch hiesigem Anwesenden, der sich zum Teil jahrelang mit der Thematik beschäftigt

hatte, deutlich geworden. War doch kurz zuvor in Dresden ein Sammelband der stadtgeschichtlichen Reihe „Dresdner Hefte" mit zahlreichen Forschungsbeiträgen über den Dresdner Maiaufstand 1849 erschienen,[1] der vom Podium weitgehend ignoriert wurde. Auch wirkte in Rede und Gegenrede noch die unterschiedliche Sozialisation der DDR- bzw. altbundesdeutsch geprägten Anwesenden nach. Als die Planwirtschaften im Osten Europas in die Brüche gingen und die DDR wie ein Kartenhaus zusammenfiel, wurden die katastrophalen Folgen des staatlichen Dirigismus für die gesellschaftliche und individuelle Initiative und Kreativität bedrückend deutlich. Dementsprechend bemängelten in Pausengespräch und Diskussion ostdeutsche Anwesende das Pochen von Referenten auf schlummernde Potenzen von Sozialismus und Staatswirtschaftssystemen, die sie nicht nachvollziehen konnten. Positive Ansätze des Anarchismus waren dem Dresdner Publikum ebensowenig kritiklos zu vermitteln. (Dresden hat sich seit 1990 zu einem Zentrum der sächsischen Autonomen entwickelt. Schmierereien, Zerstörungen und häufige Ausschreitungen im Hechtviertel und der sog. Äußeren Neustadt – die hiesige Medien als „Anarchismus" seit längerem und oft thematisieren[2] – lassen manche Bürger neben Prävention mehr Polizeipräsenz verlangen.) Ungeachtet dieser Diskutanten wies Peter Russig (Dresden) auf die unzweifelhafte Nutzung einzelner Räteideen – direkte oder Basisdemokratie, imperatives Mandat, Ämterrotation usw. – durch die neuen sozialen Bewegungen hin, bezweifelte unter Hinweis auf die Novemberrevolution 1918/19 aber deren gesamtgesellschaftliche und heutige Realisierungschancen, wie sie in einzelnen Referaten anklangen. Dies sei ein rein akademischer Disput. Ihm antwortete ausführlich und ausgewogen P. v. Oertzen. Ebenfalls von P. Russig wurde – vor dem Hintergrund von DDR-Erfahrungen und unter Hinweis auf Gustav Gründgens und Leni Riefenstahl – G. Manzonis Ehrenrettungsversuch für den Künstler Wagner hinterfragt, der um der Vorteile und künstlerischer Anerkennung willen seine Ideale aufgab. Im weiteren Verlauf der Diskussion wies die Dresdner Bauhistorikerin Heidrun Laudel darauf hin, daß Wagner für ein soziales Königtum eingetreten, Semper die Wettiner aber für anachronistisch gehalten habe; im Unterschied zu H. Dahmer sei sie der Meinung, daß Semper auch nach 1849 „zutiefst motiviert" gewesen sei. Ein Dresdner sah im Hinblick auf Wagner das damalige Mäzenatentum als vorbildhaft an; diese Zeit sei nicht so kulturfeindlich wie der heutige „Kapitalismus" gewesen. Ein anderer fragte – in bezug auf H. Dahmer – danach, ob progressive Bewegungen „gesetzmäßig" in konservative umschlagen würden. Ihm antwortete illusionslos U. Bermbach, daß nach jedweder Machterringung jedesmal der Versuch ihrer Institutionalisierung gemacht werde. Heute tue sich zudem eine Schere zwischen einer „abhebenden Expertenschicht", den Politikern und der Bevölkerung auf. Anders als v. Oertzen sei er der Meinung, daß wir in einer Zeit lebten, in der die Probleme derart überhandnehmen und kompliziert seien, daß die politische Klasse der Demokratien keine befriedigenden Lösungen mehr wisse. Ebensowenig wie er, denn das „kritische Potential" des Anarchismus führe zur Abwendung vom Staat, seine auflösenden Begleiterscheinungen bewirkten eher einen Rechtstrend. H. Dahmer war zwar gleichfalls der

1 Vgl. Der Dresdner Maiaufstand von 1849 (= Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte. Hrsg. vom Dresdner Geschichtsverein, Jg. 13 [3/1995], H. 43), Dresden 1995.

2 Siehe Christina Wittig, „Wir sind die wilden Horden ...", in: Sächsische Zeitung, Nr. 268 vom 17. 11. 1995, S. 13.

Meinung, daß die Politik „heute keine Lösungen mehr" anzubieten habe, präferierte aber nochmals den Rätegedanken, für welchen dem Auditorium jedoch das rechte Verständnis fehlte. – Mit einem Schlußwort von Gerhard de Bruyn endete die ca. siebenstündige Veranstaltung. Die Veröffentlichung der Beiträge ist erwünscht und dem Vernehmen nach auch von der Friedrich-Ebert-Stiftung geplant.

IWK-Hefte bis Jg. 28 (1992) billiger

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,– bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), komplett H. 1–4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4;
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990), komplett H. 1–4;
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4;
Jg. 28 (1992), komplett H. 1–4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
IWK-Redaktion
Malteserstraße 74–100, Haus K 078
D-12249 Berlin

Telefon: 030/7792-211 • Telefax: 030/77596 85

„Freiheit oder Einheit. Die Zwangsvereinigung von SPD und KPD und die Folgen"

Bericht über ein Forum der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD am 14./15. März 1996 im Berliner Rathaus

Von Johannes Klotz

Der Vorsitzende der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD, Bernd FAULENBACH (Bochum), eröffnete das *Forum „Freiheit oder Einheit" – Die Zwangsvereinigung von SPD und KPD und die Folgen* in Berlin am 14. März 1996. Wenige Wochen später, am 20. April 1996, gedachte die SPD der Opfer dieses Ereignisses vor fünfzig Jahren.

Im Berliner Rathaus waren an beiden Tagen mehr als 1500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer (weit über 100 Vertreter von Presse, Funk und Fernsehen) gekommen. Angesichts der Brisanz des Themas, so Bernd Faulenbach, sei es Aufgabe der Wissenschaften, Geschichte in nachvollziehbarer Weise zu rekonstruieren. Neuere Forschungen zur Nachkriegsgeschichte von SPD und KPD haben die Quellenlage wesentlich verbessert, womit die Basis gelegt sei, Fakten sprechen zu lassen, die älteren Interpretationsmuster, die den Zwangscharakter des Einigungsprozesses bestritten hatten, hinfällig werden lassen.

Der spanische Schriftsteller Jorge SEMPRUN (Paris), ehemaliger Kulturminister, kommunistischer Widerstandskämpfer und KZ-Häftling in Buchenwald, 1964 aus der KP Spaniens ausgeschlossen, war durch seinen Lebens- und Leidensweg der würdige Vertreter jener Zeitgenossen, die Diktaturen von *rechts* und *links* erlebt, überlebt haben, um in „Die Erfahrungen des Totalitarismus" einzuführen. In einem großen philosophisch-politischen Entwurf charakterisierte er das 20. Jahrhundert als „Epoche des systematischen und kontinuierlichen Versuchs revolutionärer Umstürze der demokratischen Ordnung" durch rechte und linke totalitäre Bewegungen. Sie verbinde der Wille, das demokratische System zu zerstören. Auf das Konzept des Totalitarismus könne nicht verzichtet werden, denn es erlaube, einerseits „die gemeinsame historische Essenz der extremen Formen der modernen Diktatur zu untersuchen" und andererseits „die Formen der politischen Demokratie gegenüber allen anderen antidemokratischen Bewegungen abzugrenzen". Demnach erlaube das Konzept des *Totalitarismus* „mit einer einzigen theoretisch-praktischen Bewegung, die historische Identität des Nazismus und des Kommunismus zu erforschen und die radikale Andersartigkeit beider Bewegungen in bezug auf die parlamentarische Demokratie abzustecken".

Die Erfahrung des 20. Jahrunderts beweise: Nicht die revolutionären Strömungen der Arbeiterbewegung hätten recht behalten, sondern die Reformer, die Bemühungen der Sozialdemokratie, die „kapitalistische Demokratie" und „Wohlfahrt" weiterzuentwikkeln. Im Angesicht der sozialen Krisenerscheinungen der Gesellschaften endete Semprun aber mit mahnenden Worten: „Das kapitalistische demokratische System kennt nur die Methode der Krise, um aus den Widersprüchen herauszufinden, in die es sich regelmäßig

verbohrt. Es erneuert sich nur dank seiner ihm innewohnenden Negativität." Gerieten aber Demokratie und Wohlfahrtsstaat in eine Krise, werde der Totalitarismus erneut die Gefahr der Zukunft. Semprun hatte damit einen Bogen gespannt zur konkreten zeitgeschichtlichen Problematik des Berliner SPD-Forums.

Als Einstieg in das Thema „Neubeginn nach Nationalsozialismus und Krieg" gab Peter Steinbach (Berlin) einen Überblick über „Die Erfahrungen der Arbeiterbewegung in Verfolgung, Widerstand und Exil". Die Geschichte des Widerstands sei weitaus differenzierter, als der kommunistische Einheitsmythos glauben mache. Sozialdemokraten und Sozialisten betonten vor allem die sozialdemokratische Einheitsbewegung, aber auch die Gemeinsamkeiten aller Regimegegner des nationalsozialistischen Deutschland trotz aller Unterschiede, jedoch ohne ihre Identität preiszugeben. „Sie verstanden sich auch unter schwierigsten Bedingungen als unbeirrbare Vertreter des Rechtsstaates, des Parlamentarismus, des Minderheitenschutzes, der Tolerierung und der Toleranz, und niemals standen die Prinzipien der demokratischen Legitimierung zur Disposition." Dieses Freiheitsverständnis begründete das sozialdemokratische Lebensgefühl. „Sozialdemokraten wußten auch nach 1933, daß sie als Mitglieder der Partei des ‚organisatorischen Liberalismus' unbeirrt Positionen des Verfassungsstaates zu vertreten, zu verwirklichen, zu verteidigen hatten." Die SPD habe immer versucht, „auf demokratische Weise ‚an den Staat' heranzukommen, um politische und gesellschaftliche Verhältnisse mitzugestalten", sie habe aber im Unterschied zu den Gewerkschaften nie intensiver über die Einheitsbildung nachgedacht. Eine Verschmelzung mit den Kommunisten wollten sie nicht. Im Gegenteil – gerade in der Distanz zu ihnen entwickelte sich die moderne Sozialdemokratie. Eine vertrauensvolle Kooperation von Sozialdemokraten und Kommunisten Moskauer Prägung sei daher auch kaum im Exil zustande gekommen. Die politischen Gegensätze blieben auch unter den Lager- und Haftbedingungen präsent. Auch „unabhängige" Kommunisten wie Franz Jacob, Anton Saefkow und Bernhard Bästlein strebten in ihren Treffen im Juni/Juli 1944 mit den beiden Sozialdemokraten Julius Leber und Adolf Reichwein nicht die Vorbereitung einer Einheitspartei an. Ein Gedanke beseelte sie: „Hitler muß weg!"

„Wenn wir also über Erfahrungen der Arbeiterbewegung im Widerstand reden," so Steinbach, „und sie mit Überlegungen zur Zwangsvereinigung verbinden, dann ist zum einen über die Fähigkeit zum *Leben im Gegensatz* von Sozialdemokraten und Kommunisten, zum anderen von der Bemühung um eine *gemeinsame Basis im Widerstand,* schließlich aber von dem *Bild* zu reden, das wir uns in der Nachkriegszeit von der ‚Zwangsvereinigung' gemacht haben." Die Vereinigung von SPD und KPD sei eben das Vermächtnis weder des Widerstandes noch der Lager gewesen, vielmehr verstellte es „den Weg zur einzigen Möglichkeit, die sich 1945 bot: der eigenständigen Existenz zweier Arbeiterbewegungen". Die Anknüpfung an den Widerstand jedoch gehöre zu den Gründermythen beider deutscher Staaten.

Helga Grebing (Göttingen) beleuchtete in ihrem Beitrag „Probleme einer Neubestimmung demokratisch-sozialistischer Politik nach 1945". Nach zwölf Jahren Verbot unter der nationalsozialistischen Diktatur habe die SPD ihre politische Tätigkeit wieder aufgenommen, lautete ihre erste These. Also keine Neugründung, nicht einmal eine Wiedergründung der deutschen Sozialdemokratie – sie hatte ihre Tradition auch unter den

diktatorischen Bedingungen bewahrt. Allerdings waren die Startpositionen für die SPD ungünstiger gewesen als diejenigen anderer Parteien. Die organisierte Arbeiterbewegung hatten die Nationalsozialisten zerschlagen, viele ihrer Mitglieder ermordet; die westlichen Besatzungsmächte bevorzugten beim Neuaufbau des politischen Lebens Bürgerliche, die Sowjetunion die Kommunisten.

Erste programmatische Orientierungen ließen „eine Öffnung der vornehmlich in der Industriearbeiterschaft verankerten *Klassenpartei* der Weimarer Zeit zur bürgerliche Schichten umfassenden *Volkspartei*" erkennen. Damit aber seien unterschiedliche weltanschauliche Motivationen für den Sozialismus anerkannt worden. Auch die von der SPD abgespaltenen linkssozialistischen Exilgruppen haben angesichts des Stalinschen Terrors in der Sowjetunion zurückgefunden und die sozialdemokratische Partei befruchtet. Und dies bedeutete: Sammlung der *demokratisch*-sozialistischen Kräfte. Eine Ausdehnung auf die Kommunisten habe man von Beginn an als problematisch angesehen, „aufgrund des fehlenden Demokratiewillens und der Abhängigkeit der KPD von Moskau". Dennoch versuchte man z. B. in den antifaschistischen Ausschüssen und Initiativen, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten, mit der Perspektive einer sozialdemokratisch dominierten Einheitspartei.

Doch bald entstanden Zweifel am demokratischen Willen der KPD, was die einheitswilligen Kräfte in den Westzonen nach und nach zu Schumacher trieb. Die Vereinigung von SPD und KPD zur SED sei von den ostdeutschen Sozialdemokraten abgepreßt worden und habe so den letzten Einheitsbefürwortern in den Westzonen die Argumente genommen. Damit aber habe die Spaltung der Arbeiterbewegung die Nation gespalten, denn die „Entscheidung der Sozialdemokratie für die Freiheit implizierte letztlich die Entscheidung gegen die nationale Einheit". Dazu habe es wohl keine Alternative gegeben. Die SPD war nach einem hoffnungsvollen Beginn 1945/46 bald in die Defensive geraten: „Das demokratische Potential Deutschlands und die Kraft der demokratischen Arbeiterbewegung waren immer noch zu schwach gegen den Selbstbehauptungswillen der kapitalistischen Ordnung."

Peter MERSEBURGER (Berlin) beschrieb die Stellung *Kurt Schumachers* zum *Kommunismus,* dessen Bild vom Totalitarismus, das sich durch seine Erfahrungen in der Weimarer Republik und im Kampf gegen die faschistische Diktatur geformt hatte – es waren andere Erfahrungen als jene Otto Grotewohls, seines Mitstreiters um die Führung der Sozialdemokratie in Deutschland. Die schon im Mai 1945 entstehenden Bestrebungen nach Herstellung einer sozialistischen Einheitsorganisation stießen bei Schumacher auf energische Ablehnung, denn er sah die Kommunisten fest an eine einzige Macht – die Sowjetunion – gebunden. Deutsche Sozialdemokraten, meinte er, hätten als demokratische Sozialisten vor allem die deutsche Arbeiterklasse zu vertreten. Otto Grotewohl dagegen habe der demokratischen Wende der KPD vertraut, „die Illusion, die schon Kurt Schumacher nüchtern analysiert" habe. „Dagegen schreibt er der KPD ins Stammbuch, sie habe Klassenverrat begangen, weil sie Bedeutung, die Notwendigkeit der Demokratie für die politische Entwicklung der jungen Republik nicht verstanden habe, ja er bezichtigt sie des ‚historischen Verbrechens', durch ihre undemokratische Haltung 1918/19, in der Geburtsstunde der ersten deutschen Demokratie, die Gegenrevolution gefördert zu haben."

Schumacher lehnte auch die Aktionseinheit ab und wollte nur eine Kooperation von Fall zu Fall, beispielsweise in der Sozialpolitik. Die Einheitsfront galt ihm als besseres Instrument für kommunistische Zwecke. Merseburger führte Schumachers Antikommunismus auf seine Erfahrungen in der Weimarer Republik, auf die traditionelle sozialdemokratische Bolschewismuskritik (Kautskys an Lenin), zurück. Die parlamentarisch-demokratische Republik galt ihm als unverrückbar gegebene Staatsform. Otto Grotewohl kommt bei Merseburger schlecht weg („liebt das gute Leben, schwach in der Analyse, schwimmt mit der Macht" usw.). Immer der Einheit der Arbeiterbewegung verpflichtet, habe sich Schumachers ostdeutscher Widerpart vereinnahmen lassen, „was er sicher nicht wollte", doch machten „er und seine Mitstreiter entscheidende taktische Fehler". Letztendlich habe sich Schumachers Urteil über die Kommunisten und die Sowjetunion bestätigt: „Er hat die Einheitspartei damals als den Versuch bezeichnet, die Sozialdemokraten zu bloßen Blutspendern für eine kommunistisch dirigierte Partei zu degradieren, die er wiederum ein stehendes innenpolitisches Heer Moskaus nennt. Recht hat er damit gehabt."

„Die Zwangsvereinigung von SPD und KPD im Lichte wissenschaftlicher Forschung und politischer Polemik" war zunächst Thema des zweiten Forumstages. Beatrix Bouvier (Bonn) und Harold Hurwitz (Berlin) begannen mit Einführungsreferaten: „Die Zwangsvereinigung und die Folgen für die Sozialdemokratie" und „Die Rolle der Besatzungsmächte" standen zur Diskussion.

Bouvier schilderte ausführlich den Prozeß der Zwangsvereinigung und beleuchtete die Folgen: Durch die Ausschaltung er mittleren sozialdemokratischen Funktionärsebene, die Einbindung der Führungsebene in die Einheitsstrategie der KPD und die nicht zu unterschätzenden (erzwungenen) Fluchtbewegungen sei es gelungen, den Gruppenzusammenhalt der Sozialdemokraten zu zerstören. „Die den Sozialdemokraten wichtige Solidargemeinschaft verschwand." Dagegen habe sich Widerstand entwickelt, nicht zielgerichtet auf den Sturz der sowjetischen Besatzungsmacht – so illusionär waren die Sozialdemokraten nicht. „Ihr Widerstand war politische Opposition und politische Gegnerschaft, für die es keine legalen Entfaltungsmöglichkeiten gab. Für die Sozialdemokraten begann er 1945 mit dem Kampf gegen die Zwangsvereinigung, und dieser politische Kampf, dieser Widerstand, mußte sich schnell illegaler Formen bedienen. Das waren jede Art von Beziehungen oder Kontakten zur West-SPD und deren Ostbüro, aber auch Gruppenbildungen, seien sie in konspirativer Absicht, als lose Gesprächskreise oder erst durch die Verfolgung entstanden".

Auch Hurwitz sah in der von anderer Seite behaupteten freiwilligen Gründung der SED und der angeblich verlorenen Chance eines demokratisch-sozialistischen Neubeginns mit dieser Einheitsparteigründung bloße Legendenbildung am Werk. Seine These lautete, daß die Stalinisierung dieser Partei und damit die Gleichschaltung und Ausschaltung der Sozialdemokraten nicht infolge des Kalten Krieges begann, sondern in der Gründungsphase schon angelegt war. Die Rolle der sowjetischen Besatzungsmacht war dabei von großer Bedeutung. So habe – neuen Forschungen zufolge – Sergej Tulpanow, Chef der Verwaltung für Propaganda und Information der Sowjetischen Militäradministration für Deutschland (SMAD), im September 1946 vor der Moskauer Kommission des ZK der KPdSU erklärt, daß im Oktober 1945 deutlich geworden sei, die politische Vereinigung

von SPD und KPD zustande zu bringen, wenn die Wahlen nicht verloren werden sollten. Tulpanow erklärte, „daß, um die Politik der UdSSR durchführen zu können, Gewalt angewendet und mit Verhaftung gedroht werden mußte. Denn so würden die Deutschen bestimmt begreifen, wo die Macht und wo ihre eigenen Grenzen liegen". Diese „rücksichtslose Konsequenz, mit der die Bolschewisierung und Sowjetisierung in der SBZ durchgeführt wurden", sei auf die Sozialisation unter dem Stalinismus zurückzuführen, die das Denken und Handeln der Besatzungsoffiziere prägte. Weniger sei diese Politik der SMAD von Planungen, Anweisungen und Strategieentscheidungen initiiert gewesen, denn in Moskau ließen sich die Anhänger der Neutralisierung Deutschlands mehrere Optionen offen.

In der anschließenden Diskussion mit Andreas Malycha (Berlin), Wilfriede Otto (Berlin), Hermann Weber (Mannheim) und Manfred Wilke (Berlin) stimmten alle – bis auf W. Otto – darin überein, daß die Indizien erdrückend seien, den Zusammenschluß von SPD und KPD als *Zwangsvereinigung* zu charakterisieren. Otto meinte, „daß der Begriff ‚Zwangsvereinigung' nicht die Kompliziertheit des Gesamtprozesses in seinen historischen Etappen mit Fortschritten, Widersprüchen, Gegensätzen und Auseinandersetzungen" erfasse. Malycha konnte aus seinen Forschungen in den SED-Bezirksarchiven bestätigen, wie die örtlichen Kommandanturen sich in die Auseinandersetzungen um die Einheitspartei eingeschaltet hatten. „Die Kommandanten gaben zunächst unmißverständlich zu verstehen, daß sie von den Ortsgruppen der SPD und KPD eine positive Stellungnahme zur Einheitspartei erwarten würden. Es folgten dann in der Regel Unterredungen mit den Ortsvorsitzenden, die bei den Sozialdemokraten häufig den Eindruck hinterließen, der Kommandant würde im Zweifelsfalle eine entsprechende Anordnung zur Bildung einer Einheitspartei erlassen."

Über „Die demokratische Linke und die Gleichschaltung in Osteuropa" referierten András Kovács (Budapest – „Das Beispiel Ungarn"), Vilém Precan (Prag – „Das Beispiel Tschechoslowakei") und Feliks Tych (Warschau – „Das Beispiel Polen"). Die Referenten schilderten die nationalen Besonderheiten der jeweiligen sozialdemokratischen Parteien. Ob es eine „zielgerichtete sowjetische Strategie der Gleichschaltung der Staaten und Parteien des zukünftigen Ostblocks schon ab 1945/46" gegeben habe, müsse wohl „negativ beantwortet werden oder offengelassen bleiben" (Tych). Aus den vorhandenen Quellen schloß F. Tych, daß Stalin bis Ende 1946 keine ausgearbeitete Strategie gehabt habe und insofern die Vereinigung von SPD und KPD im April 1946 nicht als sowjetisches Signal für andere Parteien in Osteuropa empfunden worden sei. Ein Beginn der Gleichschaltung schon 1946 könne demnach nicht angenommen werden.

Wolfgang Thierse (Berlin) hielt das Schlußreferat des Forums über „Das Demokratieverständnis als Scheidelinie zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten". Er kehrte zu Sempruns Einführung zurück, nahm das ganze 20. Jahrhundert in den Blick und fragte nach der perspektivischen Entwicklung. Das Phänomen des Parteikommunismus, und er verwies dabei auf die KP Rußlands unter Sjuganow, sei beileibe noch nicht erledigt. Die parteikommunistische Tradition des Kommunismus, von Lenin 1903 durchgesetzt, hatte immer ein gestörtes Verhältnis zur Demokratie. Nach einem Streifzug durch die Geschichte der Arbeiterbewegung mit den entsprechenden Brennpunkten und Schlaglichtern, einer wechselhaften und leidvollen Geschichte, die dann in die Zwangsvereinigung

mündete, endete W. Thierse mit der beklemmenden Feststellung: „Die kommunistischen, die staatssozialistischen Systeme sind nicht nur ökonomisch gescheitert. Die tiefe Wurzel ihres Scheiterns liegt in ihrem grundlegenden Defizit an Demokratie und Freiheit begründet. [...] Der Sozialismus wird demokratisch sein – oder er wird nicht sein!"
Bleibt noch darauf hinzuweisen, daß dieses Forum sehr stark auf das Podium fixiert war, sozusagen demokratisch-zentralistisch, lebhafte Diskussionen sich nicht entwickelten, obgleich einige beeindruckende und bedrückende Beitrage von Zeitgenossen die Expertenmeinung ergänzten und sie in ihren Thesen bestärkten. Der Veranstalter plant die Veröffentlichung und Dokumentation aller Beiträge, Interessierte können sich an die Historische Kommission beim PV der SPD wenden.

IWK-Gesamtinhaltsverzeichnis 1965–1995

Elektronische Datenbank mit über 5000 Einträgen, bietet den Zugriff auf
- die **Autoren** aller in der IWK erschienenen Beiträge einschließlich der Rezensionen und Kurzanzeigen,
- die **Titel** der Beiträge und der rezensierten Werke (fremdsprachige Titel sind übersetzt),
- Autoren, Mitarbeiter und Herausgeber der rezensierten Werke.

Die Software zur Benutzung der Datenbank, *askSam für Windows 2.0,* wird in einer mit allen Lese- und Auswertungsfunktionen ausgestatteten Version mitgeliefert. Alle Rechercheergebnisse können direkt ausgedruckt oder in andere Anwendungsprogramme (z. B. Textverarbeitung) exportiert und dort weiterverarbeitet werden.

Hard- und Softwarevoraussetzungen: IBM-kompatibler PC mit mindestens 386er-Prozessor, 4 MB RAM, 3,5 MB freier Festplattenspeicher, DOS 3.1 (oder höher) und Windows 3.1 (oder kompatibles Betriebssystem). Die Lieferung erfolgt auf 3,5-Zoll-Disketten.

An
Dr. Hans Theissen
Lektorat – Satzherstellung – Beratung
Danziger Straße 219
10407 Berlin
Fax: (030) 42 16 11 63

Ich bestelle __ Exemplar(e) des *IWK-Gesamtinhaltsverzeichnisses 1965–1995* zum Preis von 98,– DM zuzügl. 5,– DM Versandkosten, zahlbar nach Erhalt.

Name:

Anschrift:

Datum: Unterschrift:

Bibliographie, Ausstellungsprojekt und Kolloquium zur „Geschichte der Gewerkschaften in Bayern"

Von Ludwig Eiber

Seit 1990 beschäftigt sich ein Arbeitskreis beim DGB-Landesbezirk Bayern mit dem Projekt einer Ausstellung und Publikation über die Geschichte der Gewerkschaften in Bayern. Als vor einigen Jahren das Haus der Bayerischen Geschichte (HdBG), Augsburg, deswegen angesprochen wurde, zeigte es sich interessiert. In Gesprächen wurde vereinbart, in Zusammenarbeit zwischen HdBG und DGB-Landesbezirk bzw. Arbeitskreis zunächst eine Bibliographie zu erstellen und so die Materialbasis für eine in Aussicht genommene Wanderausstellung zu schaffen. Die Verwirklichung wurde zunächst durch politische Hindernisse blockiert. Nach dem Amtsantritt des neuen bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger auf den Kontakt zu den Gewerkschaften Wert legte, kam das Projekt wieder in Gang.

Das HdBG finanzierte die Herausgabe einer Bibliographie zur Geschichte der bayerischen Gewerkschaften. Wolfgang Kucera, ein Mitglied des DGB-Arbeitskreises, übernahm die Recherchen, Lutz Tietmann, ebenfalls Mitglied des Arbeitskreises, die Herstellung.[1] Die Bibliographie umfaßt ca. 3500 zwischen 1850 und 1995 erschienene Publikationen zur bayerischen Gewerkschaftsgeschichte, Konferenzprotokolle, Geschäftsberichte, Periodika, Sekundärliteratur etc. Der 200 Seiten starke Band aus der Reihe „Materialien zur bayerischen Geschichte und Kultur" ist zum Preis von 15,– DM beim Haus der Bayerischen Geschichte, Halderstr. 21, 86150 Augsburg, zu beziehen.

Anfang Dezember 1995 wurde schließlich ein Kooperationsvertrag zwischen der Bayerischen Staatskanzlei (das HdBG ist Teil der Staatskanzlei) und dem DGB-Landesbezirk über das Ausstellungsprojekt geschlossen und von Edmund Stoiber und Fritz Schösser unterzeichnet. Die Wanderausstellung wird die „Geschichte der Gewerkschaften in Bayern" auf ca. 200 m² von den Anfängen in der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart darstellen. Neben der Schilderung der Entwicklung und der Aufgaben der gewerkschaftlichen Organisationen werden auch die Wandlungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern gezeigt. Die Organisationen der verschiedenen Richtungen (Freie Gewerkschaften, Christliche Gewerkschaften, Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine) werden ebenso berücksichtigt wie die verschiedenen Berufs- und Industrieverbände. Arbeitsbedingungen, Arbeitszeit, Löhne und die damit verbundenen Auseinandersetzungen und Arbeitskämpfe bilden ebenso Schwerpunkte wie Mitbestimmung und gesellschaftspolitische Vorstellungen oder die Feier des 1. Mai. Wesentliche Elemente der Ausstellung sind Lebensläufe von Arbeitnehmerinnen, Arbeitnehmern, Gewerkschaftern und Gewerkschafterinnen, die in Bildern,

1 Geschichte der Gewerkschaften in Bayern. Eine Bibliographie. Zusammengestellt von Wolfgang Kucera und Lutz Tietmann. Hrsg. vom Haus der Bayerischen Geschichte und dem Deutschen Gewerkschaftsbund, Landesbezirk Bayern, München 1995.

Hörsequenzen und Filmen präsentiert werden. Angesichts des knappen Raumes und der teilweise sehr dürftigen und zersplitterten Überlieferung, aber auch aus prinzipiellen Überlegungen, ist keine lückenlose Dokumentation beabsichtigt. Prägnante Ausschnitte, Streiflichter, exemplarische Ereignisse, wie der „Bayernstreik" 1954, werden die Ausstellung prägen. Die Eröffnung wird Ende April 1997 im Vestibül der Bayerischen Staatskanzlei stattfinden. Zur Ausstellung wird ein Katalog erscheinen, der neben Einzelbeiträgen verschiedener Autoren die Geschichte der bayerischen Gewerkschaften in Bildern und Dokumenten sichtbar macht.

Die Ausstellung wird 1997/98 an zwölf Orten in allen Regierungsbezirken Bayerns präsentiert werden. Neben der Kernausstellung sind an jedem Veranstaltungsort eine zusätzliche lokale Ausstellung, Filmdokumentationen und andere Begleitveranstaltungen vorgesehen, die von den örtlichen DGB-Kreisen gestaltet werden.

Die Vorbereitungszeit für diese Ausstellung ist mit gut einem Jahr angesichts der noch weithin fehlenden Aufarbeitung der bayerischen Gewerkschaftsgeschichte außerordentlich knapp bemessen. Um die Projektarbeit zu beschleunigen, eine Standortbestimmung zu ermöglichen und die Kompetenz der doch beträchtlichen Zahl von Forscherinnen und Forschern zu einem „Brainstorming" zu vereinen, wurde am 29. und 30. März 1996 im DGB-Haus in Nürnberg ein Kolloquium mit fast fünfzig Beteiligten abgehalten.

Zu Beginn der Tagung stellte Manfred Treml (Abteilungsleiter im HdBG) kurz das Ausstellungsprojekt vor, während Klaus Dittrich (stellvertretender DGB-Landesvorsitzender) die Entstehung und Entwicklung des Projektes schilderte. Im Anschluß referierten in einleitenden Referaten Klaus Tenfelde (Bochum) über „Geschichte der Arbeiter in Bayern. Grundlagen – Entwicklungen – Typologie" und Klaus Schönhoven (Mannheim) über „Geschichte der Gewerkschaften in Bayern. Grundlagen – Tendenzen – Fragestellungen". Die beiden Referate werden in überarbeiteter Form im Katalog abgedruckt. In der sich anschließenden Diskussion wurde das mangelnde Geschichtsbewußtsein der Gewerkschaften beklagt, das sich im Umgang mit dem gewerkschaftlichen Schriftgut und Archiven zeigt. Udo Achten (Düsseldorf) und andere verwiesen darauf, unbedingt die aktuellen Konfliktfelder im Auge zu behalten. Konsens bestand auch darin, den Schwerpunkt auf die Zeit nach 1945 zu legen – die Ausstellung wird zum 50. Jahrestag der Gründung des Bayerischen Gewerkschaftsbundes eröffnet werden! Wert gelegt wurde auch auf eine besondere Berücksichtigung der Frauenarbeit und der Frauen in den Gewerkschaften. Eine längere Diskussion entspann sich über die Frage, wie das Spannungsfeld von internationalistischem Anspruch, zentralistischer Organisation und regionaler Basis in den Griff zu bekommen sei.

Beim abendlichen Gespräch wurde bereits manche fruchtbare Diskussion geführt, die in den drei Arbeitsgruppen am nächsten Vormittag ihre Fortsetzung fand. Arbeitsgruppe 1 (Leitung: Manfred Treml) beschäftigte sich mit Problemen der Forschung, Arbeitsgruppe 2 (Leitung: Rainhard Riepertinger) mit den in Frage kommenden Exponaten und Gestaltungsmöglichkeiten, Arbeitsgruppe 3 (Leitung: Ludwig Eiber) mit den geplanten regionalen Ergänzungsausstellungen.

Arbeitsgruppe 1:

Dieter SCHUSTER, der frühere Leiter des Hans-Böckler-Archivs, vermittelte einen Überblick über die Archivbestände zur Gewerkschaftsbewegung. Er wies dabei auch auf Vernichtungsaktionen 1933 hin. Die von der DAF gesammelten und seit Ende des Krieges verschollenen Restbestände der Gewerkschaftsakten aus der Zeit vor 1933 sind nach wie vor verschwunden. Vernichtungsaktionen gab es auch nach 1945, zum Beispiel beim Umzug des DGB in München 1956. Unter dem DGB-Vorsitzenden Heinz Oskar Vetter habe es einen gewissen Durchbruch in der Erforschung der Geschichte der Gewerkschaften gegeben, infolge der Jubiläen der letzten Jahre sei inzwischen die Geschichte nahezu aller Gewerkschaften dokumentiert. Die wichtigsten Archive und Bibliotheken seien das inzwischen an die Friedrich-Ebert-Stiftung übergebene Hans-Böckler-Archiv (und Bibliothek) des DGB und die entsprechenden Einrichtungen der Einzelgewerkschaften. Klaus Schönhoven ergänzte, daß der Nachlaß Carl Legiens vor kurzem gefunden worden sei. Die 350 Bände liegen im Bundesarchiv Potsdam.

Gerhard BEIER (Kronberg) dämpfte die Erwartungen in bezug auf die Besucherresonanz. Er riet, den Fundus des Quellenmaterials als Fundament zu nehmen und nicht den Forschungsstand, denn wichtig sei es für eine Ausstellung, Neugier und Betroffenheit zu wecken. Er schlug ein chronologisches Vorgehen vor und empfahl, als Einstieg mit der Arbeiterverbrüderung 1848 zu beginnen. In der Diskussion wurde statt dessen ein themenbezogenes Konzept favorisiert, so schlug Günter GERSTENBERG (Archiv der Münchner Arbeiterbewegung) eine Aufgliederung in vier Bereiche (Rahmenbedingungen, Wirtschaft/Betrieb, Organisation, Gestaltungsfunktionen) vor. Helmuth TRISCHLER (Deutsches Museum) und andere plädierten dafür, den Schwerpunkt auf die Zeit nach 1945 zu legen.

Susanne MUTERT (Universität München) referierte über die Ergebnisse ihrer Dissertation: „Die Entwicklung der Gewerkschaften in Bayern bis 1890". Sie stellte fest, daß die bayerische Gewerbe- und Industriestruktur nicht per se als ungünstig für das Entstehen von Gewerkschaften erachtet werden könne. Als Besonderheit sei aber festzuhalten, daß die Gewerkschaften in Bayern ein ausgeprägtes Eigenbewußtsein entwickelten und innerhalb der Arbeiterbewegung frühzeitig als gleichberechtigte, wenn nicht gar als den parteipolitischen Organisationen übergeordnete Zusammenschlüsse auftraten. Klaus Schönhoven verwies auf die besondere Bedeutung dieses Aspektes und die engen personellen Verflechtungen bis 1900.

Wolfgang RUPPERT (Berlin) riet, die Identität der Arbeiter (von organisierten und unorganisierten), das Alltagsprofil des Berufes und die Mentalität ins Zentrum zu stellen, das individuelle Profil sei entscheidend. Manfred Treml verwies in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der Lebenswelten, Heide LANGGUTH (DGB-Landesbezirk) auf den sich abzeichnenden Wandel. So habe der Computerbereich bisher als unzugänglich für gewerkschaftliche Organisation und Forderungen gegolten, der Streik bei „digital" habe dies widerlegt.

Arbeitgsgruppe 2:

Udo Achten berichtete über seine Erfahrungen als Sammler, Ausstellungsmacher und Autor. Er betonte die Notwendigkeit, von aktuellen Brennpunkten auszugehen und daran Themenstellungen zu fixieren, auch sei zu bedenken, daß die Gewerkschaftsgeschichte von Siegen und Niederlagen geprägt sei. Eine auf Breitenwirksamkeit gerichtete Ausstellung müsse sich jedoch auf die aufgegriffenen Themen beschränken. In der Diskussion über die Einbeziehung dreidimensionaler Objekte machten Rainhard Riepertinger und Klaus WÜRTH (Würth & Winderoll, Ausstellungsdesign) die begrenzten Möglichkeiten einer Wanderausstellung deutlich.
Wolfgang MADERTHANER (Wien) berichtete über seine Erfahrungen mit Ausstellungen über Gewerkschaftsgeschichte. Seine Ausstellung über „100 Jahre Arbeiterbewegung" in Wien war ein großer Publikumserfolg (250000 Besucher). Auch die Wanderausstellung „100 Jahre Geschichte der Gewerkschaften", in der dreißig prominente Gewerkschafter vorgestellt wurden, die aber lediglich „Flachware" enthielt, fand überraschend großes Interesse.
Georg SCHMIDBAUER (freischaffender Videofilmer, München) berichtete über das lebensgeschichtlich orientierte Zeitzeugenprojekt des HdBG, in dessen Rahmen auch mehrere Gewerkschafter interviewt werden sollen. Josef FOCHT (Nürnberg) referierte über das Thema „Musik in der Arbeiterbewegung" und betonte die Möglichkeiten, durch musikalische Mittel in der Ausstellung emotionale Bezüge zu schaffen.
Als Ergebnis der Beratungen wurde festgehalten, daß die Ausstellung nach Themenschwerpunkten mit aktuellen Bezügen zu gliedern sei. Auch Spannungsfelder (Partei–Gewerkschaften) und Widersprüche (Frauenfrage) seien zu thematisieren. Besondere Bedeutung sei emotionalen Elementen zuzumessen.

Arbeitsgruppe 3:

Die AG diskutierte die Rahmenbedingungen der von den DGB-Kreisen zu finanzierenden und zu erstellenden örtlichen Ergänzungsausstellungen. Nöck BURMEISTER (DGB-Bildungswerk München) berichtete über die engen finanziellen und personellen Möglichkeiten der DGB-Kreise, wobei München eine positive Ausnahme bilde.
Auch hier wurde vorgeschlagen, von aktuellen Fragestellungen auszugehen (Friedbert MÜHLDORFER, München) und Problemstellungen einer Organisationschronologie vorzuziehen (Monika SCHMITTNER, Aschaffenburg). Chronologische Elemente sollten aber in die thematischen Blöcke integriert werden, um Kontinuitäten und Brüche darstellen zu können. Wolfgang HASIBETHER (Bayreuth) plädierte für eine stärkere Berücksichtigung der Organisationsentwicklung, die durch ähnliche Strukturmerkmale in allen Zeiten und an allen Orten gekennzeichnet sei. Er verwies auf die jetzt auftretenden Brüche nach einer langen Zeit der Kontinuität. Diese seien möglicherweise dem Verlust der Vision von einer besseren Gesellschaft geschuldet. Elisabeth JÜNGLING (München) schlug vor, die regionalen gewerblichen Schwerpunkte in das Zentrum zu stellen, auch wenn diese möglicherweise inzwischen längst verschwunden seien.

Horst KLAUS (ehemaliges IGM-Vorstandsmitglied, IGM-Geschichtswerkstatt Nürnberg) verwies im Zusammenhang mit der aktuellen Entwicklung (Stichwort: Bündnis für Arbeit) auf Wiederholungen hin. Schon in der Weltwirtschaftskrise sei von den Arbeitgebern versucht worden, von den Arbeitnehmern Vorleistungen für den Erhalt der Arbeitsplätze zu erhalten. Zumeist seien die Betriebe dann später trotzdem in Konkurs gegangen.

Ausführlich wurde über das zu den Ausstellungen geplante Begleitprogramm diskutiert, bei dem der regionale Bezug ins Zentrum gerückt werden (Hans Dieter DENK, München) und Theater- und Musikdarbietungen sowie Stadtrundgänge langfristig vorbereitet werden sollen (Monika Schmittner). Peter HEIGL (Regensburg) erinnerte in diesem Zusammenhang an die IG Medien, den VdS, den Werkkreis Literatur der Arbeitswelt und die noch bestehenden Arbeiterchöre, wie z. B. noch in Nürnberg. Von Michael KÜHN (Archiv der Münchner Arbeiterbewegung) und weiteren Teilnehmern wurde angeregt, über die DGB-Kreise hinaus die örtlichen Initiativen und Fachleute in einem Arbeitskreis einzubeziehen, der sich mit der Vorbereitung der Ausstellung und des Beiprogramms befassen solle.

In der Abschlußdiskussion stellte Rainhard Riepertinger die geplanten Ausstellungsorte vor. Neben München sind im Gespräch: Schweinfurt, Würzburg, Kronach, Hof/Selb, Nürnberg, Ansbach, Weiden, Amberg, Landshut, Rosenheim, Augsburg, Nördlingen. Nochmals wurde in der Diskussion die Gewichtung auf das 20. Jahrhundert und die Orientierung an thematischen Schwerpunkten (innerhalb derer auch chronologisch) betont. Es wurde aber auch vor einer falschen Instrumentalisierung gewarnt, es müßten auch Themen ohne aktuellen Bezug aufgegriffen werden. Konsens bestand darin, daß der biographische Ansatz, Lebensbilder von Funktionären und einfachen Mitgliedern, besondere Berücksichtigung finden solle. Weiterhin wurden eine Reihe weiterer relevanter Themen, wie Betriebsratsarbeit, Frauen, die Unterschiede in den Strukturen zwischen Großstädten und dem flachen Land und die besonderen Probleme der Gewerkschaften in den Zeiten einer Rezession, benannt. Die selbstgestellte Aufgabe, einen griffigen Titel für die Ausstellung zu finden, wurde leider nicht gelöst.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (106)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei den BearbeiterInnen erfolgt.
Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.
Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen BearbeiterInnen übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.
Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 **Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2 Bearbeiter/in, Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. *(Leiter/in kursiv)*
3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des/der Betreuer(s)/in
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
13 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
14 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof" ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 20. 5. 1996

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

0 **96-001**
2 KLOTZ, Johannes, Dr. (Hrsg.); Gartenstr. 34, D-27432 Bremervörde; Tel. 04761/71920, Fax: 04761/5065
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 6/96
6 Eigenprojekt des Herausgebers
8 Distel Verlag, Heilbronn
9 **Zwangsvereinigung? Zur Debatte über den Zusammenschluß von SPD und KPD 1946 in Ostdeutschland. Eine Bilanz**
10 1945/46
12 Es werden die wesentlichen Geschichtsinterpretationen (Standpunkte) durch die Beiträge referiert; es wird eine erste kurze Bilanz gezogen
13 **Zwangsvereinigung? Zur Debatte über den Zusammenschluß von SPD und KPD 1946 in Ostdeutschland. Eine Bilanz.** Hrsg. von Johannes Klotz. Mit Beiträgen von Günter Benser, Beatrix Bouvier, Helga Grebing, Jürgen Hoffmann, Johannes Klotz, Andreas Malycha, Ulrich Schneider und Wolfgang Triebel (= Distel Hefte, Beiträge zur politischen Bildung, Bd. 32). Heilbronn: Distel Verlag 1996
14 **Klotz, Johannes: Über die Einheitsbestrebungen der deutschen Arbeiterbewegung nach 1945 und den Zusammenschluß der Sozialdemokratischen und Kommunistischen Partei im April 1946 zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschland.** Vortrags-Ms. 1996. Veröffentlichung geplant
15 Artikel aus Vorträgen

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

0 **96-002**
1 Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Untere Str. 27, D-69117 Heidelberg; Tel. 06221/9107-0, Fax: 06221/9107-10
2 BRAUN, Bernd; Sandwingert 39, D-69123 Heidelberg; Tel. 06221/831399 (p.) oder /9107-15 (d.)
4 Laufend
6 Auftragsforschung; Edition
7 Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte
8 Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte; Bearb.
9 **Die Tagebücher von Hermann Molkenbuhr**
10 1905–1927
12 Deutschland
13 Veröffentlichung geplant

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

—

D. Biographische Beiträge

0 **96-003**
1 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, c/o Dieter Nelles, Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
2 KROHN, Burkhard; ÜNLÜDAĞ, Tânia, Dr., Korzerter Str. 33, D-42349 Wuppertal
4 Laufend
5 Beginn: 95, Abschluß: 7/96

6 Eigenprojekt der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand; Aufsatz
9 Widerstand und Exil der anarchosyndikalistischen Familie Benner
10 1933–1945
11 Wuppertal, Niederlande, Schweden, Spanien
12 Milieus und Strukturen des regionalen Widerstands
13 Veröffentlichung geplant
16 IISG Amsterdam; AA Stockholm; HStA Düsseldorf; StA Münster; StadtA Wuppertal

0 96-004
1 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, c/o Dieter Nelles, Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
2 HIRSCH, Helmut, Prof. Ph. D.; Kleiansring 48, D-40489 Düsseldorf
4 Laufend
5 Abschluß: 6/96
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Emil und Helmut Hirsch: Ein autobiographischer Beitrag
13 Veröffentlichung geplant

0 96-005
1 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, c/o Dieter Nelles, Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
2 NELLES, Dieter; Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
4 Laufend
5 Beginn: 7/95, Abschluß: 6/96
6 Eigenprojekt der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand
8 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand; Bearb.
9 Widerstand und Exil der kommunistischen Familie Kirschey
10 1917–1945
11 Wuppertal, Deutschland, Exilländer
15 Auswertung von Archivmaterial und Interviews
16 SAPMO Berlin; StadtA Wuppertal; AA Stockholm; IISG Amsterdam

0 96-006
1 Archiv für die Geschichte des Arbeitersports in Lippe, Luisenstr. 5, D-32657 Lemgo
2 STILLER, Eike, Dr., Auf dem Stollen 8, D-32825 Blomberg; SKORNING, Lothar, Dr.; SCHWEGMANN, Rolf
4 Laufend
5 Beginn: 95, Abschluß: 6/97
6 Eigenprojekt der Bearb.
8 Bearb.
9 Willi Langenberg. Arbeitersportler und Widerstandskämpfer in Lippe
10 1910–1944/45
11 Lippe, Lemgo, Bielefeld
12 Behandelt die Verbindungen zwischen KPD und Rotsportbewegung in Lippe, die Rolle von Willi Langenberg im Widerstand der KPD in Lippe sowie die Formen des KPD-Widerstands in Lippe
13 Veröffentlichung geplant in „Mitteilungsblätter des Archivs für Geschichte des Arbeitersports in Lippe" und in der Lokalpresse
14 Mss.
15 Archivstudium, Interviews
16 Lokalpresse; Gestapoakten; Prozeßakten

0 96-007
1 Univ. Bremen, FB 8, Postfach 330440, D-28359 Bremen
2 SCHÖCK-QUINTEROS, Eva, Dr.; Querreihe 48, D-28865 Lilienthal; Tel. 04792/2902
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
9 Else Lüder (1872–1948)
10 1872–1948
13 Schöck-Quinteros, Eva: Von der Radikalen zum Oberregierungsrat. Else Lüder (1872–1948), in: Ariadne, H. 28 (1995), S. 34–41
16 BA Potsdam; SAPMO Berlin; Zeitungen der Frauenbewegung

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 96-008
2 SPODE, Hasso, Dr.; c/o Freie Univ. Berlin, Institut für soziale Medizin, Thielallee 47, D-14195 Berlin
4 Laufend
5 Abschluß: 96
6 Aufsatz
7 Ernst Klett Verlag, Stuttgart
8 Ernst Klett Verlag, Stuttgart
9 Die „Alkoholfrage" im Kaiserreich
10 Ca. 1870–1920
11 Deutschland
13 Veröffentlichung geplant in: Rausch und Realität. Bd. 1. Hrsg. von Hans Gros. Stuttgart: Klett Verlag 1996

0 96-009
1 Univ. Bremen, FB 8, Postfach 330440, D-28359 Bremen
2 SCHÖCK-QUINTEROS, Eva, Dr.; Querreihe 48, D-28865 Lilienthal; Tel. 04792/2902
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
9 Sozialpolitik und Frauenbewegung am Beispiel des Heimarbeiterschutzes (1893–1951)
10 1893–1951
11 Deutschland
13 Schöck-Quinteros, Eva: „Die Erhaltung der Frau für die Familie gibt der Heimarbeit ihre sittliche

Berechtigung" (Käthe Gaebel). – Sozialpolitik und Frauenbewegung am Beispiel des Heimarbeiterschutzes (1893–1951), in: Frauenbewegung und Sozialpolitik. Hrsg. von Elisabeth Dickmann und Eva Schöck-Quinteros. Veröffentlichung voraussichtlich 1996

16 Zeitschriften der Frauenbewegungen; BA Potsdam; H.-Lange-Archiv

0 96-010
2 NELLES, Dieter; Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/93, Abschluß: 12/93
6 Aufsatz
9 Anarchosyndikalistischer Widerstand und Exil
10 1929–1945
11 Wuppertal, Niederlande, Spanien, Schweden
13 Nelles, Dieter: Die anarchistische Jugend in Wuppertal 1929–1945, in: Jugend zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Historische Jugendforschung zum rechtsrheinischen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Burkhart Dietz, Ute Lange und Manfred Wahle. Bochum: [o.V.] 1996

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

0 96-011
1 Univ. Bremen, FB 8, Postfach 330440, D-28359 Bremen
2 SCHÖCK-QUINTEROS, Eva, Dr.; Querreihe 48, D-28865 Lilienthal; Tel. 04792/2902
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
9 Sozialreform und Frauenbewegung
10 1897–1914
11 Deutschland
13 Schöck-Quinteros, Eva: Sozialreform und Frauenbewegung: Die Vorgeschichte der „deutschen Konferenzen zur Förderung der Arbeiterinneninteressen" (1897–1914), in: Arbeiterinnengeschichte im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Elisabeth Dickmann und Marianne Friese. Münster: Lit Verlag 1995, S. 214–263
16 Zeitschriften der Frauenbewegung

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

—

e) 1933–1945

0 96-012
2 NELLES, Dieter; Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/93, Abschluß: 10/93
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Anarchosyndikalistisches Exil
10 1933–1945
11 Niederlande
13 Van den Berg, Hubert, und Dieter Nelles: Nationalismus oder Kultur. Über die kulturpolitischen Vorstellungen in der anarchosyndikalistischen Exilpublizistik in den Niederlanden, in: Deutsche Literatur im Exil in den Niederlanden, 1933 bis 1940. Hrsg. von Hans Würzner und Karl Kröhnke (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur, Bd. 113). Amsterdam und Atlanta, Ga.: Editions Rodopi 1994, S. 119–135

0 96-013
1 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, c/o Dieter Nelles, Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
2 MARIOTH, Anne; Marienstr. 108, D-42105 Wuppertal; Tel. 0202/312255
4 Laufend
5 Beginn: 95, Abschluß: 7/96
6 Eigenprojekt der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand; Aufsatz
8 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand
9 Die Frauen der Roten Hilfe im Zusammenhang mit den Wuppertaler „Gewerkschaftsprozessen"
10 1933–1945
12 Wuppertal, Niederlande
13 Veröffentlichung geplant 1996/97
16 HStA Düsseldorf; StA Münster; StadtA Wuppertal

0 96-014
1 Univ. Freiburg, Historisches Seminar, Werthmannplatz, D-79085 Freiburg i. Br.
2 FRANKE, Julia, M. A.; Ferdinand-Weiß-Str. 92, D-79106 Freiburg i. Br.; Tel. 0761/277714
3 Prof. Dr. Gerd Krumeich
4 Laufend
5 Beginn: 10/95, Abschluß: 6/98
6 Diss.
8 Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg
9 Jüdische Emigranten aus Deutschland am Beispiel von Paris und Umgebung 1933–1939
10 1933–1939
11 Paris und Umgebung

12 Untersuchung der sozialen Zusammensetzung und der Einstellungen jüdischer „passivpolitischer" Emigranten
14 Franke, Julia: Réfugiés d'Allemagne en banlieue parisienne: accueil et vie quotidienne 1933–1939. M. A., Univ. Paris 1993
15 Sozial- und mentalgeschichtliche Untersuchung, ergänzt durch Interviews
16 Archivalien; Autobiographien

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

0 96-015
1 Freie Univ. Berlin, Institut für Tourismus, Altensteinstr. 44a, D-14195 Berlin
2 SPODE, Hasso, Dr.; c/o Freie Univ. Berlin
4 Laufend
5 Beginn: 6/95, Abschluß: 10/96
6 Sammelband
7 Arbeitsgruppe Tourismusgeschichte, c/o Freie Univ. Berlin
8 Freie Univ. Berlin; Arbeitsgruppe Tourismusgeschichte; Verlag Unikom, Berlin
9 Reisen und Tourismus in beiden deutschen Staaten
10 1945–1989
11 DDR, BRD
13 Herausgabe des Sammelbandes geplant im Verlag Unikom, Berlin

g) Westzonen/BRD

—

h) SBZ/DDR

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 96-016
2 SPODE, Hasso, Dr.; c/o Freie Univ. Berlin, Institut für soziale Medizin, Thielallee 47, D-14195 Berlin
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Ein Seebad für 20 000 Volksgenossen. Fordismus und Urlaub im Dritten Reich
10 19. und 20. Jahrhundert; Schwerpunkt 1933 bis 1939
11 Schwerpunkt: Insel Rügen
13 Veröffentlichung geplant in: Reisen und Reisekultur im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Peter J. Brenner

b) Lokal

0 96-017
1 Univ. Bremen, FB 8, Postfach 330440, D-28359 Bremen
2 SCHÖCK-QUINTEROS, Eva, Dr.; Querreihe 48, D-28865 Lilienthal; Tel. 04792/2902
4 Laufend
5 Beginn: 92, Abschluß: 97/98
6 Habil.
9 Erwerbsarbeit und Geschlechterverhältnis. Weibliche Arbeit in kritischer Perspektive in Bremen (1900–1970)
10 1900–1970
11 Bremen
12 Sozialgeschichtliche Untersuchung verschiedener Arbeitsgebiete wie häusliche Dienste, Heimarbeit, Schneiderhandwerk, NGG-Betriebe sowie Verkehrsbetriebe v. a. im Raum Bremen und Diskussion weiblicher Erwerbsarbeit v. a. aus der Sicht der Frauenbewegung/Frauenforschung
16 StA Bremen; A der Handwerkskammer Bremen; Tageszeitungen; Interviews; BA Koblenz und Potsdam; Statistisches Landesamt Bremen

0 96-018
1 Univ. Bremen, FB 8, Postfach 330440, D-28359 Bremen
2 SCHÖCK-QUINTEROS, Eva, Dr.; Querreihe 48, D-28865 Lilienthal; Tel. 04792/2902
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
9 Bremens Schneidermeisterinnen und ihre Organisationen
10 1900–1970
11 Bremen
13 Schöck-Quinteros; Eva: Maßgeschneiderte Interessenpolitik. Bremens Schneidermeisterinnen und ihre Organisationen. Veröffentlichung 1996 in: Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens. Hrsg. von Dorothea Schmidt, H. 15
16 StA Bremen; A der Handwerkskammer Bremen; Zeitungen; Zählungen des Handwerks; Lokalzeitungen

0 96-019
2 PERES, Wolfgang E., Dr.; Postfach 104361, D-69033 Heidelberg; Tel. 06221/472467
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb.
8 Bearb.
9 Familie und Firma Peres in Solingen, 1764–1951
10 1764–1951
11 Solingen
12 Unternehmensbiographie zur Firma Daniel Peres in Solingen
13 Peres, Wolfgang E.: Der Pereskotten und seine wechselvolle Geschichte, in: Die Heimat. Mitteilungsblatt des bergischen Geschichtsvereins, Abt. Solingen, N. F., H. 9 (1993), S. 23 f.
15 Auswertung von Archivalien
16 NRW-HStA, Düsseldorf; Archivalien

0 96-020
1 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, c/o Dieter Nelles, Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
2 STRACKE, Stephan; Wulfrather Str. 33, D-42105 Wuppertal
4 Laufend
5 Beginn: 95, Abschluß: 7/96
6 Eigenprojekt der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand
8 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand
9 Der AM-Apparat der KPD in Wuppertal 1929 bis 1935
10 1929–1945
11 Wuppertal, Norwegen, Schweiz, Sowjetunion, Frankreich, Polen, u. a.
13 Veröffentlichung geplant
16 HStA Düsseldorf; SAPMO Berlin; StadtA Wuppertal; BA; StA Münster

0 96-021
1 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, c/o Dieter Nelles
2 NELLES, Dieter; Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
4 Laufend
5 Beginn: 95, Abschluß: 7/96
6 Eigenprojekt der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand; Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
8 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand; Bearb.
9 Strukturen und Milieus des Wuppertaler Widerstands
10 1933–1945
11 Wuppertal, Deutschland, Exilländer
12 Sozialgeschichtliche Analyse der Strukturen und Milieus des regionalen Widerstands, ausgehend von Einzel- bzw. Gruppenbiographien
13 Veröffentlichung geplant 1996/97
16 Archivalien; Interviews; Zeitungen

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

—

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

—

II. NACHTRÄGE

0 1390
2 GITTIG, Heinz, Dr.
4 Diss. abgeschlossen; Bibliographie laufend
5 Diss.-Abschluß: 70
6 Diss.; Bibliographie
9 Illegale antifaschistische Tarnschriften 1933 bis 1945
10 1933–1945
11 Deutschland, Europa
13 Gittig, Heinz: Bibliographie der Tarnschriften 1933 bis 1945. München, New Providence, London und Paris: Saur Verlag 1996. XXIV, 260 S. – [S. a. Proj.-Nr. 1390 (4/79)]
14 Diss., Humboldt-Univ. Berlin 1970. – [S. a. Proj.-Nr. 1390 (4/79)] (1/96)

0 84-148
1 Univ. Köln, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fak., Institut für angewandte Sozialforschung, Greinstr. 2, D-50939 Köln; Zentrum für Historische Sozialforschung
2 BEST, Heinrich, Prof. Dr.; Univ. Jena, Institut für Soziologie
4 Abgeschlossen
6 Geförderte Forschung; Habil.
8 DFG
9 Struktur und Wandel parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland 1848–1933
10 1848–1933
11 Deutschland
13 Best, Heinrich: Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49 (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 90). Düsseldorf: Droste Verlag 1990. 600 S. – **Best, Heinrich und Wilhelm Weege: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49** (= Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 8). Düsseldorf: Droste Verlag 1996. 469 S.
14 Habil., Univ. Köln [o. J.] (1/96)

0 88-128, 93-128
1 SPD-Unterbezirk Leverkusen, Dhünnstr. 2c, D-51373 Leverkusen
2 BRAUN, Reinhold (Vorsitzender der Historischen Kommission der SPD im Unterbezirk Leverkusen); Steinbücheler Feld 28, D-51377 Leverkusen; Tel. 0214/93669, Fax: 0214/506180 (d)
4 Laufend
5 Abschluß: 96
6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Bearb.; Edition; Monographie; Aufsatz; Festschriften
7 SPD-Unterbezirk Leverkusen; Arbeiterwohlfahrt, Kreisverband Leverkusen
8 SPD-Unterbezirk Leverkusen; Arbeiterwohlfahrt, Kreisverband Leverkusen; Bearb.

9 **Laufende Forschungen zur Arbeiterbewegung im Raum Leverkusen**
10 1848–1996 ff.
11 Leverkusen (ehemals Landkreis Solingen), Rhein-Wupper-Kreis, Solingen
12 S. Proj.-Nrn. 88-128, 93-128 (2/95)
13 **Braun, Reinhold: 75 Jahre Arbeiterwohlfahrt Leverkusen, 1921–1996.** Veröffentlichung geplant. – **Braun, Reinhold: 75 Jahre Naturfreunde Leverkusen, 1921–1996.** Veröffentlichung geplant. – S. a. Proj.-Nrn. 88-128, 93-128 (2/95)
15 Ae; Interviews; Zeitungen (1/96)

0 **91-050**
1 Univ. Heidelberg, Historisches Seminar, Neue Universität Südflügel, LS Prof. Wolgast, D-69117 Heidelberg
2 BRAUN, Bernd; Sandwingert 39, D-69123 Heidelberg; Tel. 06221/831399 (p.) oder /91075 (d)
3 Prof. Dr. Eike Wolgast
4 Laufend
5 Beginn: 4/91, Abschluß: 6/97
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Hermann Molkenbuhr – eine politische Biographie**
10 1851–1927
11 Deutschland
12 S. Proj.-Nr. 91-050 (2/91)
13 Veröffentlichung geplant (1/96)

0 **91-107**
1 Univ. Bonn, Historisches Seminar
2 UNGER, Hartmut, Dr. M. A.; Eberhard-Faber-Str. 32, D-92318 Neumarkt i. d. OPf.; Tel. 09181/43550
3 Prof. Dr. Klaus Hildebrand
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/91, Abschluß: 4/94
6 Diss., M. A.
8 Stipendium der Konrad-Adenauer-Stiftung, St. Augustin bei Bonn
9 **Moritz Schlesinger und die Rußlandpolitik der (M)SPD von der Novemberrevolution 1918 bis zum Rapallo-Vertrag 1922**
10 1918–1922
11 Deutschland, Rußland
13 **Unger, Hartmut: Zwischen Ideologie und Improvisation. Moritz Schlesinger und die Rußlandpolitik der SPD 1918–1922** (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 694). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Lang Verlag 1996. 306 S.
14 Diss., Univ. Bonn 1994. – M. A., Univ. Bonn 1990
15 S. Proj.-Nr. 91-107 (2/91) (1/96)

0 **92-015**
1 Kalamazoo College, Department of History, 1200 Academy Street, Kalamazoo, Michigan 49006-3295, USA
2 BARCLAY, David E., Prof. Dr.; c/o Kalamazoo College; Tel. 616/337-7056, Fax: 616/337-7251, E-mail: barclay@hobbes.kzoo.edu
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/92, Abschluß: 1/93
6 Aufsatz
8 Kalamazoo College; Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Jean-Paul-Str. 12, D-53173 Bonn
9 **Denkmäler im Potsdamer Raum zur Verherrlichung der Niederwerfung der Revolution in Baden 1849**
10 1848/49–1855
11 Raum Potsdam
13 **Barclay, David E.: Denkmal und Revolutionsfurcht. Friedrich Wilhelm IV. und die Verherrlichung des preußischen Feldzugs in Südwestdeutschland 1849 – Monumentale Beispiele im Potsdamer Raum,** in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, Jg. 44 (1993), S. 130–160 (1/96)

0 **92-051**
2 NELLES, Dieter; Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 12/94
9 **Widerstand und internationale Solidarität. Die Gewerkschaft der Seeleute, Binnenschiffer und Hafenarbeiter und die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen das NS-Regime**
10 1933–1945
11 Europa
13 **Nelles, Dieter: ITF resistance against national socialism and fascism in Germany,** in: The International Transportworkers' Federation 1914–1945. The Edo Fimmen Era. Hrsg. von Bob Reinalda. Oxford 1996. – **Nelles, Dieter: Gewerkschaftlicher Widerstand in Skandinavien,** in: Hitlerflüchtlinge im Norden – Asyl und politisches Exil. Hrsg. von Einhart Lorenz, Klaus Misgeld und Hans-Uwe Petersen. [o. O., o. V.] 1996 (1/96)

0 **93-074**
2 BENSER, Günter, Prof. Dr., Baikalstr. 15, D-10319 Berlin, Tel. 030/5126880; KRUSCH, Hans-Joachim, Prof. Dr., Else-Jahn-Str. 2, D-13088 Berlin, Tel. 030/9663334
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/91, Abschluß: 12/95
6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
7 Bearb. in Verbindung mit dem K. G. Saur Verlag, München, New Providence, London und Paris
8 Bearb.; K. G. Saur Verlag
9 **Dokumente zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland. Reihe 1945/1946**
10 1945–1946
11 Deutschland, alle vier Besatzungszonen
13 **Dokumente zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland. Reihe 1945/1946.** Hrsg. von Günther Benser und Hans-Joachim Krusch. **Bd. 3: Protokoll der Reichsberatung der KPD, 8./9. Januar 1946.** Bearb. von Günter Benser und Hans-Joachim Krusch. München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. XIII, 553 S. – **Dokumente zur Geschichte**

der kommunistischen Bewegung in Deutschland. Reihe 1945/ 1946. Hrsg. von Günther Benser und Hans-Joachim Krusch. **Bd. 4: Protokoll der Reichskonferenz der KPD, 2./3. März 1946.** Bearb. von Günter Benser und Hans-Joachim Krusch. München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1996. XIV, 769 S. (1/96)

0 **95-031**
1 Univ.-GH Siegen, FB 2/AR, D-57068 Siegen
2 HERING, Sabine, Prof. Dr., c/o Univ.-GH Siegen; SCHILDE, Kurt, Dr.; Karlsgartenstr. 16, D-12049 Berlin; Tel. 030/6222407
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/95, Abschluß: 12/95
6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie
8 Univ.-GH Siegen; Bearb.
9 **Kampfname: Ruth Fischer. Wandlungen einer deutschen Kommunistin**
10 1895–1995
11 Österreich, Deutschland, Frankreich, USA
12 Biographischer Essay zum 100. Geburtstag; kritische Würdigung des Lebens von Ruth Fischer und der Auseinandersetzung mit ihrer Person wie ihrem Mythos
13 **Hering, Sabine und Kurt Schilde: Kampfname: Ruth Fischer. Wandlungen einer deutschen Kommunistin.** Frankfurt a. M.: dipa-Verlag 1995. 311 S.
15 Essayistische Darstellung auf der Basis der zugänglichen Literatur von Ruth Fischer und Sekundärliteratur
16 Primär- und Sekundärliteratur (1/96)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, IM INLAND UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

JAEGER, Friedrich: **Bürgerliche Modernisierungskrise und historische Sinnbildung. Kulturgeschichte bei Droysen, Burckhardt und Max Weber** (= Bürgertum; Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 5). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1994. 343 S.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als ein theoriegeschichtlicher Beitrag zur Entwicklung der Kulturgeschichte in Deutschland anhand der drei im Titel genannten „Klassiker". Jaeger unternimmt dabei einerseits den Versuch, die Kategorie des „Geistes" als ein Theorieelement des Historismus und deren Transformationsprozeß zum Begriff der „Kultur" systematisch zu untersuchen. Gefragt wird daneben andererseits nach den Innovationspotentialen und theoretischen Voraussetzungen von Kulturgeschichte sowie deren methodischer Umsetzung in der Forschungspraxis. Angesichts aktueller Debatten um eine „neue Kulturgeschichte" will Jaeger zeigen, daß sich die Kulturgeschichte aus der Geschichte der historischen Wissenschaft selbst begründet hat. Auf der Suche nach einer theoretischen Basis der heutigen Kulturgeschichte kann der Historiker daher nicht allein auf Theoriekonzepte außerhalb der Geschichtswissenschaft zurückgreifen, so die These, sondern „sanierte" Theorieelemente einer quasi „historistischen Kulturgeschichte", wie sie sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts herausgebildet hat, verwenden und damit eine Brücke zwischen der gegenwärtigen Gesellschafts- und Kulturgeschichte schlagen.

Jaeger versteht unter Historismus als einer „verstehenden Geisteswissenschaft" ein Wissenschaftsparadigma, das im Laufe eines Modernisierungsprozesses im 19. Jahrhundert an theoretischer Komplexität und Selbstreflexion gewann, sich innerlich ausdifferenzierte und die Geschichtswissenschaft dominierte. Nach einer langen Übergangsphase und als Antwort auf die Krise des Historismus kehrt schließlich der Begriff der „Kultur" als Ersetzung der Kategorie des „Geistes" in die Geschichtstheorie ein. Dieser kulturgeschichtlichen Wendung des Historismus spürt Jaeger nach. Ausgehend von der „Historik" Droysens verfolgt er dabei systematisch drei Fragestellungen. Erstens beschreibt er, wie die drei Historiker die Erfahrungen einer Modernisierungskrise in ihrer jeweiligen historischen Anthropologie theoretisch verarbeitet haben. Zweitens untersucht er den Beitrag des Geschichtsbewußtseins und des historischen Wissens für die Begründung von Normen, und drittens fragt er nach den Auswirkungen der von den drei Historikern jeweils erfahrenen Modernisierungskrise auf die theoretisch-methodischen Grundlagen ihrer Konzeption.

Für Droysen, so Jaeger, besteht noch eine ungebrochene Einheit von menschlichem Handlungswillen und an Wissenschaft gebundener Rationalität. Die im Fortschreiten der Geschichte waltende Vernunft, die „Ideen" als handlungsleitende Kriterien, bilden für ihn den Garant der menschlichen Freiheit, die sich als Arbeits-, Willens- und Lernprozeß der Menschen vollzieht. Verwandte Droysen den Begriff des Geistes zur Begründung seiner Handlungstheorie und seiner historischen Hermeneutik, modifizierte Burckhardt den Historismus, indem er mit seiner Kulturgeschichte und dem Kulturbegriff einen Ausweg aus der einsetzenden Krise des Historismus suchte. Im Rahmen seiner Potenzenlehre hat er eine Neubestimmung des Geistes vorgenommen und die noch von Droysen angenommene Wechselbeziehung von Idee, historischem Prozeß und menschlicher Freiheit gesprengt. Die in der „sittlichen Macht" sich manifestierende Möglichkeit der Selbstbestimmung des Menschen wird bei Burckhardt zurückgenommen. Freiheit wird hier nur noch als innerliche individuelle Freiheit möglich. Die Befähigung des Menschen zur Kultur als Voraussetzung seiner Freiheit und der Aufstieg der Kultur zur herrschenden Orientierungs- und Handlungsmacht bedeuten für Burckhardt einen gleichzeitigen Sinnverlust des menschlichen Lebens und der Geschichtlichkeit. Im Unterschied zu jenem Historismus, der die Geschichte als Entwicklung zur Gegenwart interpretiert und sie politisch zu instrumentalisieren sucht, kann für Burckhardt die historisch vergangene Kultur als das Fremde mit den Interessen einer durch allgemeinen Kulturverfall gekennzeichneten Gegenwart nicht mehr vermittelt werden. Max Weber nun, so Jaeger, hat seine Kulturtheorie der bürgerlichen Moderne vor allem im Rahmen seiner Religionssoziologie aufgestellt. Mit der Überwindung einer naturalistischen Kulturbegründung muß für Weber Kultur das leisten, was sie bei Burckhardt nicht vermochte: eine allgemeine Lebensorientierung durch die Konfrontation und Überwindung traditioneller religiöser Sinnbilder

und kultureller Überlieferungen. Die von Weber explizit herausgearbeiteten Bedeutungsebenen von Kultur – die historisch-anthropologische, die universalgeschichtliche und die wissenschaftstheoretische – erheben diese Kategorie so zum wichtigsten theoretischen Bestandteil einer modernen historischen Anthropologie.

Das Buch überzeugt durch seine theoretische Tiefe und die Stringenz der Argumentation, wenn diese auch teilweise zu thesenhaft gerät und die oftmals vermeidbare komplizierte Satz- und Sprachstruktur die Lektüre unnötig erschwert. Vor allem die absolute Beschränkung auf die theoretische Ebene führt aber dazu, daß Jaeger nicht – wie im Umschlagtext angezeigt – zeigen kann, wie die Kulturgeschichte als wissenschaftliche Disziplin im 19. Jahrhundert entstand. Durch den theoriegeschichtlichen Ansatz gerät der wissenschaftshistorische und lebensweltliche Kontext aus dem Blick, bleiben die Verweise auf die „Krise der aktuellen Lebenswelt" blaß, kann dem bewußten Lernprozeß zwischen diesen Historikern bei der Genesis der Kulturgeschichte kaum nachgegangen werden. Aber auch die Begrifflichkeit ist nicht immer eindeutig. Stellte der Historismus ein spezifisches Wissenschaftsparadigma dar oder gehörte er zu einem allgemeineren „hermeneutischen" Wissenschaftsmodell? Dies erscheint wichtig, wenn man die wissenschaftshistorische Stellung der Kulturgeschichte klären will. Gehörte sie als ein Bestandteil zum Historismus, entstand sie also innerhalb einer langen Transformationsepoche des Historismus (S. 12) und ist sie damit eine Weiterentwicklung der „historistischen Hermeneutik"? Oder hat sich ein neues „kulturgeschichtliches Paradigma" (S. 181) durchgesetzt, das den Bruch mit dem „historistischen Paradigma" zur Voraussetzung hatte? Kurz gesagt: Bestand die Kulturgeschichte im oder neben dem Historismus? Sieht man die Krise des Historismus im Auseinanderbrechen des Verhältnisses von Geist, Geschichte und Freiheit, muß man wohl zu letzterem neigen, obwohl zu bezweifeln ist, daß die Transformation zu einem „kulturgeschichtlichen Paradigma" mit Burckhardt vollzogen worden war. Abgesehen von einer teilweise ungleichen Gewichtung (etwa hinsichtlich Burckhardts bei den jeweiligen Vergleichen), werden die theoretischen Auffassungen anderer Vertreter der Kulturgeschichtsschreibung – zu nennen wären nicht nur Breysig oder Steinhausen – nicht mit einbezogen, fallen die Ausführungen zu den Möglichkeiten und Grenzen einer (post)modernen Kulturgeschichte sehr knapp aus. Überdies erscheint der Versuch Jaegers nicht unproblematisch, aus der Analyse von einzelnen Theorieelementen im Werk ausgesuchter Historiker ganze Modernisierungsprozesse in der Wissenschaftsgeschichte ausmachen zu wollen.

Sein Verdienst besteht darin, wesentliche theoretische Grundlagen des Kulturbegriffs einer bislang wenig erforschten Kulturgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert und damit *eine* Art historischer Sinnbildung als Konsequenz der Modernisierungskrise herausgearbeitet zu haben.

Eckhardt Fuchs

Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Indentität, Waldheim und die Historiker. Hrsg. von Gerhard BOTZ und Gerald SPRENGNAGEL (= Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 13). – Frankfurt und New York: Campus Verlag 1994. 586 S.

Der vorliegende Band ist aus einer bereits im Jahre 1987 in Salzburg abgehaltenen Tagung zu Problemen der österreichischen Zeitgeschichte hervorgegangen. Der Entschluß der Herausgeber, zusätzlich zu den Referaten dieser Tagung, „weitere Wortmeldungen von österreichischen Historikern, die im weitesten Sinne am Diskurs um die Zeitgeschichte Österreichs teilgenommen hatten, einzuholen", hat die Zahl der an diesem Band beteiligten Autoren auf 40 gebracht und einen gewissen Mangel an Einheitlichkeit zur Folge gehabt. Wir haben es mit einer Sammlung äußerst verschiedenartiger Überlegungen zu den Problemen, Unterlassungen, Verzerrungen und Krisen der österreichischen Zeitgeschichte – durchwegs aus den 1980er Jahren – zu tun, in denen die Bedeutung von Großdeutschtum und Nationalsozialismus für die Österreicher, von den Anfängen bis zu ihren Nachwirkungen in der Gegenwart, im Mittelpunkt stehen.

Bekanntlich haben die Affäre Waldheim und die Begleiterscheinungen seiner Wahlkampagne für das Amt des Bundespräsidenten eine außergewöhnlich breite und tiefschürfende Diskussion über diesen Problemkreis angeregt. Es ist daher sicherlich nicht leicht, die Diskussion über die historischen Hintergründe von tagespolitischen Auseinandersetzungen zu trennen. Nichts desto weniger ist es m. E. bedauerlich, daß Beiträge wie jene von Ernst Topitsch und Norbert Leser hier aufgenommen worden sind (letzterer ein unveränderter Nachdruck eines Zeitungsartikels), in denen

historische Positionen lediglich für billige politische Polemik instrumentalisiert werden. Wer das grauenhafte Phänomen des ideologischen Siegeszuges des Nationalsozialismus in Österreich besser verstehen will, wird vor allem aus den Beiträgen von Helmut Konrad, Helene Maimann und Karl Dietrich Bracher etwas lernen. Bei den Kontroversen, auf die der Titel des Buches hinweist, handelt es sich im wesentlichen um die Einschätzung der Bedeutung des katholischen Ständestaates von 1934 bis 1938 für den Widerstand gegen bzw. die Vorarbeit für die nationalsozialistische Machtergreifung im März 1938, sowie um die komplizierte Frage der Entwicklung einer österreichischen nationalen Identität im Rahmen der jahrhundertelangen gegenseitigen deutsch-österreichischen Beziehungen innerhalb der lockeren Strukturen des Alten Reichs und des Deutschen Bundes.

Was die Ständestaatkontroverse betrifft, so verliert das Plädoyer Karl Gottfried Kindermanns für die Anerkennung des Dollfuß-Regimes als erste und bedeutendste Phase des Widerstandes gegen die nationalsozialistische Ideologie und Aggression schon allein durch Konrads konkrete Beispiele der politischen Entwicklung von Kärntner sozialdemokratischen Arbeitern an Glaubwürdigkeit. Kindermann belegt zwar überzeugend den subjektiven Willen zum Widerstand; er wird aber den bisherigen Konsens, daß dieser gewollte Widerstand durch die antidemokratische und antisozialistische Politik des Regimes weitgehend gelähmt wurde, kaum erschüttern können.

Die Kontroverse um die österreichische nationale Identität wird hier durch die Wiedergabe jener Artikel präsentiert, die durch die Aufnahme der Geschichte Österreichs in den 4. Band von Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte und in das Deutsche Historische Museum in Berlin angeregt wurden. Fritz Fellners grundsätzlich nicht ablehnende Stellungnahme dazu hat viele seiner österreichischen Fachkollegen nicht befriedigt. Die Beiträge von Hanns Haas, Rudolf Ardelt und Gerald Stourzh sind daher Auseinandersetzungen nicht nur mit Karl Dietrich Erdmann, dem Bearbeiter des Gebhardtschen Handbuches, sondern auch mit Fritz Fellner. Die Diskussion über den Prozeß der Nationwerdung im allgemeinen befindet sich, trotz ihres umfangreichen Niederschlages in der historischen Literatur, in einem relativ frühen Stadium. Österreich, mit seiner jahrhundertelangen zweifachen staatlichen Bindung, einerseits an das multiethnische Habsburgerreich, andererseits an das lockere, durch politische Vielfalt gekennzeichnete Heilige Römische Reich deutscher Nation, stellt ein besonders kompliziertes Beispiel dieses Prozesses dar. Daß die historische Beweisführung für die Nationwerdung Österreichs nicht immer überzeugend gelang, kann Fellner anhand zahlreicher Beispiele dartun. Daß Karl Stadler und Felix Kreissler – letzterer durch einen charakteristisch kontroversiellen Beitrag in diesem Band vertreten – aufgrund ihrer Erfahrung im politischen Exil zwischen Nationalsozialismus und Deutschtum nicht zu differenzieren vermochten, ist jedoch eine Behauptung Fellners, die mit historischer Argumentation wenig gemeinsam hat. Insgesamt stellen die hier zusammengebrachten Überlegungen zur Nationwerdung Österreichs einen brauchbaren Beitrag zum Verständnis der Problematik dar, und sind geeignet, diese wichtige theoretische Diskussion ein gutes Stück weiterzuführen.

Ernst Wangermann

Die Eiserne Internationale. Periodikaverzeichnis des Bestandes Internationaler Metallgewerkschaftsbund (IMB) in der Friedrich-Ebert-Stiftung. Mit einem Vorwort von Peter RÜTTERS. Bearb. von Walter WIMMER und Felicitas KALLUS. Hrsg. von Rüdiger ZIMMERMANN. – Bonn: Bibliothek der Friedrich Ebert-Stiftung 1994. 181 S.

1991 übergab der IMB als zweites Internationales Berufssekretariat nach der Internationalen Graphischen Föderation seine Bibliothek und sein Archiv der Friedrich-Ebert-Stiftung, die sich verpflichtete, die Bestände eines der ältesten und beständigsten Internationalen Berufssekretariate angemessen zu erschließen und der breiten wissenschaftlichen Nutzung zugänglich zu machen. Das vorliegende Periodikaverzeichnis gilt dem „wertvollsten Teil der IMB-Bibliothek", eben dem Periodikabestand, der aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, dank „jahrelanger systematischer und ungestörter Sammeltätigkeit in der neutralen Schweiz" (S. XI) viele Unikate birgt. Der Periodikabestand reicht von den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, ist aber für die Zeit vor 1939 und die Jahre unmittelbar nach 1945 am dichtesten. Zu dem Raritäten zählen zum Beispiel die lokalen Geschäftsberichte des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes: Von sage und schreibe 55 Verwaltungsstellen des DMV finden sich Geschäftsberichte, schwerpunktmäßig aus den Jahren vor 1914, aber auch aus der Weimarer Republik, in der Bibliothek des Archivs der

sozialen Demokratie. Das fängt an bei Altenburg, geht über Berlin, Breslau und Bielefeld, Esslingen, Leipzig bis hin zu Stuttgart und Zwickau. Viele lokale Berichte sind absolute Unikate und nur noch in Bonn zu finden. Sie dürften ebenso eine Fundgrube für Historiker sein wie die zahlreichen sozialstatistischen Materialien des DMV, über Arbeits- und Lohnverhältnisse etwa in den deutschen Gießereien, in den Feilenhauereien, den Betrieben der Nähmaschinen- und Fahrradindustrie, über Arbeitszeiten in der Eisen- und Metallindustrie usw. An Zeitungen weist der Bestand aus dem Deutschen Reich auf: die Deutsche-Metall-Arbeiter-Zeitung, selbstverständlich vollständig, die Betriebsrätezeitschrift des DMV, die Organe des Zentralverbandes der Maschinisten und Heizer sowie technische Fachzeitschriften.

Dem Charakter der internationalen Gewerkschaftsbewegung vor dem Zweiten Weltkrieg gemäß sind nach Deutschland die europäischen Länder sowie Nordamerika stark vertreten: Belgien (umfangreiche Materialien leider nur des sozialistischen Metallarbeiterverbandes), Dänemark, Finnland (die ältesten Bestände gehen auf das Jahr 1907 zurück), Frankreich (hier datieren die ältesten Bestände aus dem Jahre 1903), die Niederlande (Bestände seit 1904), Norwegen (Bestände seit 1902), Österreich (Bestände seit 1900), Schweden (Bestände seit 1898), die Schweiz und Nordamerika (USA und Kanada), beide mit besonders umfangreichen Beständen, die bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückreichen, sowie Großbritannien mit bis in das Jahr 1904 zurückgehenden Beständen. Hervorhebenswert aber auch die Periodika aus Polen, Rumänien und der Tschechoslowakei, vor allem aus der Zwischenkriegszeit. Viele dieser Materialien sind ebenfalls Unikate und nur noch in Bonn erhalten.

Vom IMB selbst finden sich die Berichte des Sekretärs sowie die Berichte der angeschlossenen Landesverbände an die Kongresse, Kongreßprotokolle, seit 1893, sowie die Internationale Metallarbeiter-Rundschau. Ein Körperschafts- und ein Titelregister machen das Periodikaverzeichnis sehr benutzerfreundlich, eine kurze Einleitung von Peter Rütters zur Geschichte des IMB gestattet eine schnelle Orientierung.

Willy Buschak

Inventar der Befehle des Obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) 1945–1949. Offene Serie. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte zusammengestellt und bearb. von Jan Foitzik (= Texte und Materialien zur Zeitgeschichte, Bd. 8). – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. 228 S.

Die Geschichte der SMAD und ihres Wirkens ist noch zu schreiben. Hierfür stellen die Befehle des Obersten Chefs der SMAD eine unverzichtbare Quellenbasis dar. Sie standen der Forschung bisher nur teilweise zur Verfügung.

Auch aus diesem Grund blieb die Forschung zur Geschichte der sowjetischen Besatzungspolitik hinter den Forschungen zur Besatzungspolitik in den Westzonen deutlich zurück. Bisherige Arbeiten zur Geschichte der SMAD trugen ausschnittartigen Charakter und bewegten sich auf unsicherer Quellenbasis. Insofern ist das Bestreben des Instituts für Zeitgeschichte verdienstvoll, im Rahmen einer offenen Serie eine möglichst vollständige Übersicht der Befehle des Obersten Chefs der SMAD herauszugeben. Ob dieses Vorhaben zum Nutzen der Forschung in absehbarer Zeit gelingt, wird vor allem vom Zugang zu den entsprechenden Archivbeständen in Rußland abhängen.

Der Band wurde von Jan Foitzik, einem der besten Kenner der Geschichte der SMAD, ediert und mit großer Sachkenntnis kommentiert. Foitzik macht im Vorwort deutlich, daß die Abhängigkeit der Verwaltungen und politischen Organisationen in der SBZ von der Besatzungsmacht noch stärker war, als ohnehin vermutet. Er beschreibt die Organisationsstrukturen der SMAD, umreißt deren Kommunikationsprinzipien und erläutert die Methoden der Einflußnahme auf die deutschen Verwaltungen, Parteien und Massenorganisationen.

Dabei hält sich Foitzik in bezug auf die kontrovers geführte Diskussion um die Deutschlandpolitik Stalins und die „Sowjetisierung" der SBZ betont zurück. Dies ist in Anbetracht der Quellenlage und des Forschungsstandes verständlich.

Deutlich wird Foitzik bei der Charakterisierung der Verwaltungsentwicklung in der SBZ. Er konstatiert eine mittelbare Penetration der deutschen Verwaltungen durch die Arbeitsmethoden und Arbeitsziele der Besatzungsmacht (S. 37). Der Aktionsradius der deutschen Verwaltungen blieb begrenzt, und noch 1949 fungierten sie in zentralen Bereichen als „bloße Auftragsverwaltung der SMAD" (S. 45).

Die These von der nachlassenden Intensität der gesellschaftspolitischen Eingriffe der SMAD nach 1947 wird von Foitzik zurückgewiesen. Besonders betont wird das Wechselspiel zwischen SMAD und KPD/SED. Allerdings gab es mehr als nur einen bekannten punktuellen Konfliktfall. So lassen sich neben dem von Foitzik erwähnten nebensächlichen Koordinierungsfehler Differenzen zwischen SMAD- und KPD/SED-Führung unter anderem in Fragen der Formulierung der Bodenreformverordnungen,[1] bei der Diskussion über das Ausmaß und Tempo der Enteignungen in der Industrie[2] sowie zur Problematik der Demontagen[3] nachweisen.

Die Schwerpunkte der Befehlstätigkeit der SMAD versucht der Autor mit Hilfe der prozentualen Verteilung der Befehle nach Bereichen zu erfassen. Diese Quantifizierung ist aufschlußreich, sollte in ihrer Aussagefähigkeit jedoch nicht überschätzt werden. Inwiefern sich aus bloßen Befehlszahlen ordnungspolitische Zielrichtungen ableiten lassen, bleibt zweifelhaft. Beispielsweise betraf ein Großteil der unter der Rubrik „Wirtschaft" erfaßten Befehle die statistische Berichterstattung. Natürlich kann auch in der Art und Weise der statistischen Berichterstattung eine ordnungspolitische Richtung zum Ausdruck kommen, doch auf die Mehrzahl der angeführten Befehle traf dies nicht zu. – Dennoch werden alle an der Geschichte der SBZ Interessierten das Vorwort mit Gewinn lesen. Für die künftige Forschung zur Geschichte der SBZ und SMAD stellt das Buch eine nützliche Handreichung dar. Es erleichtert den Quellenzugang und vermittelt einen ersten Überblick. Das Inventar verfügt über ein gutes Sach-, Orts- und Personenregister, ist ansonsten aber leider nicht besonders nutzerfreundlich gestaltet. Dies betrifft die linksbündige Angabe des Ausstellungsdatums der Befehle und die verwendeten Abkürzungen für die Befehlskriterien. Aus welchem Grund die Fundstelle der Befehle unter dem Stichwort „Text" vermerkt wird, ist nicht einsichtig. Leider wird auch nur das jeweilige Archiv genannt, ohne die genaue Signatur angegeben. Schließlich ist danach zu fragen, welchen Nutzen die bloße Wiedergabe des Befehlsbetreffs, wie z. B. „Danksagung", „Belohnungen", „Auszeichnungen", hat.

In einem Dokumentenanhang werden 16 Befehle zur statistischen Berichterstattung in der SBZ angeführt. In ihrer Bedeutung höchst unterschiedliche Befehle stehen nebeneinander. Die Auswahl der Dokumente verdeutlicht, in welchem beträchtlichen Maße sich der SMAD-Apparat, neben Grundsatzentscheidungen, auch mit der „Feinsteuerung" von Wirtschaft und Verwaltung in der SBZ befaßte.

1 *Vgl. Wladimir Semjonow, Von Stalin bis Gorbatschow, München 1995.*

2 *Vgl. Werner Matschke, Die industrielle Entwicklung in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ) 1945–1948, Berlin 1988.*

3 *Vgl. Rainer Karlsch, „Arbeiter schützt Euere Betriebe!" Widerstand gegen Demontagen in der SBZ, in: IWK, Jg. 30 (1994), S. 380–403.*

Rainer Karlsch

Zonenbeirat / Zonal Advisory Council 1946–1948. Protokolle und Anlagen. 1.–11. Sitzung 1946/47. Bearb. von Gabriele STÜBER. 2 Halbbde.; Erster Halbbd.: 1.–6. Sitzung 1946. Zweiter Halbbd.: 7. bis 11. Sitzung 1946/47 (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien; Reihe 4: Deutschland seit 1945, Bd. 9). – Düsseldorf: Droste Verlag 1993 und 1994. CLXXI, 1844 S. (fortl. Pag.)

Die Jahre 1945 bis 1949 brachten in Deutschland angesichts der fehlenden zentralen Ämter zonale und überzonale Institutionen hervor, die vorübergehend alle ein „bißchen Reichs-Ersatz" (Wolfgang Benz) sein mußten. Dazu zählte auch der im März 1946 erstmals zusammengetretene Zonenbeirat der britischen Besatzungszone. Seine Geschichte wird mit dieser Edition umfassend dokumentiert. Sie enthält über die in den „Akten zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland" (1976–1983) bereits publizierten Beschlußprotokolle hinaus Tagesordnung, Anwesenheitslisten und Wortprotokolle sowie Anlagen der insgesamt 22 Sitzungen des Zonenbeirates bis zum Juni 1948, deren erster Teil (1.–11. Sitzung), der die erste Phase von der Konstituierung bis zur organisatorischen Neuerung im April 1947 betrifft, in den hier vorzustellenden zwei Teilbänden vorliegt.

Das oberste deutsche Beratungsorgan der britischen Militärregierung war zunächst ein Gemisch aus Partei- und Gewerkschaftsvertretern, Länderrepräsentanten und Fachleuten, ehe es im Frühjahr 1947 umstrukturiert wurde; von da an saßen 37 Parteivertreter im Zonenrat, die nach einem von den Briten festgelegten Länderschlüssel durch die Landtage gewählt, aber faktisch von den zentralen Parteileitungen bestimmt wurden. So spielte die erste Garde der Nachkriegspolitiker wie Kurt

Schumacher und Konrad Adenauer bereits im Zonenbeirat eine Rolle. Im Selbstverständnis seiner Mitglieder war er Vorläufer eines Reichskabinetts oder eines Parlaments, in Wirklichkeit aber weder Regierung noch Volksvertretung, sondern lediglich Beratungsgremium der Militärregierung. Er stellte keine Zonenrepräsentation dar wie sein süddeutsches Pendant, der vollkommen anders strukturierte Länderrat der amerikanischen Zone in Stuttgart. Dem Zonenbeirat der britischen Zone fehlten die Weisungsbefugnisse gegenüber den nachgeordneten Instanzen; seine Beschlüsse besaßen keinen bindenden Charakter.

Doch nicht nur die begrenzten Kompetenzen schränkten die Wirkungsmöglichkeiten des in Hamburg tagenden Rates ein. Obgleich die britische Militärregierung in einigen Bereichen großen Wert auf die Meinung des Beratungsorgans legte – etwa bei der Bodenreform, wobei jedoch die Deutschen sich zu keiner einheitlichen Stellungnahme durchringen konnten –, fällte sie auch Entscheidungen am Rat vorbei; markantes Beispiel: die Gründung Nordrhein-Westfalens. Solche weitreichenden Beschlüsse der Briten ohne Konsultation des Zonenbeirates sorgten freilich immer wieder für Unmut unter den Mitgliedern: „Wenn wir [...] wirklich das Vertrauen der Engländer besitzen, dann müssen sie uns auch glauben, daß wir es besser wissen als sie", brachte der stellvertretende niedersächsische Ministerpräsident Theodor Tantzen solche Mißstimmung einmal auf den Punkt (S. 1301). Über das Wechselverhältnis von Besatzungsmacht und deutschen Politikern hinaus spiegeln die sorgfältig edierten Protokolle und Anlagen die ganze Spannbreite der aus den Folgen des totalen Krieges resultierenden Lasten der Nachkriegszeit wider, mit der Ernährungsfrage im Zentrum. Dabei verstand sich der Zonenbeirat, der selbst um Anerkennung in der Öffentlichkeit bemüht sein mußte, als Anwalt der deutschen Bevölkerung. Wenngleich die akuten Probleme die Arbeit beherrschten, so widmete sich der Rat auch der Bewältigung des NS-Erbes und der Grundsteinlegung der Demokratie, befaßte sich mit zukunftsweisenden Feldern wie Fragen der Wirtschaftsform, der Erziehung (Schul- und Hochschulreform mit Adolf Grimme als Wortführer), der gesamtstaatlichen Organisation und der Verfassungsproblematik.

Die voluminöse Quellenedition schließt eine weitere Lücke in der Dokumentation der bundesrepublikanischen Vorgeschichte und hält mit seinen zum Teil sehr detaillierten Anlagen – nur als ein Beispiel: der Bericht des Wohlfahrtsausschusses mit einer Studie über Untergewicht bei Arbeitern, Jugendlichen und Kindern (S. 553) – umfangreiches Material zu den brennenden Fragen der Nachkriegszeit bereit.

Walter Mühlhausen

Carl von Ossietzky, Sämtliche Schriften. Oldenburger Ausgabe. Hrsg. von Werner BOLDT, Dirk GRATHOFF, Gerhard KRAIKER und Elke SUHR unter Mitarbeit von Rosalinda OSSIETZKY-PALM. 8 Bde. – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 1994. 1010, 611, 579, 754, 753, 631, 1126 und 586 S..

Carl von Ossietzky. Dargestellt von Gerhard KRAIKER und Elke SUHR (= Rowohlts Monographien). – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1994. 156 S.

Der Publizist Carl von Ossietzky ist eine der Symbolfiguren der Weimarer Republik. Um seine Person wurde noch in den achtziger Jahren eine Debatte geführt, in deren Kern es um aktuelle Lehren aus dem Ende der Epoche ging, für die er steht. Dabei prallte die These einer „Selbstpreisgabe" der ersten deutschen Demokratie gegen Ossietzkys Wort von den „Republikanern ohne Republik". Angeheizt wurde die Auseinandersetzung durch den Systemgegensatz im Kalten Krieg: Die DDR hatte Ossietzky zum Thälmann-Anhänger und Verfechter der Volksfrontpolitik erklärt, und so wurde im Westen aus dem (nach eigener Einschätzung) Linksliberalen ein Kommunist, dessen politisches Bekenntnis die Beschäftigung mit seinem Werk überflüssig machte.

Über die mangelnde „Wehrhaftigkeit" des Demokraten Ossietzky wie über seine Haltung gegenüber dem Sozialismus ließ sich in der Vergangenheit um so trefflicher spekulieren, als Textkenntnis die Debatte nicht wesentlich behinderte; nur ein Bruchteil von Ossietzkys Artikeln war in Buchform greifbar, und die jeweilige Auswahl verriet weniger über den Standpunkt des Verfassers als den der Herausgeber. Die Mitarbeiter der Carl-von-Ossietzky-Forschungsstelle an der seit 1991 nach dem „Weltbühnen"-Herausgeber benannten Universität Oldenburg haben sich aufgemacht, diesem mißlichen Zustand abzuhelfen, und präsentieren nunmehr den kompletten Ossietzky: sechs schwere Bände mit allen Artikeln aus seiner Feder, dazu über tausend Seiten Briefe und Dokumente und ein Registerband, der die gewaltige Textmenge überschaubar machen soll. Sie müssen sich die Frage nach

dem Sinn ihres Unternehmens schon gefallen lassen, denn anders als etwa Tucholsky schrieb Ossietzky fast nur für den Tag, und viele seiner Artikel sind tatsächlich mit dem Tag vergangen. Daß die Ausgabe den Streit um Ossietzky klären hilft, scheint keine hinreichende Legitimation, denn dieser hat seit 1989 an Virulenz verloren und galt außerdem, wie angedeutet, nur vordergründig der Person. Eine überzeugendere Antwort geben die Bearbeiter des Dokumentenbandes, die in ihrem Vorwort Ossietzky einen Publizisten nennen, „in dessen Schriften, politischen Aktivitäten und Leiden sich in einzigartiger Weise die Malaise von drei Jahrzehnten verfehlter deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert reflektiert" (Bd. 7, S. 7). Tatsächlich kann die Edition als weiteres Quellenwerk zur Geschichte der Weimarer Republik gelten. Sie spiegelt Politik-, Sozial-, Wirtschafts- und Kulturhistorie im Bewußtsein eines Individuums, das zeigt, was an Aufgeklärtheit möglich war und zugleich – stets wohlinformiert und meist hellsichtig – die Denkhorizonte seiner Zeit resümiert. Ossietzkys gewaltiges Themenspektrum reicht von immer wiederkehrenden Betrachtungen über das Verhältnis zwischen deutscher Mentalität und Demokratie, die Handelsbeziehungen mit der außereuropäischen Welt über Betrachtungen des Berliner Alltags bis zur europäischen Diplomatie. Die von der Dolchstoßlegende ausgehende Gefahr erkennt er bereits 1920 (Bd. 1, S. 278). Seine Kritik an der Republik ist bis zu deren letzter Minute absolut loyal und geprägt von einem heute schwer nachzuvollziehenden Patriotismus. Häufig gelingen Ossietzky Schlüsse, die (wieder) zu erreichen die Geschichtswissenschaft Jahrzehnte gebraucht hat, etwa in der Frage nach der sozialen Basis des Nationalsozialismus und seinem Verhältnis zur Industrie, der Klage über die politische Justiz oder in seiner Analyse der deutschen Ost- und Westpolitik der mittzwanziger Jahre.

Auch wenn manche Details nicht mehr sonderlich relevant sind, insgesamt überwiegt bei der Lektüre dieser Sammlung von Zeitschriften- und Zeitungsartikeln aus den Jahren 1911 bis 1933 der Eindruck von Aktualität: Allein in den Beiträgen eines Halbjahres – 1931 – stößt man auf eine Debatte um Arbeitszeitverkürzung und das Problem saturierter Absatzmärkte innerhalb der industrialisierten Welt (Bd. 6, S. 14 f.), das Ausflaggen deutscher Handelsschiffe zur Umgehung inländischer Lohntarife (S. 37), den Paragraphen 218 (S. 40 ff.), die Konkurrenz von Geschäftsinteressen und Menschenrechten in der Außenpolitik (S. 47), das Phänomen der Diskriminierung von Frauen (S. 98), eine schwache SPD (passim) sowie wachsende Fremdenfeindlichkeit als Mittel innerer Integration (passim). Diese Aktualität könnte die Edition trotz ihres abschreckenden Umfangs selbst für den eher gegenwartsorientierten Leser interessant machen. Auch jedem Journalistenschüler möchte man die eleganten, schnörkellosen Texte in die Hand geben oder noch besser gleich allen, zu deren Beruf das Schreiben gehört.

Die Oldenburger Ausgabe präsentiert 1084 journalistische Arbeiten. Das sind über ein Drittel mehr als die 688 Texte, die die letzte Ossietzky-Bibliographie verzeichnet hatte, wenngleich etliche, vermutlich ebenfalls von Ossietzky stammende, aber anonym oder unter Pseudonym erschienenen Artikel nur im Kommentar erwähnt bzw. auszugsweise zitiert werden. Grundlage der vorliegenden Edition sind die von ihrem Verfasser autorisierten Erstdrucke. Da die meisten Artikel in nur einer Fassung erhalten sind und Manuskripte so gut wie gar nicht mehr existieren, erübrigen sich textkritische Vergleiche; die Herausgeber sprechen denn auch nicht von einer kritischen Edition, sondern von einer „kritisch durchgesehenen Ausgabe". Der Registerband enthält eine knappe Darstellung der Editionsprinzipien und Hinweise zur Benutzung der Ausgabe, eine Auflistung sämtlicher Artikel Ossietzkys, eine Übersicht aller von ihm besprochenen Bücher, Theateraufführungen und Filme; das Quellen- und Literaturverzeichnis nennt in einem Alphabet auch sämtliche zitierte Sekundärliteratur, dadurch sind die vergleichsweise raren Referenzen zu Ossietzky selbst auf den fast 30 Seiten nur mühsam zu finden.

Die Herausgeber haben sich dafür entschieden, die journalistischen Arbeiten in strikt chronologischer Reihe abzudrucken; das mag wahllos scheinen, stellt aber vermutlich das sinnvollste aller denkbaren Verfahren dar, und es ermöglicht dem Leser, sich von Ossietzky durch einen Epochenabschnitt leiten zu lassen, wobei sich verblüffende „Gleichzeitigkeiten" ergeben. Bei der Suche nach Material zu einem bestimmten Thema helfen Personen- und Werk- sowie ein Sachregister; sie sind das eigentliche Kernstück der Ausgabe. Das Personenregister ist so vollständig, daß der Benutzer hier nicht nur Personen findet, die Ossietzky direkt thematisiert, sondern schlechthin alle von ihm erwähnten Figuren, einschließlich Aischylos, dem Cheruskerfürst Hermann und Messalina, Gattin des römischen Kaisers Claudius. Alle Namen wurden mit Kurzbiographien versehen; wer bei der Lektüre eines Artikels auf eine ihm fremde Gestalt stößt, der findet hier Aufschluß, und nicht im Kommentar.

Anders funktioniert das Sachregister: Es weist vor allem die Fundorte der bei Ossietzky vorkommenden Ereignisse nach, ferner Institutionen, Periodika sowie „zentrale historische, politische, geographische, ästhetische und literaturgeschichtliche Begriffe". Die gelegentlich beigefügten Erläuterungen hätten etwas deutlicher ausfallen können.
Der eigentlichen Zeilenkommentar nimmt, in kleinerer Type gesetzt, ungefähr das letzte Fünftel der Seiten jedes Textbandes ein. Er nennt Druckorte, dient dem Nachweis und der Verifizierung von Zitaten und Quellen und erläutert den „medialen Zusammenhang der Schriften Ossietzkys" durch Querverweise auf weitere Texte zu einem verwandten Thema von ihm selbst oder einem anderen Autor. Hier haben die Herausgeber sehr verdienstvolle Detektivarbeit geleistet: Zumal in den Leitartikeln, die Ossietzky ab 1926 für die „Weltbühne" schrieb, kommentierte er neben der aktuellen politischen Entwicklung auch immer ihr Medienecho, ihre Spiegelung im Bewußtsein der Öffentlichkeit, das ihm als eigener politischer Faktor früh bewußt war. Was der Kommentar entgegen der Ankündigung der Herausgeber dagegen nicht leistet, vielleicht auch nicht leisten kann, das ist, den „Kenntnishorizont des Publikums, den Ossietzky bei seinen Lesern voraussetzen konnte" (Bd. 8, S. 20), zu rekonstruieren. An vielen Stellen wären ausführlichere Erläuterungen zum Anlaß eines Kommentars und den gegenwärtigen Stand der Forschung über ein Thema hilfreich. Zu oft haben sich die Bearbeiter verführen lassen, auch dort lediglich Verweise zu setzen, wo das Verständnis zusätzliche Information erfordert; wer den Hinweisen nachgeht, der findet, daß Ossietzky meist nur mit Ossietzky kommentiert wird.
Sparen können hätten die Bearbeiter dagegen am Nachweis geläufiger historischer, mythologischer und literarischer Anspielungen. Ganz so weit entfernt wie die Oldenburger glauben, ist die heutige literarische Allgemeinbildung denn doch nicht von der Ossietzkys und seiner Zeitgenossen. Worauf Ossietzky mit einem Zitat anspielt, bleibt trotzdem in vielen Fällen dunkel. Ossietzkys vorletzter Artikel, erschienen eine knappe Woche vor seiner Verhaftung durch die Gestapo, ist äußerlich betrachtet bloß ein Beitrag zum 50. Todestag Richard Wagners. Tatsächlich steckt in der knappen Schilderung der Wagner-Rezeption in Deutschland eine bittere Abrechnung mit der deutschen politischen Mentalität, die dem Land einen Kanzler Hitler beschert hat, und gleichzeitig ein letzter Aufruf zum Widerstand. Der Kommentar begnügt sich damit, zitierte Arien den entsprechenden Opern zuzuordnen, statt uns bei der Übersetzung in die Realia zu helfen, die Ossietzky vorgeschwebt haben müssen: „Aber Richard Wagner wirkt fort, ein tönendes Gespenst, zu Zwecken beschworen, die mit Kunst nichts mehr zu tun haben, ein Opiat zur Vernebelung der Geister. Zum zweitenmal soll aus Deutschland eine Wagneroper werden, Siegmund und Sieglinde, Wotan, Hunding, Alberich und der ganze Walkürenchor und die Rheintöchter dazu sind – Heiajaheia! Wallalaleia heiajahei! über Nacht hereingebrochen mit der Forderung, über Leiber und Seelen zu herrschen [...]. Wir werden also etwas unternehmen müssen, da nicht zu erwarten ist, daß eine reine Jungfrau, um uns zu erlösen, ins Wasser springt" (Bd. 6, S. 483).
Im siebten und dickleibigsten Band präsentieren die Herausgeber biographische Materialien. Außer den zur Veröffentlichung bestimmten sind nur sehr wenige Zeugnisse von Ossietzkys eigener Hand überliefert: Knappe Eintragungen in das „Erinnerungsbuch", das er für seine Frau führte, und die Briefe an sie und seine Tochter betreffen überwiegend Familienangelegenheiten. 15 Schreiben an Kurt Tucholsky von 1932 lassen das Verhältnis der beiden Publizisten persönlicher und herzlicher erscheinen, als meist vermutet. Sie belegen die absolute Integrität des Schreibers, denn die vertraulich ausgesprochenen Positionen etwa zum Votum für den Präsidentschaftskandidaten Thälmann wie zu den Prozessen um die „Weltbühne" weichen in keinem Punkt von den öffentlich geäußerten ab. Hier muß jedoch auch die Kritik am Versprechen der Herausgeber ansetzen, die mit der Dokumentensammlung „exemplarisch die Möglichkeiten und Grenzen des individuellen Handelns in jener Zeit deutlich werden lassen" möchten (Bd. 7, S. 7): Gerade das leisten die Artikel Ossietzkys, in denen er immer wieder das gesellschaftliche Bewußtsein als Ort der Politik thematisiert, weit überzeugender als die hier versammelten Quellen. Zumal der nicht professionelle Leser hätte sich womöglich besser bedient gefühlt, wären die reichlich 1100 Seiten des siebten Bandes für die Kommentierung des publizistischen Werkes verwandt worden statt auf den Abdruck von Manifesten und Programmen der Vereinigungen, in denen Ossietzky sich einmal engagiert hatte, die Wiedergabe von Anklageschriften, mit denen die Staatsanwaltschaft den Journalisten seine ganze Laufbahn über verfolgte, und eine Auswahl meist nach Ossietzkys Tod gelieferter Zeitzeugenberichte, deren Quellenwert nicht erörtert wird.
Die überzeugendsten Lösungen des Rätsels, warum der Hochgefährdete 1933 nicht ins Ausland

flüchtete, finden sich denn auch nicht hier, sondern in der „Rechenschaft", die Ossietzky vor seinem Haftantritt im Mai 1932 den „Weltbühne"-Lesern ablegte: „Der ausschließlich politische Publizist namentlich kann auf die Dauer nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen entbehren, gegen das er kämpft, für das er kämpft, ohne in Exaltationen und Schiefheiten zu verfallen" und „Ich gehöre keiner Partei an – wohin also?" (Bd. 6, S. 371). Interessant immerhin das Presseecho auf den „Weltbühnen"-Prozeß 1931. Das letzte Drittel des Bandes füllen Dokumente der in der Emigration lancierten Nobelpreiskampagne – ein unabhängig von der Person Ossietzky wichtiges Beispiel für politisches Handeln unter den Bedingungen des Exils.

Auf eine Einführung zu Leben und Werk Ossietzkys verzichten die Herausgeber und weisen statt dessen auf eine Biographie hin, die zwei von ihnen, Gerhard Kraiker und Elke Suhr, eben vorgelegt haben, und zwar in der bewährten Reihe der rororo-Bildmonographien. Sie ist etwas nüchterner im Ton und kürzer als die Darstellung, die Elke Suhr selbst vor sieben Jahren veröffentlicht hat (Elke Suhr, „Carl von Ossietzky. Eine Biographie", Köln 1988). Das ältere Werk versucht, auch den Menschen, die Privatperson zu erfassen; hier dagegen gewinnt ein Leben Kontur, das fast vollständig im Politischen aufging. Die Autoren wenden sich explizit gegen das (in der alten Bundesrepublik kurrente) Bild des einseitig destruktiven Kritikers. Ihnen geht es vor allem um den aktiv handelnden Demokraten Ossietzky. Ausführlich schildern sie seine weltanschauliche und politische Entwicklung, vom Engagement im Monistenbund über den organisierten Pazifismus bis zur Kandidatur um ein Reichstagsmandat der Republikanischen Partei Deutschlands 1924. Demokratie war für Ossietzky nicht bloß eine staatliche Organisationsform, sondern eine „Denkweise" (S. 55); insofern er sich schreibend um deren Formung bemühte, bedeutete auch die Publizistik, die er später fast ausschließlich betrieb, politisches Handeln. Trotzdem wird dem „politischen Journalisten und Redakteur" nur ein vergleichsweise knapper Abschnitt gewidmet; er speist sich vor allem aus den Erinnerungen von Kollegen, die sich auch im Dokumentenband der Gesamtausgabe finden.

Zu kurz kommt der Nationalsozialismus, in dem Ossietzky früher als die meisten Intellektuellen eine ernste Bedrohung erkannt hatte. Wieder genauer gehen die Autoren dagegen auf Ossietzkys Verhalten gegenüber „Arbeiterparteien und Demokratie" ein, denn ihre Schilderung von Ossietzky Eintreten für ein „operatives Bündnis" aus SPD und KPD sowie für den Präsidentschaftskandidaten Thälmann zielt auf die Revision eines Urteils: „Ossietzky deshalb als Volksfrontromantiker abzutun ist ebenso abwegig wie seine spätere Vereinnahmung durch den sogenannten Antifaschismus der ehemaligen DDR" (S. 78). Die Beschreibung der letzten Lebensjahre – Haft, Krankheit und Nobelpreiskampagne, immerhin ein Drittel des Textteiles – hält sich dann wieder eng an die Vorgängerbiographie. Entsprechend der Tradition der rororo-Monographien wenden sich Kraiker und Suhr vor allem an interessierte Laien; insofern liegt der Wert des Bändchens denn auch weniger in der Originalität der Darstellung als darin, daß es – auch indem die Anmerkungen direkt auf die Gesamtausgabe verweisen – dazu anregt, selbst in jener auf Entdeckungsreise zu gehen. So könnte Ossietzky das Schicksal erspart bleiben, das ihm der Rezensent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung prophezeit: in der kompletten Edition seiner Werke wie in einem „Ehrengrab" vergessen zu werden.

Marike Werner

C. L. R. James and Revolutionary Marxism. Selected Writings of C. L. R. James, 1939–1949. Edited by Scott McLemee and Paul le Blanc (= Revolutionary Studies). – Atlantic Highlands/New Jersey: Humanities Press International 1994. VIII, 252 S.

Der im Mai 1989 gestorbene Cyril Lionel Robert James hat im angelsächsischen Raum längst den Ruf eines Klassikers der radikalen afroamerikanischen Befreiungsbewegung und eines marxistischen Intellektuellen eigenen Ranges. Die Londoner „Times" bezeichnete ihn, der über viktorianisches Theater und Lenin, über die griechische Polis und neue Streikformen in der US-amerikanischen Automobilindustrie, über „Moby Dick" und die Komintern, über Hegel und über den Panafrikanismus gleichermaßen kompetent schrieb, als „schwarzen Plato", und der in jeder Hinsicht am anderen Ende des medialen Spektrums angesiedelte Reggae-Poet Linton Kwesi Johnson widmete dem Andenken an C. L. R. James einen Song seiner jüngsten CD „Tings an' Times".

1901 in Port of Spain auf Trinidad, zu dieser Zeit noch Teil des britischen Empire, geboren, ging James 1932 nach England, wo er zunächst als Kricketkorrespondent des „Manchester Guardian"

arbeitete. Unter dem Einfluß der Lektüre von Trotzkis „Geschichte der russischen Revolution" und Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes" schloß er sich 1934 in London der trotzkistischen Gruppe der Independent Labour Party an. In der Kampagne gegen den italienischen Abessinienkrieg aktiv, machte er sich als führender Aktivist der Bewegung für die Befreiung Afrikas von der Kolonialherrschaft bald einen Namen als brillanter Redner. 1938 Teilnehmer am Gründungskongreß der Vierten Internationale und in deren Internationales Exekutivkomitee gewählt, verfaßte er, kurz bevor er in die USA übersiedelte, eine Studie über den Freiheitskampf der schwarzen Sklaven Haitis zur Zeit der Französischen Revolution, die sein bekanntestes und bedeutendstes Werk wurde. (1938 in London veröffentlicht, ist sie auch das einzige auf deutsch vorliegende Buch von James: „Die schwarzen Jakobiner. Toussaint L'Ouverture und die Unabhängigkeitsrevolution in Haiti" erschien 1984 als Gemeinschaftsausgabe von Pahl-Rugenstein und dem Ostberliner Verlag Neues Leben.) 1953 aus den USA ausgewiesen, dann für einige Jahre erneut in Großbritannien, kehrte er 1958 nach Trinidad zurück, wo er – u. a. als Sekretär der westindischen Federal Labour Party – in der antikolonialen Emanzipationsbewegung aktiv war.

Der hier angezeigte Band enthält eine Auswahl von Aufsätzen und Artikeln, die James in den USA, in der Zeit seiner Zugehörigkeit zur Socialist Workers Party (bzw. Workers Party) veröffentlichte. Sie umfaßt u. a. Grundsatzartikel zur Frage der Emanzipation der Schwarzen („Revolution and the Negro", „The Revolutionary Answer to the Negro Problem in the United States", „Stalinism and Negro History"), Aufsätze über die amerikanische Arbeiterbewegung und Afrika unter Kolonialherrschaft, den Essay „Trotsky's Place in History" sowie eine Auseinandersetzung mit Edmund Wilsons „To the Finland Station". Texte, die James in den vierziger Jahren als einer der Führer der sog. Johnson-Forest-Tendency in den internen Auseinandersetzungen der trotzkistischen Bewegung (vor allem über Trotzkis Charakterisierung der stalinistischen Sowjetunion als degenerierter Arbeiterstaat) verfaßte, wurden in den Band nicht aufgenommen.

Der Band fügt sich ein in eine Reihe von Sammelbänden mit Aufsätzen von James und Neuauflagen seiner größeren Arbeiten, die in den vergangenen Jahren in den USA und Großbritannien erschienen sind und die er sinnvoll ergänzt. Die ausführlichen Einführungstexte der Herausgeber (das Vorwort von Paul Le Blanc und das Nachwort von Scott McLemee) und die beigefügten Aufsätze (u. a. von Paul Buhle über Marxismus in den USA) erläutern den Kontext der Texte und erhellen eine zuletzt wenig beachtete, indes auch für seine spätere Entwicklung entscheidende Periode im Leben dieses bedeutenden revolutionären Intellektuellen.

Horst Lauscher

Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Karsten RUDOLPH und Christl WICKERT. – Essen: Klartext Verlag 1995. 516 S.

„Helga Grebing hat eine Vielzahl profunder Arbeiten und Essays zur Demokratietheorie, zur Sozialgeschichte der Arbeiterbewegung, zur Geschichte der sozialen Demokratie, zur deutschen Nachkriegsgeschichte sowie zur Geschichte und Theorie des demokratischen Sozialismus vorgelegt und somit Themen bearbeitet, deren Aktualität unverändert, wenn nicht wachsend ist" (S. 8). Deshalb haben die Herausgeber Freunde, Kollegen und Schüler um Beiträge zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts gebeten, die jetzt hier vorliegen. Im Vorwort wird sehr komprimiert der Lebensweg Helga Grebings dargestellt. Ihre Vita wird im ersten Beitrag von Stefanie Schüler-Springorum und Christl Wickert („Unversöhnte Geschichte(n). Historiker in Ost und West") noch einmal aufgenommen. Indem das Leben Helga Grebings, die unterschiedlichen Lebenszusammenhänge und -wege, die Brüche und Neuanfänge mit denen von Fritz Klein, Gerhard A. Ritter und Jutta Seidel verglichen werden, wird gewissermaßen deutsche Geschichte am lebenden Subjekt präsentiert. Die Veränderungen, die alle vier Akteure durchlebten, werden dabei nicht erst im Moment des Mauerfalls 1989 deutlich, sondern bereits durch die geschilderten gesellschaftlichen und generationellen Prägungen. Dieser Einstieg in die Textsammlung ist spannend und interessant und macht deutlich, daß auch Historiker zu Objekten der Historie werden können.

Die 30 Einzelbeiträge des Bandes sind untergliedert in sechs Themenblöcke, wobei der zweite („Die Arbeiterbewegung im Prozeß der Moderne") am umfangreichsten ausgefallen ist. Auffallend an der Gesamtkonzeption des Bandes ist die immer wiederkehrende Untersuchung von Themen

(Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Bundesrepublik bzw. SBZ/DDR) unter Wahrnehmung anderer Blickwinkel. Als störend erweist sich dabei nur die Dominanz der bundesrepublikanischen Sichtweise, was aber nicht als negativ für die jeweiligen Inhalte bewertet werden darf. Einige Beiträge, wie z. B. der von Susanne Miller („Die Gespräche der Grundwertekommission der SPD mit der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED und das ‚gemeinsame Papier'"), von Rudolf von Thadden („Gefährdete Zugehörigkeiten. Reinhard Bendix und das Problem der neuen deutschen Identität") und von Herbert Obenaus („Geschichtsstudium und Universität nach der Katastrophe von 1945: das Beispiel Göttingen") vermitteln eine z. T. sehr persönliche Note. Susanne Miller gibt einige Einblicke in ihre Überzeugungen, in ihre Stellung innerhalb der sozialistischen Bewegung und ihr Verhältnis zu Kommunisten. Der Beitrag von Ingrid Laurien („Aufstieg und Ruin der Arbeiterbewegung in Afrika. Tom Mboya und die Gewerkschaftsbewegung in Kenia") gibt interessante und neue Erkenntnisse in politische, soziale und kulturelle Zusammenhänge dieses Kontinents, der, ebenso wie andere Teile der Welt, bei der stark eurozentristisch orientierten Arbeitergeschichtsforschung, häufig außer acht gelassen wird. Andere Autoren wie Ritter, Brandt, Mommsen, Kocka, Schönhoven oder Petzina, um nur einige zu nennen, liefern kenntnisreiche Beiträge, deren inhaltliche Stimmigkeit und der solide Umgang mit den Quellen überzeugen. In das Zentrum der Besprechung möchte ich die Beiträge von Cora Stephan, Bernd Weisbrod, Peter Lösche und Hermann Weber stellen, weil die dort angesprochenen Themen in exemplarischer Weise den zeithistorischen Bogen repräsentieren, der die aktuelle Diskussion gegenwärtig prägt.

Cora Stephan („Der Große Krieg und das Kurze Jahrhundert") liefert mit ihrem Beitrag eine eingehende Analyse der durch den Ersten Weltkrieg ausgelösten gesellschaftlichen Verschiebungen. Dabei verknüpft sie geschickt die zeithistorische Darstellung mit psychologischen Betrachtungen, die das Binnenklima der Weimarer Republik langfristig beeinflußten und für ihr Scheitern ursächlich waren. Der Große Krieg ist, wie unschwer zu erkennen, der Erste Weltkrieg und das Kurze Jahrhundert bezieht sich auf die Zeitspanne der Existenz der Sowjetunion. Das Kriegsjahr 1917 steht stellvertretend für die Geburtsstunde der zweigeteilten Welt, der russischen Oktoberrevolution und der neuen demokratischen Weltordnung amerikanischer Provenienz. „Die gespaltene, die bipolare Welt [...] – auch das ist eine in den Schützengräben der Westfront geborene Sicht auf die Wirklichkeit, die mit dem Ende des sozialistischen Blocks ihren Anker verloren hat. Wo stehen wir heute?" (S. 55). Diese Frage ist nur allzu berechtigt, denn sie kennzeichnet den Spannungsbogen zwischen 1917 und 1989. Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Bedeutung des Ersten Weltkrieges für die „kollektive Erinnerung in Deutschland" (S. 55) und die daraus hergeleiteten unterschiedlichen Traditionen etwa zu Frankreich, den USA oder England. Auffallend ist, daß es bereits in der Bezeichnung einen entscheidenden Unterschied gibt, denn der Erste Weltkrieg und seine Erfahrungswelt firmierten bei den ehemaligen Alliierten als der Große Krieg, und es gibt in diesen Ländern eine lange und tiefgreifende Forschung zur „Mentalitätsgeschichte" dieses Krieges. Zwar hat sich die bundesdeutsche Historiographie, besonders im Zuge der „Fischer-Kontroverse", eingehend mit den politischen, ökonomischen und sozialen Ursachen des Krieges auseinandergesetzt. „Das aber, was eine ganze Generation von Männern direkt oder indirekt prägte, eine Erfahrung, die sie von der Gesellschaft [...] tief entfremdete [...] – blieb in der Forschung nach 1945 ausgespart" (S. 57). Durch diese Nichtthematisierung geriet allerdings auch die „menschliche Extremsituation" Krieg aus dem Blickfeld, die eine Langzeitwirkung innerhalb des gesellschaftlichen Unterbewußtseins entfaltete. Für die Autorin steht dabei eindeutig fest, daß zwei zu unterscheidende Momente existieren, die das „kollektive Gedächtnis" der Nachkriegsgesellschaft tiefgreifend beeinflußt haben: „das Erlebnis der nationalen Einheit, der Volkseinheit zu Beginn des Krieges. Und die Erfahrung der Schützengrabengemeinschaft [...], das ‚Wir gegen sie' zum Ende des Krieges" (S. 57). Die Kriegsbegeisterung verflog in allen Ländern rasch, und es wurde bald überdeutlich, daß „das große Versprechen, man würde die Bürde gemeinsam tragen, nicht stimmte. [...] Die Front wurde angesichts des ‚Verrats' der Heimat zur wahren Heimat" (S. 61). Die ehemaligen Frontsoldaten empfanden sich als Schicksalsgenossen und hielten aus Furcht und Abwehr vor der Zivilgesellschaft am soldatischen Element fest. Der Verweis auf die Tatsache, daß Marine- und nicht Frontsoldaten die Novemberrevolution auslösten, unterstreicht die von Stephan hervorragend herausgearbeiteten gesellschaftlichen Strukturen. Die Kluft zwischen Heimat und Front wurde stetig größer und durch die in Umlauf gebrachten Legenden und Mythen noch zusätzlich vergrößert. Die Gesellschaft des

Kaiserreiches zog nicht für Demokratie und Pluralismus in den Krieg, sondern für deutsche Kultur und Innerlichkeit. Man suchte die Gemeinschaft, einen tiefen Zusammenhalt und bekam eine tiefgreifende gesellschaftliche Distanzierung. Diese Entfremdung wurde durch den Versailler Vertrag noch befördert, denn er diskreditierte die demokratischen Ideale des Westens nachhaltig. „Der Friedenschluß [...] widersprach nicht nur dem Ideal der demokratischen ‚neuen Weltordnung', er kehrte [...] insbesondere der Konvention den Rükken, im Friedensschluß mäßig zu sein und keine Rache zu üben; eine Konvention, die [...] abendländische Zivilisation nachgerade verkörperte" (S. 66 f.). Hierin liegt der tiefere Grund für das Scheitern der Weimarer Republik. Ein moderater Versailler Vertrag hätte bereits die Integration der Deutschen in den Westen bewirken können.

Auf einer völlig anderen inhaltlichen Ebene bewegt sich der Beitrag von Bernd Weisbrod („Der Schein der Modernität. Zur Historisierung der ‚Volksgemeinschaft'"). Hier wird noch einmal der Begriff der Historisierung, wie ihn Martin Broszat verwendet hat, aufgenommen. Weisbrod rekapituliert kurz und treffend die unterschiedlichen Standpunkte im „Historikerstreit" und stellt dann fest: „Der ‚Historikerstreit' mag tot sein, aber die Modernisierungsdebatte lebt. Als Sinn der Historisierung hatte Broszat nämlich zuallererst die Öffnung des Zeithorizontes gefordert, um möglicherweise epochenübergreifende Modernisierungstendenzen besser begreifen zu können" (S. 255). Innerhalb der Modernisierungsdebatte hat sich der Begriff der „Volksgemeinschaft" als solch eine epochenübergreifende Tendenz herauskristallisiert. Die Ausgangsfrage lautete deshalb auch: „Was hat es aber nun mit dieser quasi volksgemeinschaftlichen Modernisierung auf sich, die mittelfristig die Systemstabilisierung und langfristig den Modernisierungsschub der deutschen Nachkriegsgesellschaft zu erklären verspricht?" (S. 226). Zunächst rekapituliert der Autor mit Dahrendorf und Schoenbaum die klassischen Theoretiker der nationalsozialistischen Modernisierungstheorie der sechziger Jahre. Erst danach geht Weisbrod auf die empirischen Belege der sozialwissenschaftlichen Modernisierungstheorie ein und stellt fest, daß „sich der vermeintliche nationalsozialistische Modernisierungsschub [...] geradezu in Luft" (S. 227 f.) auflöst. „Aus den meßbaren Indikatoren läßt sich kein Hinweis auf eine stürmische Beschleunigung der entsprechenden langfristigen Trends gewinnen" (S. 228). Sachlich und kenntnisreich werden Beispiele (Wandel der Beschäftigungsstruktur, Urbanisierungstempo, Bildungsexpansion, Steuerquote, soziale Mobilität, das Versprechen des Massenkonsums) aufgeführt, die verdeutlichen, daß ein Kontinuitätsbruch nicht stattgefunden hat, sondern daß im Gegenteil die Gesellschaft des „Dritten Reiches" selbst erst wieder Anschluß an die Entwicklungslinien der zwanziger Jahre zu gewinnen suchte. „Angesichts dieses Befundes spricht manches dafür, daß sich die These von der vorweggenommenen Modernisierungsleistung des ‚Dritten Reiches' in Teilen unserem eigenen ‚Mythos' des Wirtschaftswunders verdankt. Möglicherweise liegt aber gerade in dem uneingelösten Versprechen, in der Öffnung des Erwartungshorizontes der genuin nationalistische Beitrag zu der später einsetzenden Modernisierungsleistung des Wiederaufbaus nach der totalen Niederlage" (S. 229). Weisbrod bleibt aber nicht bei dieser Feststellung, sondern er geht, indem er zum Kern der aktuellen Diskussion vordringt, noch einen Schritt weiter. Er diskutiert im folgenden die Idee der Volksgemeinschaft. Sie wird innerhalb der Modernisierungsdebatte gern „als dynamische Antriebskraft des Systems und als Inkubator der Wirtschaftswundergesellschaft gesehen" (S. 229). Als Sinnbild dieser nationalsozialistischen, volksgemeinschaftlichen Sozialpolitik muß zuföderst die Deutsche Arbeitsfront (DAF) genannt werden. „Diese Volksgemeinschaftsagentur par excellance [...] machte sich die Bildung einer wirklichen ‚Volks- und Leistungsgemeinschaft aller Deutschen' zum Ziel" (S. 230). Anspruch und Wirklichkeit klafften aber, wie Weisbrod immer betont, auch bei der DAF auseinander, denn gewerkschaftliche Funktionen durfte sie nicht wahrnehmen und ihr betrieblicher Handlungsspielraum blieb beschränkt. So wurden zwar bis zur letzten Minute hochtrabende Entwürfe und sozialpolitische Forderungskataloge erarbeitet, allerdings ohne jegliche Aussicht auf Verwirklichung. Die DAF zeigte „als Volksgemeinschaftsagentur [...] ein völlig disparates Bild: Sie war Gesinnungspolizei, Sozialamt, Gewerbeaufsichtsamt, Volkshochschule, Reiseveranstalter, Bauträger und Eigenunternehmer in einem" (S. 235 f.). Folgerichtig muß diese Untersuchung auch zu dem Schluß kommen, daß die, mittels des Begriffs „Volksgemeinschaft", versuchte Historisierung des Nationalsozialismus zum Scheitern verurteilt ist. Dies gleich in mehrfacher Hinsicht: 1. Die volksgemeinschaftliche Modernisierung stützte sich auf längst bekannte und angewendete Überlegungen. 2. In der These von der volksgemeinschaftlichen Modernisierung erfolgt eine Rückprojektion der Erfahrungen der fünfziger Jahre. 3. Rationalisierung

und Professionalisierung sind nicht identisch mit Modernität, denn in seinem Wesen war der Nationalsozialismus geprägt von einer diffusen Angst vor der Moderne.

Mit der Polemik von Peter Lösche („Parteiverdrossenheit ohne Ende? Gegen das Lamentieren deutscher Politiker, Journalisten, Politikwissenschaftler und Staatsrechtler"), und der Autor möchte sie ausdrücklich als solche verstanden wissen, tauchen wir gewissermaßen in die politische Aktualität der Bundesrepublik ein. Lösche richtet sich gegen die seiner Meinung nach vorhandene „Einseitigkeit im Umgang mit der Parteien- und Politikverdrossenheit". Dabei ist seine Auseinandersetzung mit obigen Begrifflichkeiten nur Mittel zum Zweck. Lösche verifiziert und widerlegt gekonnt, gelegentlich sprachlich recht deftig, die populäre Gleichung Parteienverdrossenheit = Politikverdrossenheit = Demokratieverdrossenheit und arbeitet heraus, daß Parteien-, aber keine Demokratieverdrossenheit existiert und beides nicht in Abhängigkeit voneinander steht. Dann wendet er sich seinem eigentlichen Ziel zu. Die Inkarnation dieses Zieles ist der Verwaltungswissenschaftler und unermüdliche Kritiker des Parteienstaates Hans Herbert von Arnim der immer häufiger beklagt, „daß die Parteien die Gewaltenteilung überwucherten". Von Arnim wird dabei von dem Wunsch getrieben, „eine echte Gewaltenteilung zwischen Parlament und Regierung" herzustellen (S. 389). Lösche sieht von Arnim in der langen und schlechten deutschen Tradition des Antiparteienaffekts und des Antipluralismus. „Hier wird nicht nur der Antiparteienaffekt populistisch und in dampfender Weihrauchschale zelebriert, sondern es geht um Antiparlamentarismus, um Antipluralismus. Da blicken der deutsche Obrigkeitsstaat, deutsches Harmoniebedürfnis, deutsche Konfliktunfähigkeit und deutscher Autoritarismus an allen Ecken und Enden hervor" (S. 394). Das ständige Lamentieren verdecke die eigentlichen Probleme und gehe an der Verfassungswirklichkeit der Bundesrepublik vorbei. Als die eigentlichen Probleme definiert Lösche einen ganzen Fragenkanon, der der politischen Realität näher liegt und deren Aufgreifen der politischen Kultur nützen würde. „Konkret: Gibt es veränderte Strukturen sozialer Ungleichheit, die nicht mehr allein der historischen Teilung von Kapital und Arbeit entsprechen? Welche Folgen hat dies für die traditionellen sozialmoralischen Milieus und für die Parteien? Was heißt und was bedeutet empirisch ‚Individualisierung' und ‚Pluralisierung der Lebensstile'? Welche Folgen haben diese für [...] Kirchen, Gewerkschaften und Unternehmensverbände? Was bedeutet ökonomisch, gesellschaftlich und politisch [...] Ende des traditionellen Wohlfahrtsstaates [...]?" (S. 399). Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen könnte bewirken, daß die ausschließlich politische Entscheidungsebene verlassen werden kann und daß ein Zugriff auf ökonomische und gesellschaftliche Kontexte und Veränderungen möglich wird. Darin sähe Lösche einen Beitrag zur Normalisierung der Politik. Nur so könnte „die Enttäuschung über Politiker die Wähler und Bürger zu mehr Realitätsbezug führen" (S. 398).

Um die Normalisierung in der Politik, genauer in der Parteipolitik, geht es auch in dem Beitrag von Hermann Weber („Der ewige Kommunist? Die Instrumentalisierung der Vergangenheit des Politikers Herbert Wehner"). Weber liegt dabei hauptsächlich die politische Streitkultur der Bundesrepublik am Herzen und sieht diese zu Recht der parteipolitischen Instrumentalisierung preisgegeben. Dabei wird eine strikte historische Aufarbeitung des „Falles Wehner" und der z. T. grotesken parteipolitischen und publizistischen Dramatisierungen, Verdrehungen, Weglassungen und Stigmatisierungen unternommen. Diese Unterscheidung macht es Weber zunächst möglich, eine rein wissenschaftliche Bewertung vorzunehmen. Darin wird nicht an sachlicher Kritik gespart, denn es wird z. B. kritisiert, daß die von Reinhard Müller[1] vorgelegten Informationen nicht besonders viel Neues enthielten, daß eine erhebliche Dramatisierung betrieben wurde und daß die Interpretationen einseitig und interessengeleitet waren. „Im Band von Müller fehlen leider solche Dokumente, die die Behauptung [...], Wehner habe als harter Stalinist die Parteilinie immer strikt vertreten und sei für die Säuberungen mitverantwortlich, relativieren könnten. Aber auch sie gibt es" (S. 404). Wichtige Fragen, z. B. das Problem des „ideologischen Terrors", werden nicht gestellt und historische Tatsachen bewußt verzerrt. Wie Weber treffend bemerkt, sind durch „Müllers Veröffentlichungen über Wehners Verstrickungen in die Säuberungen [...] in der wissenschaftlichen Diskussion bereits einige Probleme verkürzt worden" (S. 405). Diese Verkürzungen und Vergröberungen nahmen dann durch die Darstellungen in den Medien stetig zu. Weber schildert diese „Medien-Diskussion", die dann im Superwahljahr 1994 zur „Schlammschlacht" gesteigert wurde, mit einer großen persönlichen Anteilnahme und Betroffenheit. Es ist offensichtlich, daß versucht wurde, eine Verquikkung von stalinistischen Strukturen und einer persönlichen Verantwortung Herbert Wehners zu

konstruieren. Daraus sollte dann der Nachweis gezimmert werden, Wehner habe gewissermaßen als vom MfS ferngesteuerter Politiker die Sache der DDR betrieben, Willy Brandt getäuscht und verraten. Nicht thematisiert wurde Wehners konsequenter Bruch mit dem Kommunismus und sein bedingungsloses Eintreten für die Demokratie. Nur „oberflächlich erörtert wurde in der publizistischen wie wissenschaftlichen Debatte die grundsätzliche Frage, wie weit und in welcher Form die KPD-Führung, also auch Wehner, an den Säuberungen überhaupt beteiligt waren" (S. 406). Darüber hinaus wurde die „für die Forschung so wichtige Frage nach den konkreten Mechanismen bei den Säuberungen" (S. 407) offengelassen, denn an einer wissenschaftlich fundierten Darlegung bestand kein Bedarf. Hermann Weber ergreift in seinem Beitrag Partei, als Wissenschaftler und als Mensch, und er tut dies überzeugend. Die Verantwortung und auch die Schuld Wehners werden nicht verschwiegen und nicht minimiert. Die Abkehr von den kommunistischen Überzeugungen war überzeugend und grundlegend. Auch Herbert Wehner darf die Anerkennung dafür, sich geändert zu haben, nicht versagt werden. „Sein Bruch mit dem Kommunismus nach 14 Jahren Einsatz für diese Bewegung ermöglichte es ihm, dann noch Jahrzehnte für die Demokratie zu wirken. [...] Geprägt von den Erfahrungen des Stalinismus, hat Wehner aktiv unsere heutige Demokratie mit aufgebaut, und das wird im historischen Rückblick Bestand haben bei der Beurteilung dieses sozialdemokratischen Politikers" (S. 413).

1 Reinhard Müller, Die Akte Wehner. Moskau 1937 bis 1941, Berlin 1993.

Andreas Wolf

BECK, Hermann: **The Origins of the Authoritarian Welfare State in Prussia. Conservatives, Bureaucracy, and the Social Question, 1815–70** (= Social History, Popular Culture, and Politics in Germany). – Ann Arbor: The University of Michigan Press 1995. XVI, 298 S.

Hermann Beck möchte mit seiner aus einer Dissertation hervorgegangenen Veröffentlichung nachweisen, daß preußische Konservative und Bürokratie einen nicht zu unterschätzenden und lange wirksamen Einfluß auf die Gestaltung des Wohlfahrtsstaates ausübten. Zugleich will er einen Beitrag zur andauernden Debatte über den deutschen Sonderweg leisten. Daher verfährt er durchweg zweigleisig, indem er einmal die Weichenstellungen für die Entstehung des preußischen Wohlfahrtsstaates auf der Ebene von Einstellungen und Wahrnehmungsmustern untersucht und sodann, gleichsam auf einer zweiten diskursanalytischen Ebene, die Behandlung dieser Weichenstellungen in der Historiographie seit dem Kaiserreich analysiert. Beck stützt seine Untersuchung auf die Publikationen preußischer Konservativer und die Aktenbestände der zentral mit der sozialen Frage befaßten preußischen Ministerien, insbesondere des Ministeriums des Innern, des Ministeriums für Handel und Gewerbe sowie des Staatsministeriums.

Beck geht in seinem Buch von dem Widerspruch aus, daß Preußen einerseits als Hort der Reaktion und des Militarismus in Deutschland gelte, andererseits als das klassische Land der modernen Bürokratie. Diese Bürokratie wiederum habe den preußischen Staatsgedanken vertreten sowohl im Hinblick auf ihre kontrollierende und ordnende Einmischung in die Gesellschaft als auch im Hinblick auf ihre Fürsorge für das Wohl der Staatsbürger: "Authority and benevolence are the terms that capture best the Prussian state's attitude towards its subjects" (S. VIII). Und da Preußen nach der deutschen Einigung von 1871 die Entwicklung im Reich prägte, hält Beck eine Untersuchung der Ursprünge des autoritären Wohlfahrtsstaates in Preußen für einen aufschlußreichen Weg, deutsche Abweichungen im Modernisierungsprozeß festzustellen. Sein Interesse zielt hierbei nicht auf eine Vorgeschichte der preußischen Sozialgesetzgebung, sondern auf "the mental makeup of Prussian conservatives and officials, their approach to social problems and the lower classes, the hidden motivations underlying their social involvement, the strange duality of Wohlfahrt and Staatsautorität that characterized their ideas, and finally the way their social ideas reflected back on their politics or, in the case of officials, on the institution of bureaucracy" (S. VIII f.).

In einem einleitenden Kapitel informiert der Verf. über Pauperismus und soziale Frage in Preußen, indem er zuerst deren Darstellung und Interpretation in der US-amerikanischen und deutschen Historiographie, dann in der zeitgenössischen Publizistik beschreibt und schließlich eine kurze Zusammenfassung zur „Nature of Social Problems in Prussia" (S. 16–23) und zum „Population Growth" (S. 24–30) gibt. Die sich anschließenden vier Kapitel behandeln die Ansichten und Lösungsvorschläge zur sozialen Frage, die preußische Konservative

vorlegten, sowie die Untersuchung dieser Aspekte in der Historiographie. Nachdem er in der Geschichtswissenschaft entwickelte Typologien zur Klassifizierung des preußischen Konservatismus vor 1870 als zu abstrakt abgelehnt hat (S. 34–36), nimmt der Verf. seine chronologisch strukturierte Untersuchung auf. Innerhalb des tief gespaltenen konservativen Lagers formierte sich, so Beck, erst in den 1830er Jahren ein sozialer Konservatismus, und zwar mit dem Erscheinen des „Berliner Politischen Wochenblatts" seit Oktober 1831. Die Herausgebergruppe dieses bis 1841 publizierten Organs nimmt Beck als erste einflußreiche konservative Gruppierung in den Blick. Er konstatiert deren gemeinsames Weltbild vor allem darin, daß sie sich heftig für den Erhalt aller guten und wohlerworbenen Rechte einsetzte und die Rückkehr zum Ständestaat forderte. In der Kompromißlosigkeit ihres Antimodernismus unterschied sich diese Gruppe um das „Berliner Politische Wochenblatt" von allen anderen konservativen Gruppierungen (S. 60). Besondere Aufmerksamkeit wird sodann Joseph Maria von Radowitz zuteil, der sich, von Herkunft und Konfession her ein Fremder im Lager des preußischen Konservatismus, 1837 aus der Redaktion des „Berliner Politischen Wochenblatts" zurückzog. Radowitz unterschied sich von anderen preußischen Konservativen insbesondere dadurch, daß er dem Staat die Verantwortung für die Lösung der sozialen Frage zuwies und darauf drängte, ein „soziales Königtum" zu errichten, denn in der direkten Verbindung zwischen König und Proletariat liege die Chance, ein Gegengewicht gegen den Materialismus des liberalen Bürgertums zu bilden und damit letztlich auch die Monarchie zu retten (S. 68–70). Anschließend erörtert der Verf. die Position Ludwig von Gerlachs, der im ständischen Sinne für die Sozialbindung von Eigentum eintrat. Hiervon unterscheidet sich deutlich der Standpunkt des Victor Aimé Huber, der im Pauperismus vor allem ein moralisch-religiöses Problem (das der Bindungslosigkeit) erkannte und vorschlug, die Armen sollten sich unter Führung des Staates zu Hilfsassoziationen auf Gegenseitigkeit zusammenschließen (S. 85 f.). Dem von Konservativen erst im Lauf der 1840er Jahre artikulierten Ruf nach staatlicher Initiative schloß sich auch Carl Rodbertus an, in dem Beck den konservativen Gegenspieler von Ferdinand Lassalle sieht, mit dem er die Vorliebe für einen starken Staat und die Abneigung gegen jeden Liberalismus geteilt habe (S. 94). Während der strenge Antiliberalismus Rodbertus mit den Konservativen verband, stand er als Befürworter eines Staatssozialismus (S. 95–98) völlig allein unter den konservativen Sozialtheoretikern. Abschließend untersucht Beck Hermann Wageners konservativen Sozialismus in der Reichsgründungszeit und den sozialen Konservatismus bis Ende der 1870er Jahre. Der Verf. betont, daß Wagener (von August Bebel als Königlich-Preußischer Hofsozialist charakterisiert) schon früh in der Arbeiterfrage die Machtfrage erkannte, und arbeitet insbesondere die Kontakte und die politischen Gemeinsamkeiten zwischen Wagener und Lassalle heraus: die Ansicht, daß individuelle Bedürfnisse sich den gesellschaftlichen unterzuordnen hätten, daß Staatskapitalismus privatem Unternehmertum vorzuziehen sei, und die große Bedeutung, die der Organisation der Menschen zukomme (S. 107–112). Insgesamt zeichnet Beck also den Weg nach, den preußische Konservative zwischen 1815 und 1870 zurücklegten von ihrer einstigen Ablehnung einer starken Bürokratie, eines starken Königs und einer Verfassung hin zu dem Konzept eines Sozialen Königtums. In dieser politischen Option sieht Beck „a kind of Bonapartism avant la lettre" (S. 118). Mit Blick auf Oswald Spenglers „Preußentum und Sozialismus" konzediert er den Konservativen einen immensen politischen Einfluß, denn sie hätten den politischen Diskurs bestimmt. Die Kontinuitätslinien werden konsequent bis zum Nationalsozialismus gezogen, denn "ironically enough, the only 'social kingdom' German history knew was the Third Reich" (S. 122).

Im zweiten Hauptteil behandelt der Verf. die preußische Bürokratie. Nach längeren Ausführungen über die vorwiegend positive Bewertung der preußischen Bürokratie in der einschlägigen Historiographie erklärt er eingehend die Verwaltungsstrukturen. Anschließend untersucht er die Armengesetzgebung der 1840er Jahre, die sich in dem Konflikt befand, das Prinzip der Freizügigkeit zu erhalten und die Unterstützungspflicht unmißverständlich festzuschreiben. Anhand von Memoranden des Geheimen Regierungsrates von Meding arbeitet der Verf. heraus, daß die Staatsverwaltung eine konservative Position bezog, denn ihr Verständnis von Freizügigkeit folgte keinem liberalen Prinzip, sondern zog Kontrolle nach sich (Einwohnermeldegesetze). Auch gegenüber den in den 1840er Jahren einsetzenden Gründungen von Vereinen für das Wohl der arbeitenden Klassen habe sich die Bürokratie sabotierend verhalten, denn die Partizipation der Bürger sei vorrangig als drohender Machtverlust gesehen worden (S. 189, S. 195 f.). Am Beispiel der Anfänge preußischer Arbeitsschutzgesetzgebung in den 1830er

und 1840er Jahren erklärt Beck sodann die Handlungsunfähigkeit der Bürokratie mit ihrer tiefen inneren Spaltung in Anhänger eines Wirtschaftsliberalismus und Unterstützer einer Staatsintervention (S. 218). Nach der Revolution von 1848 sei die Initiative für sozialpolitisches Handeln an das Abgeordnetenhaus übergegangen und soziale Themen seien politisiert worden. Mit der Gründung der SPD schließlich sieht der Verf. die soziale Frage völlig in der politischen Frage aufgehen.

Die Geschichte des sozialen Konservatismus und seines Einflusses auf den preußischen Wohlfahrtsstaat ist von der Geschichte seiner historiographischen Aufarbeitung und politischen Funktionalisierung im 20. Jahrhundert nicht zu trennen. Beck konstatiert in Preußen bis 1870 eine Konvergenz konservativen sozialen Denkens mit bürokratischen Argumentationsmustern, die beide gemeinsam den Ausgangspunkt für den autoritären Wohlfahrtsstaat bildeten. Das Modell des sozialen Konservatismus, der bis ins 20. Jahrhundert hinein einflußreich blieb, sah vor, die Unterschichten durch eine materielle Versorgung seitens des autoritären Staates in eine Gemeinschaft einzubinden, statt sie durch Demokratisierung politisch in die Gesellschaft zu integrieren. Der „Sonderweg" erweist sich somit als ein zeitgenössisches ideologisches Konstrukt, das Staatsgesinnung durch die Betonung der Differenz kreiert: durch das Sonderbewußtsein, einer speziellen Gemeinschaft und nicht einer individualisierten Gesellschaft westeuropäischen Stils anzugehören. Mit Hilfe dieses Bewußtseins konnte der „Sonderweg" dann zu einer spezifisch deutschen Kulturaufgabe aufgebauscht werden, ohne das in der Staatsbürgerschaft eingeschriebene Herr-Untertan-Verhältnis zu gefährden.

Die deutsche Historiographie hat den preußisch-deutschen „Sonderweg" sowohl im Kaiserreich wie auch in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus positiv bewertet. Kritik wurde zuerst in der US-amerikanischen Geschichtsschreibung der 1950er Jahre von emigrierten deutschen Historikern formuliert, von dort importiert und mit kleiner Zeitverzögerung dann auch in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft seit den 1960er Jahren laut. Während die Kritiker am „Sonderweg" dessen legitimatorische Funktion für den preußisch-deutschen Staat unterstrichen, entging ihnen erst einmal, so Beck, der Beitrag zur Herausbildung einer politischen Identität, den sie exakt mit ihrer Sonderwegskritik leisteten: die Westbindung in der (alten) Bundesrepublik zu stärken.

Die vorliegende Arbeit ist eine überaus spannende und inspirierende Untersuchung über die Anfänge des deutschen Wohlfahrtsstaates sowie über vermeintliche und konstruierte Kontinuitäten in der deutschen Geschichte. Hieran ändert auch einzelne Kritik nichts, etwa daß der Gang der Argumentation nicht immer völlig klar ist (z. B. erscheint die Verwaltung bisweilen als eigenständiger Faktor, bisweilen eher als Instrument des konservativen grundbesitzenden Adels) und daß die eingenommene Perspektive manchmal konservativer Propaganda aufzusitzen scheint (z. B. in der Stilisierung des übermächtigen Staates oder auch der Gefahr, die vom Liberalismus ausging). Das Buch regt insbesondere dazu an, die Anfänge der Arbeiterbewegung und den Einfluß ihrer Organisationen auf die Gestaltung des Sozialstaates gründlich zu überdenken und neu zu erforschen. Die von Beck herausgearbeiteten Übereinstimmungen zwischen Sozialisten und Konservativen darüber, daß Restriktionen der persönlichen Freiheit unverzichtbare Voraussetzung für das Funktionieren einer Gesellschaft sind, daß die Mitglieder einer Gesellschaft Bindung und Schutz vor Freiheit bevorzugen, daß der Gesellschaft die größte Gefahr durch das Bürgertum und Liberalismus drohe, bedürfen dringend der Überprüfung und Einordnung. Zu wünschen wäre, daß in einer solchen Studie ebenfalls, wie von Beck vorgeführt, die Geschichte der geschichtswissenschaftlichen Bearbeitung des Themas in die Analyse einbezogen würde.

Christiane Eifert

SPODE, Hasso: **Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland.** – Opladen: Leske und Budrich 1993. 388 S.

WYRWA, Ulrich: **Branntewein und „echtes" Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert** (= Sozialgeschichtliche Bibliothek bei Junius, Bd. 7). – Hamburg: Junius Verlag 1990. 314 S.

Gerade unsere scheinbar übermächtig rational durchorganisierte gesellschaftliche Gegenwart hält viele Süchte bereit, von der Arbeits- und Kauf-, über die Spiel- und Fernseh-, bis zur Tabletten- und eben Alkoholsucht. Der Angebote und Gelegenheiten zur Entrückung und Verzückung gibt es mehr als früher. Zu groß wohl ist der Druck der Rationalität bis in den kleinsten Winkel des Alltags und die „Seelen" der Menschen hinein, sich ihm

durch „Trunkenheit" zeitweilig oder dauerhaft, aus eigenen Stücken oder irgendwie hineingeraten, zu entziehen. Es ist fraglich, ob es sich hierbei um außergewöhnliche Ausbrüche oder um ganz „normales" menschliches Verhalten handelt. Auch steht die Frage im Raum, ob denn eine total rationale Gesellschaft überhaupt lebensfähig und lebenswürdig ist.

Was die Sehnsüchte befriedigt, die Fahrten und Fluchten ins „Übernatürliche", ins Unbewußte, ins Unkontrollierbare, ins Ich oder auch ins Wir anregt, befördert, erzeugt oder erzwingt, muß „einverleibt" werden. Es geschieht dies durch Essen und Trinken, Hören und Sehen, Riechen und Schmecken – neuerdings auch durch Inhalieren und Spritzen. Das Ergebnis ist ein körperlicher Vorgang, der ein geistiges Ergebnis stimuliert. Unsere deutsche Sprache macht rein dem Worte nach keinen großen Unterschied zwischen geistig-spiritueller Transzendation und geistigem Flug durch Drogen. Alkohol zählt bei uns ausdrücklich zu den „geistigen" Getränken.

Beide extremen „geistigen" Wege sind in unserer Kultur zwar umstritten, aber legitim. Kein „einzig richtiger Pfad" in die allein selig machende „Trunkenheit" ist religiös oder staatlich vorgegeben. Beide Möglichkeiten werden in Grenzen und Kombinationen toleriert. Das ist Resultat einer Historie, in der „geistige Getränke" und „Geisteswelt" stets widersprüchlich koalierten, wie Spode in seiner Kulturgeschichte des Alkoholgebrauchs in Mitteleuropa, speziell in Deutschland, nachzeichnet. Deren jeweiliges Verhältnis zueinander gab und gibt den hiesigen Generationen bestimmte Muster des Umgangs mit Alkohol vor, die wiederum physischen Konditionen und sozialen Beziehungen unterliegen.

So resümiert Hasso Spode eine „Domestizierung des Alkohols" in wilhelminischer Zeit, die auf heute ebenso überkommen ist wie die Argumentationen der Kontrahenten: „Die Abstinenzbewegung war einerseits stark genug, um tradierte Anschauungen über den Alkohol ins Wanken zu bringen, insbesondere den Trinker zu pathologisieren [und das Saufen ohne Maß kulturell zu diskriminieren und juristisch zu kriminalisieren] – sie war anderseits zu schwach, um eine Massenbasis zu erlangen, die scharfe gesetzliche Restriktionen hätte durchsetzen können" (S. 267). Prohibitionen, das zeigen entsprechende Versuche zwischen Moskau und New York, zeitigten meist wenig Erfolge. Sie scheiterten an persönlichen und kommerziellen Bedürfnissen, besonders aber an der Macht der Gewohnheit.

Diesem Widerstreit widmet sich Spode. Er belegt die kulturelle Gewalt überkommener Sitte am Beispiel des in aller Regel geselligen Konsums vergorener Getränke. Dabei sah sich der Autor von vornherein mehreren Einwürfen gegenüber, die er in der kurzen Einleitung zwar andeutet, sich aber dann, auch auf die Gefahr künftiger Anfechtungen, über sie erhebt; so der Vorwurf, man könne nicht so einfach 2000 Jahre historisch überfliegen. Ihm setzt Spode entgegen, die Lehrstuhl- und Fachgrenzen hätten zu einer „Kleinkammerung der historisch-soziologischen Wissensproduktion" (S. 11) geführt.

Um den aktuellen Umgang mit Alkohol, „die gegenwärtige ‚Suchtgesellschaft' verstehbar" (S. 10), und die vorherrschend abwehrende Haltung zu „gesünderen" Rauschmitteln erklärbar zu machen, sieht sich der Autor in der direkten Nachfolge der Kultur- und Sittengeschichten des 19. und 20. Jahrhunderts (vgl. S. 15), die von Historikern wie Kulturtheoretikern oft gleichermaßen verrissen wurden. Spode will sich auf alle vorherigen Werke beziehen, die sich jemals der Alkoholfrage kulturwissenschaftlich, sozialhistorisch oder medizinisch widmeten. 50 Seiten Anmerkungen und fast 40 Seiten Quellen- und Literaturverzeichnis belegen die empirische Basis und setzen Maßstäbe. Verlag und Autor konnten sich leider nicht entschließen, gewissen populärwissenschaftlichen Ansprüchen und insbesondere der Schausucht Tribut zu zollen, um den Leserkreis zu vergrößern, ohne den wissenschaftlichen Wert zu mindern: Die Aufmachung ist insgesamt etwas trist, mit kleiner Schrift und nur etwa 35 Schwarzweißbildern. Da kommen andere Studien fescher daher (etwa Hübner/Hübner: „Der deutsche Durst").

Die bisherige Kritik am Buch hält sich in Grenzen. Das liegt zum einen an der schon angedeuteten zeitlichen Spannweite, die Fachhistoriker die Stirn runzeln läßt: vom archaischen Gelage, besonders dem germanischen (um die spätere Ideologisierung deutschen Trinkens relativieren zu können); Rausch und Realität im Mittelalter, eingeschlossen die Christianisierung und Einbindung des Alkohols in die kirchliche Festkultur; Neuzeit als Phase von Nüchternheit, Pöbelexzessen und neuen Rauschmitteln; schließlich die Industrialisierung als Kultivierungsphase der „Suchtgesellschaft", aber auch als Produktionsphase der negativen „Suchtpersönlichkeit" (vgl. S. 258/59), im Spannungsfeld zwischen Kommerzialisierung des Verkaufs und vereinsmäßiger bzw. staatlicher Einflußnahme auf das soziale Normengefüge des Trinkens.

Das Problem jeder kulturgeschichtlichen Darstellung ist das der Wertung. Da nützt es wenig, den Kulturwissenschaften (!) eingangs zu bescheinigen, sie hätten „genug Verständigungsprobleme mit sich selbst" (S. 10). So sehr das stimmt, so sehr ist deren Wertdiskussion von Belang, weil sie Einschätzungen vorgibt und Deutungen teilweise monopolisiert, an denen Historiker nicht so einfach vorbeigehen können. Schon, ob Alkoholgebrauch überhaupt zur Kultur gehört, ist keine Debatte irgendwo. Am Schluß des Bandes wäre etwas mehr kontroverser Diskurs angezeigt gewesen, denn Spode hat schließlich analysiert, worüber manch ein „Kulturalist" nur spekuliert und was mancher Ordinarius für Geschichte gar nicht erwähnenswert findet. Spodes kulturelle Prognose, „wir erleben eine Ausbreitung der Sucht auf immer weitere Gruppen und Verhaltensbereiche" (S. 273), stellt sich neben andere, ohne Beziehungen anzudeuten (etwa zu den Thesen von der Kulturgesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Risikogesellschaft usw.).

Das Kulturelle am Trinkverhalten im allgemeinen und bei Arbeitern im besonderen ist nach wie vor eine offene Frage, eben weil der Werthorizont sich ständig ändert. Interessierte lange Zeit die „Politisierung der Wirtshausgeselligkeit" (Reulecke u. a.), folgten dem Untersuchungen zu den bürgerlichen und proletarischen Trinkgewohnheiten (Schivelbusch u. a.), so bewegt heute viele Forscher, nicht nur angesichts ethnischer und religiöser Konflikte, wie, warum und wann kulturelle Annahmen in politische Strategien umschlagen. Da lohnt nicht nur ein Blick in Spodes Andeutungen über die Entartungs- und Rassereinheitstheorien (etwa S. 222 f., S. 236 f.), sondern in Ulrich Wyrwas schon länger vorliegende solide Studie über die Trinkkultur bei Hamburger Arbeitern. Der Autor ist vorsichtiger als Spode in seinen Wertungen. Er bezieht Befunde über vorproletarische Schichten am konkreten regionalen Beispiel ein und deutet den Import archaischer Trinksitten durch Zugereiste an. Wyrwa verdeutlicht dabei, wie sich bestimmte Muster tradieren als „Ensemble von Werten, Gesten und Ritualen, Verboten und Verpflichtungen", die in „einer sozialen Klasse" herrschen (S. 22).

Während bei Spode, dem Thema und dem Material verpflichtet, stärker Ansichten und Streitfragen für und gegen den Alkohol vorgestellt werden, finden sich bei Wyrwa diese Debatten stärker in Bezug auf ein historisch konkretes Subjekt, das seine Kultur ausbildet und unter anderem auch Bier und Schnaps trinkt. Hamburger Arbeiter finden zur Arbeiterbewegung, weil sie dort gesellig trinken und, dies ein Moment, das bei Spode zu kurz kommt, die Insubordination (vgl. S. 79 mit S. 187 ff.) pflegen, weil sie die psychophysische, die „geistige" Kraft von Alkohol geistig „freier" und in ihrem Verhalten unbekümmerter macht. Die physiologische Wirkung von Alkohol ermutigt sie in ihrem, nach Lüdtke, „Eigen-Sinn", stärkt und immunisiert sie gegen Disziplinierungszumutungen auf Arbeit und in der Freizeit. Erst dadurch kommunizieren sie über heikle Themen auf eine oppositionelle Weise in der Öffentlichkeit. Die Sozialdemokratie, Wyrwa beschreibt dies Schritt für Schritt, kultiviert den Alkoholgebrauch parallel zu bürgerlichen Veredelungsbemühungen. Fast wehmütig schließt der Autor: „Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verteidigten die Arbeiter noch ihre entwickelten Formen des geselligen Trinkens, drückten ihre Zustimmung zum Bier und zum mäßigen Genuß geistiger Getränke aus und wiesen die asketischen Ansprüche der abstinenten Arbeiter zurück" (S. 234). Inwiefern es sich bei dem, was historisch darauf folgt, um einen kulturellen Verlust handelt, läßt Wyrwa allerdings unerörtert.

Resümee: Die Massenkultur seit den Zwanzigern hat nicht nur die Süchte kommerzialisiert (und damit demokratisiert). Sie hat auch Individuationen befördert (und damit die Privatisierung und Verhäuslichung bestimmter Süchte). Situationsbedingte und flüchtige Erlebnisgruppen prägen heute das aktuelle öffentliche Terrain der Süchtigkeit. – Wyrwa setzt den Wandel voraus, indem er den Leser auf vergangenes Arbeiterleben schauen läßt. Spode geht von ihm aus, indem er die jetzige Zeit „Suchtgesellschaft" nennt und ihre Entstehung am Beispiel des Alkohols verfolgt. Beide Bücher werfen Fragen nach dem Zusammenhang von sozialen Bewegungen und ihren Süchten und Sehnsüchten auf. Bleibt abschließend der Wunsch zu wissen, welche heute üblichen Suchtmittel vielleicht welche Insubordinationen überhaupt noch auslösen? Ist die kulturelle Wirkung der Suchtbefriedigung so verfestigt, daß sie auf Dauer für politische Bravheit sorgt?

Horst Groschopp

WEBER, Sven: **„Trotz unserer Minderheit hoffen wir zu siegen". Sozialdemokratie in Marburg-Biedenkopf von 1869 bis 1914.** – Marburg: Schüren Presseverlag 1994. 192 S.

Bei diesem Buch handelt es sich um die Festschrift zum 125. Geburtstag der SPD der Stadt Marburg und im Landkreis Marburg-Biedenkopf. Am

28. Mai 1869 wurde der ADAV gegründet, „sechs Jahre nach der Gründung des ADAV durch Ferdinand Lassalle in Leipzig" (S. 7) und kurz vor der Gründung der SDAP durch Bebel und Liebknecht in Eisenach. Damit ist die SPD die älteste Partei in der Stadt und im Landkreis, mittlerweile aber auch die mitgliederstärkste und die regierende Partei. Dieser Weg war beschwerlich und mühsam, und dieses Buch stellt den Versuch dar, ihn bis zum Ersten Weltkrieg nachzuzeichnen. Das Projekt wurde 1990 begonnen; der Kieler Historiker Sven Weber konnte dafür gewonnen werden. Finanziert wurde ein Großteil der Sach- und Reisekosten vom „Verein zur Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Marburg-Biedenkopf e. V." Eine solche Konstellation ist begrüßenswert, denn diese Initiativen übernehmen zahlreiche Vorarbeiten und sind häufig eine starke Triebfeder solcher Projekte. Die geplante Weiterführung der Marburger Arbeitergeschichte bis in die heutige Zeit muß allerdings noch warten, weil die AB-Maßnahme nicht verlängert wurde. „Thema dieses Buches ist somit die Geschichte der Sozialdemokratie in Marburg-Biedenkopf von den Anfängen bis 1914", und der Autor betont zu Recht, daß die Ausweitung auf Biedenkopf gerechtfertigt ist, „weil von Marburg aus in Biedenkopf agitiert und auch schließlich 1919 ein Ortsverein gegründet werden konnte. Neben Kassel und dem Frankfurter Raum hatte sich die Marburger Region als ein drittes Zentrum der Sozialdemokratie gebildet, das zwar schwächer war als die beiden ersten, jedoch die Ideen des Sozialismus in Oberhessen verbreiten half" (S. 9).

Die Erforschung des Beginns und der schwierigen Entwicklung der Sozialdemokratie in diesem industriell unterentwickelten Raum macht eine Auseinandersetzung mit dem Quellen- und Forschungsstand notwendig. Ob allerdings eine so eingehende Verortung innerhalb der Lokal-, Regional- und Parteigeschichte geleistet werden muß, darf bezweifelt werden, zumal die daraus abzuleitende und zu praktizierende Vorgehensweise nicht deutlich wird. Eine straffere und konzentriertere Darstellung wäre angebracht gewesen, zumal Weber zu häufigen Wiederholungen neigt. Für die Übersichtlichkeit der Arbeit wäre es günstiger gewesen, wenn der Autor die biographischen Angaben der wichtigsten Persönlichkeiten der Marburger Sozialdemokratie in einem Kapitel zusammengefaßt hätte. Um Unterschiede stärker verdeutlichen zu können, hätten die Kreise Marburg und Marburg-Biedenkopf getrennt betrachtet werden sollen. Des weiteren hätte das Verhältnis der Marburger zu den Sozialdemokraten in Frankfurt und Kassel im Zusammenhang geschildert werden müssen, um so auf organisatorische und strukturelle Unterschiede besser einzugehen und um diese überhaupt deutlich machen zu können. Ebenso hätten das Pressewesen, die Wahlkampforganisation und -agitation und ihre Behinderungen zusammengefaßt werden müssen. Immer wieder verliert Weber sein eigentliches Objekt aus den Augen. Er geht z. B. zu eingehend auf die vorpreußische Zeit ein und vermischt im Fortgang der Untersuchung zahlreiche Informationen über die wirtschaftliche und soziale Struktur Marburgs und des Landkreises Marburg-Biedenkopf miteinander.

Die Darstellung der Bedeutung der Gründung der Marburger Sozialdemokratie 1869, als Zweigverein des Lassalleschen ADAV und die Entwicklungslinien, die zu dieser Gründung führten, ist im Ergebnis als recht unglücklich zu bewerten, weil Weber zu häufig in die Zukunft ausgreift, mit allzu vielen Personen, Namen und Orten jongliert und leider zu oft mit unklaren Termini arbeitet. Gerade bei der Untersuchung eines landwirtschaftlich strukturierten Raumes wie Marburg und Umgebung, der erst mit erheblicher Verspätung in das industrielle Zeitalter eintrat, wäre es von großer Bedeutung gewesen, vorab die Begriffe Arbeiter, Arbeiterbewegung, Klasse, Klassenbewußtsein, Proletariat zu definieren. Daß dies unterbleibt bzw. in unwissenschaftlicher und unreflektierter Art und Weise geschieht, mindert den Wert dieser Arbeit erheblich. Für Weber steht leider frühzeitig fest, daß die „Marburger Sozialdemokratie [...] von Anfang an eine Arbeiterpartei" war (S. 51). „Während des Kaiserreiches ist die Sozialdemokratie in Marburg eine Klassenpartei geblieben" (S. 52). Eine überraschende Feststellung, aber was hätte sie sonst sein sollen bzw. können? Aber solche Plattheiten sind leider die Regel und auch die Anrufung von Robert Michels, einem der führenden Marburger Sozialdemokraten und bekannten Theoretiker, hilft da nur wenig. Dessen Feststellung, daß „die parteioffizielle Ausbreitung der Sozialdemokratie in den Kleinstädten überhaupt mehr in die Tiefe einzelner Arbeiterkategorien als in die Breite der Arbeiterschaft gegangen ist", ist unter der ständigen Berücksichtigung der Marburger Sozialstruktur wenig überraschend. Die Schwäche der industriellen und sozialen Struktur setzte sich immer auch in der Struktur der örtlichen Parteiorganisation der SPD fort, und dies bedeutete immer wenige Mitglieder, kaum geeignete Redner, Geld- und Materialsorgen. Das war damals schon so und ist heute auch noch

in zahlreichen Gegenden Deutschlands anzutreffen. Leider gibt es auch Studien zur Arbeitergeschichte, die wenig fruchtbar und aussageschwach sind. Diese gehört eindeutig dazu. Mit einem besseren strukturellen Aufbau hätten die zahlreichen Informationen und gewonnenen Ergebnisse sicherlich auch partiell überregionale Gültigkeit beanspruchen können.

Andreas Wolf

BESSEL, Richard: **Germany After the First World War.** – Oxford: Clarendon Press 1993 und 1995. XV, 325 S.

Richard Bessel betrachtet den Ersten Weltkrieg als ein zentrales Element für das Scheitern der Weimarer Republik. Er untersucht deshalb in sozialhistorischer Perspektive, welche Auswirkungen dieser Krieg sowie die Wandlungen der Nachkriegsjahre auf die politische Kultur der Weimarer Republik hatten und wie dieser Krieg in Erinnerung behalten wurde (S. VII). Im Mittelpunkt der Studie steht die Demobilmachung, verstanden als ein weiter Begriff, der soziale, psychologische, ökonomische und militärische Prozesse umfaßt. Die wichtigsten Argumentationslinien – in der Substanz aus seinen Aufsätzen bekannt – entwickelt Bessel in den Abschnitten über die Rückkehr der Soldaten, über die Demobilmachung der Wirtschaft, der Arbeiterschaft und des Arbeitsmarkts, in dem sehr beeindruckenden achten Kapitel über den Wandel der moralischen Ordnung sowie bei den zusammenfassenden Ausführungen über die Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs auf die Weimarer Politik.

Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung weigerte sich, so Bessel, die Nachkriegsordnung – vor allem den Versailler Vertrag – anzuerkennen und war somit nicht in der Lage, den Handlungsspielraum der Regierung realistisch einzuschätzen (S. 254 f.). In allen wichtigen Fragen wurde immer wieder versucht, zu einer vagen, scheinbar stabilen Vorkriegsordnung zurückzukehren, die es in dieser Form jedoch niemals gegeben hat (S. 26, S. 63, S. 102, S. 160, S. 223); somit unterblieb der Übergang von einer Kriegs- zur Friedensgesellschaft (S. 283). Dieses Nichtanerkennen der vom Krieg ausgelösten Wandlungsprozesse und der Unmöglichkeit, zu Vorkriegsverhältnissen zurückzukehren, bestimmte auch die wirtschaftliche Demobilmachung. Sie legte keinen Grundstein für einen soliden, langfristig orientierten wirtschaftlichen Wiederaufbau, sondern war ein Ad-hoc-Krisenmanagement, ein „wristlin through" (S. 120). Bessel muß jedoch zugestehen, daß angesichts der drängenden politischen Probleme vermutlich eine praktikable Alternative fehlte.

Wie Bessel im achten Kapitel nachweisen kann, prägte dieses verklärende Verlangen nach einer Rückkehr zur fiktiven Normalität der Vorkriegsjahre auch die Debatten über den scheinbaren Verfall der öffentlichen Moral und Ordnung sowie des Familienlebens. Dabei ging es den Eliten nicht um die konkreten Problembereiche gesellschaftlichen Wandels der Nachkriegsjahre (z. B. Alkoholkonsum, Scheidungsraten, Geschlechtskrankheiten oder Jugendkriminalität). In dieser bewegten Zeit zerbrachen auch nicht, wie von Zeitgenossen immer wieder betont wurde, moralische Normen und Wertvorstellungen. Vielmehr interpretiert Bessel diese Nachkriegsentwicklungen als eine Reaktion auf die akuten wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen. Die Brüche (cracks) in der Gesellschaft wurden jetzt so deutlich wie nie zuvor freigelegt. Dies war gekoppelt mit einem zeitweisen Macht- und Autoritätsverfall auf vielen Ebenen. Die aus einer verzweifelten Suche nach Stabilität resultierende Flucht in illusionäre Hoffnungen und Wunschträume, die „moral panic" (S. 251), konfrontierte die Weimarer Politik mit Anforderungen, die sie niemals lösen konnte. Dies galt um so mehr, als die Wahrheit über den Ersten Weltkrieg und über die Folgen der Niederlage in den öffentlichen Debatten keinen Raum fanden. Deshalb war es gleichzeitig möglich, den Krieg zu glorifizieren, und unmöglich, den harten wirtschaftlichen und politischen Realitäten ins Gesicht zu sehen. Das Resultat war eine Flucht aus der politischen Verantwortung, die Bessel am Beispiel der Kriegsopferversorgung veranschaulicht (S. 274–282). Das Zusammenwirken von „moral panic" mit der Machtlosigkeit des Weimarer Staats, gegen diesen scheinbaren sittlich-moralischen Verfall vorzugehen, bildete ein „particulary dangerous terrain on which to practise democratic politics" (S. 253).

Hier konnte v. a. die NS-Politik mit ihrem zentralen Propagandabild eines gemeinsamen Kriegserlebnisses der Frontgeneration anknüpfen. Mit diesem ideologischen Konstrukt war die NS-Propaganda in der Lage, die Diskussionen realer sozialer Bedürfnisse und wirtschaftlicher Prioritäten zu überwinden; sie hob die Politik in den Bereich von Mythen und Fiktionen (S. 282). Mit diesen Mythen, die sich auf die scheinbar homogene „Frontgeneration" bezogen, räumt Bessel gründlich auf. Er zeigt, wie der Krieg höchst unterschiedlich

erlebt wurde, so daß sich von keinem einheitlichen Erfahrungsmuster sprechen läßt. Auch wurden die heimkehrenden Truppen nicht von der Heimatbevölkerung mißachtet. Vielmehr hatten sich viele zurückmarschierende Verbände aufgelöst, waren Soldaten massenhaft desertiert (S. 89, S. 264). In Abgrenzung zur älteren Forschung betont Bessel, daß den meisten ehemaligen Soldaten der Wiedereinstieg in das bürgerliche Leben relativ problemlos gelang. Diejenigen, die den plakativen Begriff der Frontgeneration am meisten benutzten, so Bessel, waren selbst zu jung gewesen, um am Krieg aktiv teilzunehmen. Es war eher diese Generation, aus deren Reihen später viele Naziaktivisten kamen (S. 260, S. 273). Neben den Mythen um die Frontgeneration lastete eine weitere Nachwirkung des Ersten Weltkriegs schwer auf der Weimarer Republik: die massive Präsenz physischer Gewalt – der „Kampf" hinterließ deutliche Spuren im politischen Tagesgeschäft. Auch in der Innenpolitik hatte also der Frieden keinen Einzug gehalten. Bessel betont, „a line had been crossed [...] German domestic politics after 1918 became an expression of a latent civil war, which culminated in the brutal suppression of the Left by the nazis in 1933" (S. 262).

Im Vergleich zu der quellengesättigten, differenzierten und aus der Tiefe der Gesellschaft heraus argumentierenden Analyse in den einzelnen Kapiteln enttäuscht vor allem eine von Bessels Schlußfolgerungen: In der Weimarer Republik habe es keine öffentlich und offen ausgetragene Debatte über den verlorenen Krieg und dessen Folgen gegeben. Ein funktionierendes politisches System benötige aber eine breite öffentliche Anerkennung der Grenzen, innerhalb derer sich politische Entscheidungen bewegen können. Die daraus sich ergebenden Illusionen und Wunschträume konnten vor allem von den Nazis ausgebeutet werden (S. 273 f.). Diese Argumentation reduziert das Scheitern der Weimarer Republik stark auf die Ebene formalpolitischer Meinungsbildung, die – obwohl gewiß nicht unbedeutend – hiermit ein wohl zu starkes Gewicht erhält. Diese sozialgeschichtlich unbefriedigende Erklärung verliert auch deshalb an Überzeugungskraft, weil Bessel hier – wie auch in anderen Passagen – mit dem unpräzisen Begriff *der* Deutschen argumentiert und nicht nach gesellschaftlichen Gruppen, Schichten oder Klassen unterscheidet. Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die überstrapazierte Erklärungskraft des Begriffs Demobilisierung. So werden z. B. die in den Nachkriegsjahren massiv zurückgegangenen Arbeitsleistungen (S. 144–151) zu sehr als individualisierter Vorgang gesehen. Wie neuere Arbeiten zeigen, kam hierin jedoch mehr als eine passive psychische Demobilisierung zum Ausdruck. Diese Arbeitshaltung war auch ein – zumindest teilweise – politisiertes Verhaltensmuster, in dem sich das stark gestiegene Selbstvertrauen der Arbeiterschaft ausdrückte. Ungeachtet dieser Kritik hat Bessel eine Studie vorgelegt, die den Forschungsstand über diese Zeit entscheidend bereichert hat und der eine baldige deutsche Übersetzung zu wünschen ist.

Klaus Weinhauer

MASON, Timothy W.: **Social Policy in the Third Reich. The Working Class and the 'National Community'.** Übersetzt von John BROADWIN. Hrsg. von Jane CAPLAN. – Providence und Oxford: Berg Publishers 1993. XXVIII, 434 S.

Dieses Buch sollte ein ganz anderes werden. Der im März 1990 gestorbene Tim Mason, einer der profiliertesten Köpfe der NS-Sozialgeschichte, hatte ursprünglich geplant, aufbauend auf seiner Studie „Sozialpolitik im Dritten Reich" (1977), der englischsprachigen Leserschaft eine umfassende NS-Sozialgeschichte vorzulegen. Er kam jedoch zu der Überzeugung, daß diese Aufgabe nicht innerhalb des damit vorgegebenen Interpretationsrahmens erfüllt werden konnte. Dies lag an zwei fundamentalen Auslassungen. Zum einen konnte nicht erklärt werden, warum das NS-Regime und die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes den Krieg bis zum Ende durchgestanden haben: "My reading of the late 1930s suggested that there should have been more acts of resistance especially by workers, than there in fact were" (S. 276). Zum anderen bieten die tragenden Elemente seiner Interpretation der NS-Herrschaft keine Erklärung für Rassismus und Genozid als zentrale Bestandteile der historischen Realität im Deutschen Reich: "I cannot see how to weave it together with social, economic and political themes in this book" (S. 278).

Das vorliegende, leider etwas unübersichtlich gegliederte Buch enthält deshalb zwei eigenständige Teile: eine Übersetzung von „Sozialpolitik im Dritten Reich" sowie einen vierteiligen 1988/89 verfaßten Epilog (Einleitung, Klasse, Innere Krise und Krieg 1939 sowie 1939–1945), in dem Mason die Einwände gegen seine Thesen diskutiert. Vor dem Hintergrund der beiden zentralen Defizite hält er an seinem Interpretationsgerüst fest, auch wenn er

einzelne Gewichtungen korrigiert. Dazu zwei Beispiele. Zum ersten betont Mason nach wie vor die wichtige Rolle von Klasse und Klassenkonflikt. Anknüpfend an Thompson betrachtet er Klasse als gelebte Erfahrung und fügt jedoch relativierend hinzu, er habe die Bedeutung von Klassenkonflikten im NS-Staat überschätzt, da von hier aus die beiden oben genannten Faktoren nicht zu erklären sind (S. 284 f.). Insgesamt verweist der Autor nochmals auf seinen methodischen Ansatz einer politischen Sozialgeschichte, der weder eine Sozialgeschichte „von unten" sei noch die Klassenzusammensetzung erforschen wolle (S. 290). Zum zweiten möchte er auch sein Konzept einer inneren Krise in den Jahren 1938/39 gegen die vielstimmige Kritik aufrechterhalten: Die zunehmende Dynamik der NS-Agression dieser beiden Jahre sei von inneren Problemen des Regimes (bedingt durch die forcierte Aufrüstung) stark beeinflußt worden; dies habe den außenpolitischen Spielraum zunehmend eingeengt und es sehr erschwert, den passenden Moment für die Eroberungskriege abzuwarten (S. 295). Vor allem hält Mason an der Glaubwürdigkeit der von ihm ausgewerteten Quellen fest, auch wenn hierin bisweilen die erzielten wirtschaftlichen Fortschritte untertrieben worden seien (S. 306). Er räumt jedoch ein, den Ausnahmecharakter dieses kurzen Zeitraums bislang zu wenig hervorgehoben zu haben. Zudem sei von ihm zwar die Arbeiterklasse für die 1930er Jahre als historisch handelnder Akteur, der das NS-Regime zu politischen Zugeständnissen veranlaßte, wieder ins Bewußtsein gerückt worden. Doch gelte dies, wie neuere Forschungen zeigen, auf keinen Fall für die Kriegsjahre, in denen die Macht des NS-Regimes über die industrielle Arbeiterklasse größer und nicht kleiner geworden sei (S. 327).

Dieses Buch ist auch denjenigen zu empfehlen, die Masons ältere Arbeiten bereits kennen. Denn zum einen entfaltet er in den neuen Kapiteln viele anregende Argumentationen. Zum anderen diskutiert Mason hier die Kritik an seinen Arbeiten sachlich und abgewogen, wobei er auch die Fehler und Grenzen seiner Gedankenführung eingesteht; eine solche souveräne Offenheit ist sehr selten zu finden.

Klaus Weinhauer

RUPIEPER, Hermann-Josef: **Die Wurzeln der westdeutschen Demokratie. Der amerikanische Beitrag 1945–1952.** – Wiesbaden: Westdeutscher Verlag Opladen, 1993. 456 S.

American Policy and the Reconstruction of West Germany, 1945–1955. Hrsg. von Jeffrey M. DIEFENDORF, Axel FROHN und Hermann-Josef RUPIEPER (= Publications of the German Historical Institute, Washington, D. C.). – Washington, D. C., und Cambridge, GB: Cambridge University Press 1993. XVIII, 537 S.

POLLOCK, James K.: **Besatzung und Staatsaufbau nach 1945. Occupation Diary and Private Correspondence 1945–1948.** Hrsg. von Ingrid KRÜGER-BULCKE (= Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945, Bd. 14). – München: Oldenbourg Verlag 1994. 404 S.

Alle drei Werke vermitteln wichtige neue Einblicke in die amerikanische Besatzungs- und Deutschlandpolitik nach 1945. Der Verfasser der ersten Studie, H.-J. Rupieper, legte bereits 1991 einen umfangreichen Beitrag zur außenpolitischen Dimension der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1949–1955 vor; nun wendet er sich der innenpolitischen Seite dieses Verhältnisses zu und untersucht die amerikanischen Bemühungen, die deutsche Gesellschaft zu „demokratisieren". Sein Hauptaugenmerk gilt der Politik, die die anfänglichen direkten Interventionen (zur Entnazifizierung, „Umerziehung" usw.) seit 1946/47 ablöste und, wie Rupieper betont, über den Gründungszeitpunkt der Bundesrepublik hinweg fortgesetzt wurde, ja während der Amtszeit des ersten amerikanischen Hohen Kommissars John McCloy (1949–1952) ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht habe. Die Ziele dieser neuen, „indirekten" Politik waren ehrgeizig: Ein Bündel von Maßnahmen, von breitangelegten Aufklärungs- und Bildungsprogrammen für größere Zielgruppen bis hin zur Förderung von US-Aufenthalten für Studenten und junge Führungskräfte, sollte autoritär und militärisch geprägten Denkmustern entgegenwirken und die Verbreitung von „westlichen" Wertvorstellungen vorantreiben. Unter dem Stichwort der „reorientation of the German people toward democracy" unternahm man den Versuch, eine ganze Gesellschaft in ihren Einstellungen und ihren Grundstrukturen zu transformieren, um das System der parlamentarischen Demokratie von unten her abzusichern. Einleitend charakterisiert Rupieper die Grundhaltung vieler Amerikaner, die in diesen

Programmen mitwirkten, als „Reformeifer"; es bestand ein „missionarisches Sendungsbewußtsein" bei offiziellen Vertretern der USA wie auch bei Mitgliedern der zahlreichen privaten amerikanischen Organisationen, die mit amtlicher Förderung „eingesetzt" wurden, um die Ziele der Regierungspolitik auf indirekte, aber z. T. recht wirkungsvolle Weise zu fördern (S. 29, S. 32). Der Autor setzt sich das Ziel, die Formulierung und Durchführung der amerikanischen „Demokratisierungspolitik" zu beleuchten, aber auch die „Reaktion der deutschen Gesellschaft" darauf (S. 26). Zu den Gegenständen der Studie gehören 1. die amerikanischen Programme zur Förderung und Beeinflussung der deutschen Jugend, der Frauen, der Gewerkschaften und der Kirchen; 2. die Anstrengungen, die deutsche Öffentlichkeit aufzuklären und zu mobilisieren, um Druck zugunsten von Reformen des öffentlichen Dienstes, der Polizei, des Schulsystems sowie der Universitäten zu erzeugen; 3. die Förderung von Verbänden, die nach dem Vorbild der American Civil Liberties Union das Bewußtsein für die Bedeutung der Bürger- und Menschenrechte wachhalten und Versuche zu ihrer Aushöhlung bekämpfen sollten. Um diese Themen zu untersuchen, zieht Rupieper eine beeindruckende Vielfalt archivalischer Quellen heran. Sie sind meist amerikanischer Provenienz und umfassen neben amtlichen Akten auch Material aus einer Reihe von Nachlässen, die geographisch weit verstreut in Archiven und Universitätsbibliotheken aufbewahrt werden.

Das zweite Werk verdanken wir einer Initiative des Deutschen Historischen Instituts in Washington. Dort verfolgt man seit einigen Jahren das Ziel, die Forschung zur Frühphase der bundesdeutschen Geschichte voranzutreiben, indem man die Kommunikation unter den auf diesem Gebiet arbeitenden deutschen und amerikanischen Historikern fördert und zu neuen Projekten anregt. Ein Ergebnis dieser Tätigkeit ist der vorliegende Sammelband mit Beiträgen von 23 Wissenschaftlern. Gemäß einer Vorgabe der Herausgeber beschäftigen sich die Autoren überwiegend mit der „Großen Politik", d. h. mit „Verteidigungsangelegenheiten und Fragen der westeuropäischen Integration in ökonomischer und politischer Hinsicht" (S. IX). Die thematische Palette ist dennoch etwas breiter, der Sammelband enthält auch Studien über die amerikanische Politik im Universitätsbereich, im Städtebau und im Gewerkschaftswesen. Dieses letzte Thema behandelt Michael Fichter, der 1982 eine vielzitierte Monographie über die amerikanische Gewerkschaftspolitik 1944–1948 veröffentlichte. Abgerundet wird der Sammelband durch zwei wichtige Beiträge von Archivaren über die Quellensituation in Deutschland und den USA. Robert Wolfe gibt einen Überblick über die im amerikanischen Nationalarchiv vorhandenen Bestände und betont, daß trotz der allgemeinen 30jährigen Sperrfrist ein Teil der umfangreichen Akten der Behörde des amerikanischen Hohen Kommissars für Deutschland zum Zeitpunkt der Abfassung des Manuskripts (Oktober 1992) leicht zugänglich war. Andere Teile dieses zentralen Bestandes harrten noch der archivalischen Aufbereitung und Verzeichnung, während weitere, „bedeutende Teile" aus Gründen der nationalen Sicherheit noch gesperrt bleiben müßten, z. T. auf unabsehbare Zeit hin (S. 478, S. 486). Josef Henke informiert über die Quellen in deutschen Archiven und unterstreicht zu Recht deren Bedeutung: Wohl gäben die Akten in den USA Aufschluß über die Festlegung und Fortentwicklung der amerikanischen Deutschlandpolitik, doch deren Ergebnisse würden sich vor allem in den Akten der deutschen Seite widerspiegeln (S. 456).

Leser der *IWK* dürften sich insbesondere für die neuen Forschungsergebnisse hinsichtlich der amerikanischen Gewerkschaftspolitik interessieren. Rupieper (S. 251–285) und Fichter (S. 257–280), konzentrieren sich explizit oder implizit auf die Jahre 1949–1952, d. h. auf die Amtszeit McCloys. Nach Rupieper bestand ein interner amerikanischer „Grundkonsens", wonach die deutschen Gewerkschaften als eine der wichtigsten Zielgruppen der Demokratisierungspolitik galten, unter anderem aufgrund ihrer großen Mitgliederzahl, aber auch, weil man die deutsche Arbeiterschaft für einen Bevölkerungsteil hielt, der vergleichsweise wenig von der NS-Ideologie „kontaminiert" worden war. Um auf dieses Millionenheer besser einwirken zu können, etablierte man innerhalb der amerikanischen Hohen Kommission in Bonn (HICOG) ein eigenes Office of Labor Affairs; es unterhielt ein Verbindungsbüro am Sitz des DGB in Düsseldorf. An der Spitze beider Vertretungen standen Funktionäre führender amerikanischer Gewerkschaften. Sie bemühten sich, Einfluß auf die Struktur und Politik der deutschen Arbeitnehmerorganisationen auszuüben. Beispielsweise galt der DGB unter Hans Böckler als zu stark zentralisiert; die unteren Organisationsebenen und die Einzelverbände sollten mehr Autonomie erhalten. Ferner war man bestrebt, den Einfluß der Kommunisten zu minimieren, etwa durch Druck auf die deutschen Gewerkschaftsführer, Unvereinbarkeitsbeschlüsse nach US-Vorbild zu verabschieden.

Zugleich kritisierte man die tarifpolitische Zurückhaltung der deutschen Kollegen und riet zu größerer Aktivität und sogar zu Streiks, um den Arbeitnehmeranteil am wachsenden Gewinn der Unternehmen zu vergrößern. Allerdings: Mit solchen Ratschlägen ging es den amerikanischen Vertretern wohl auch darum, die deutschen Gewerkschaftsführer von ihrem Ziel einer weitreichenden, gesetzlich verankerten Mitbestimmung abzulenken. Fichter, der neben amerikanischen Quellen auch einige DGB-Akten auswertete, kann den amerikanischen Einfluß auf die deutsche Gewerkschaftspolitik in einigen politischen Schlüsselfragen etwas genauer ausloten (Schumann-Plan und EGKS, Wiederbewaffnungsstreit). Dafür gelingt es Rupieper, anhand von Material aus amerikanischen Nachlässen die Rolle der amerikanischen Dachverbände als Vermittler zwischen den deutschen Gewerkschaften und den US-Behörden in Bonn und Washington herauszuarbeiten. Beide Autoren versuchen, trotz unvollständigen Zahlenmaterials Licht auf die finanziellen Hintergründe politischer Einflußnahme zu werfen. Rupieper verweist darauf, daß „beträchtliche Mittel" amerikanischer Herkunft dafür ausgegeben wurden, um Gewerkschaftsfunktionäre auszubilden, Gewerkschaftsschulen zu unterstützen und traditionsreiche Einrichtungen wie die Akademie der Arbeit und die Sozialakademie wiederaufzubauen (S. 283 f.). Fichter zitiert eine deutsche Aktennotiz, wonach das Office of Labor Affairs bis zu 1,2 Millionen DM jährlich an den DGB überwies, darunter Gelder, die „einen regelmäßigen Propagandateil über den Marshallplan und, später, über den Schumannplan" in der DGB-Wochenzeitung finanzierten (S. 264).

Zusammenfassend ist hervorzuheben, daß Fichter und Rupieper wichtige Grundlagenarbeit geleistet haben, trotz unbefriedigender quellenmäßiger Voraussetzungen auf amerikanischer Seite. Es ist zu wünschen, daß ihre Beiträge als Anregung und Bezugspunkt für weitere Studien zu diesem bedeutenden, aber bislang vernachlässigten Themenkomplex dienen werden. Dabei sollte es darum gehen, anhand einer größeren Auswahl deutscher Quellen und – hoffentlich – auch weiterer Akten der HICOG, einige Schlüsselfragen systematischer zu untersuchen. Dazu gehört, erstens, die Frage nach der Zielbestimmung der amerikanischen Gewerkschaftspolitik im Institutionengeflecht. Das Office of Labor Affairs handelte nicht autonom, sondern unterstand der Aufsicht McCloys wie des State Departments, und es war zudem den Einflüssen der viel größeren HICOG-Abteilungen für politische Angelegenheiten und für Wirtschaftsfragen ausgesetzt. Welche Kräfte setzten sich in welchen Fragen aus welchen Gründen durch? Zum Beziehungsgeflecht auf amerikanischer Seite gehörten ferner die US-Gewerkschaften, aber auch die mächtigen amerikanischen Unternehmervereinigungen und Banken. Hinzu kam auch die CIA, die mit Wissen McCloys eigene Aktivitäten entfaltete. Dazu zählten finanzielle Zuwendungen an „Dutzende deutscher Politiker, Gewerkschaftsführer und Journalisten", wie einer neueren amerikanischen Biographie McCloys zu entnehmen ist.[1] Zweitens: Der Nachweis von Einwirkungsversuchen, so grundlegend er ist, reicht nicht, um Aussagen über die Auswirkungen der amerikanischen Politik treffen zu können. Das Bestreben, Einfluß zu nehmen, kann auch auf Widerstand stoßen und das Gegenteil bewirken. Erst breitere Quellenstudien, insbesondere auf der Basis deutscher Bestände, werden eine genauere Einschätzung der tatsächlichen Folgen – und Fehlschläge – der amerikanischen Gewerkschaftspolitik ermöglichen.

Das dritte der hier zu besprechenden Werke trägt auf seine Weise dazu bei, unser Bild von der amerikanischen Deutschlandpolitik zu differenzieren. Waren viele Verantwortliche in der Militärregierung der USA (wie auch der anderen Siegermächte) unzureichend mit den Verhältnissen in Deutschland vertraut, so geht es hier um ein gewichtiges Gegenbeispiel. James K. Pollock, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Michigan, war ein hervorragender Deutschlandkenner, der in einflußreicher Stellung innerhalb der US-Militärregierung wirkte und bald zum geschätzten Ratgeber des Militärgouverneurs Clay aufstieg. 1945/46 hatte Pollock wesentlichen Anteil an der amerikanischen Umorientierung hin zu einer Politik, die den raschen Wiederaufbau in den Mittelpunkt rückte, bewußt auf den positiven Elementen deutscher Traditionen aufbauen wollte und den Deutschen selbst die Hauptrolle zuwies. Ingrid Krüger-Bulcke kommt das Verdienst zu, aussagekräftige private Zeugnisse Pollocks zu einer Quellenedition zusammengestellt zu haben. Als Leitfaden dient das Tagebuch, das Pollock während seiner Tätigkeit in Deutschland führte und seit längerem im Archiv der Universität Michigan aufbewahrt wird. Hinzu kommen zahlreiche Privatbriefe, die sich bis vor kurzem noch im Besitz von Pollocks Nachfahren befanden und erst dank der Initiative der Herausgeberin ebenfalls ins Archiv gelangten. Die Briefe geben häufig noch offenere Auskunft über die Lage, wie Pollock sie sah,

und enthalten ungeschminkte Urteile über die damals Handelnden, ihre Motive und ihre Fähigkeiten. Insgesamt bietet das Quellenmaterial wertvolle Einblicke in die Arbeitsweise und die sich wandelnden Kräftekonstellationen innerhalb der US-Militärregierung und des State Departments, informiert aber auch über die Beziehungen zu den Vertretern der anderen Siegermächte wie zu den führenden deutschen Politikern in der amerikanischen Besatzungszone. Die 39seitige Einleitung der Herausgeberin ist derart informativ, daß man immer wieder bedauert, daß sie nicht umfangreicher ausgefallen ist (es wäre erfreulich, wenn sie sich zu einer Monographie über Pollocks Wirken entschließen könnte!). Allerdings wird die Arbeit mit der Edition durch das Fehlen eines Sachregisters erschwert: Wer nach den aussagekräftigen Passagen zu einem bestimmten Thema sucht, sei es Entnazifizierung, Ernährungskrise oder Betriebsrätegesetz, muß sich mit erheblichem Zeitaufwand Absatz für Absatz vorkämpfen. Da das Erstellen eines Sachregisters im Zeitalter der elektronischen Textverarbeitung nicht mehr allzu schwierig ist, wäre es zu begrüßen, wenn der Verlag bei den weiteren Bänden in dieser Reihe diesen Mangel beheben würde.

1 *Kai Bird, The Chairman, John J. McCloy: The Making of the American Establishment. A Biography, New York u. a. 1992, S. 358.*

Curt Garner

KLOCKSIN, Jens Ulrich: **Kommunisten im Parlament. Die KPD in Regierungen und Parlamenten der westdeutschen Besatzungszonen und der Bundesrepublik Deutschland (1945–1956).** – Bonn: Verlag im Hof 1993. 505 S.

Das erste Kapitel gibt eine sehr geraffte Darstellung der Geschichte der KPD von ihrer Gründung 1918 bis zu ihrem dritten Verbot 1956 im Rechtsstaat BRD. In einem Nachtrag (Kap. X) wird die Geschichte in der neuen Illegalität bis zur Wiederzulassung als DKP 1968 fortgeführt. Kapitel II behandelt die Parlamentarismusdebatte, die mit der Gründung 1918 begann, zuerst sehr grundsätzlich und breit, später aber sehr wankelmütig und prinzipienlos oder gar nicht geführt wurde. Der durch die Sozialfaschismus-„Theorie" verursachten faktischen Paralysierung der KPD folgte der wirkungslose Versuch des Schwenks nach ultrarechts und der Umarmung der „demokratischen Teile der deutschen Bourgeoisie". Auf ihrer „Berner Konferenz" Anfang 1939 stellte die KPD vorsichtig den Mißerfolg der Volksfrontpolitik fest. Nach dem Hitler-Stalin-Pakt im August 1939 verstummte sie praktisch, warb für den Frieden mit Hitlerdeutschland und schickte die Spanienkämpfer „nach Hause". Erst mit dem deutschen Angriff auf die UdSSR fand sie die Sprache wieder, verzichtete nun auf alle revolutionären und sozialistischen Forderungen und erstrebte ein demokratisches einig Vaterland.

So wurde die KPD nach 1945 Koalitionspartner in allen von den Besatzungsmächten in den drei Westzonen gebildeten Ländern und deren Führungsgremien (außer in Südwürttemberg-Hohenzollern) – Regierungen, Länderräte, Zweizonenrat (Kap. III). Der Kalte Krieg setzte dieser „Zusammenarbeit" spätestens 1948 ein Ende. Die KPD wurde durch den Hinauswurf eher überrascht, da sie die Oberhoheit der Besatzungsmächte (als gerechte Strafe für alle Deutschen) akzeptierte und etwa die Demontage von Fabriken billigte.

Die Mitgliedschaft der KPD in diversen Gremien wird in den Kapiteln III und V, die in den Länderparlamenten bis 1956 und im Bundestag bis 1953 in den Kapiteln IV und VI dargestellt. Die Wahlergebnisse und die innerparteilichen „Säuberungen", die auch Parlamentarier erfaßten, werden behandelt. Die schrittweise Ausgrenzung der KPD, die Willkür des Rechtsstaats in gezielter Sondergesetzgebung, Auslegung der Geschäftsordnung des Bundestages, langjährige Haftstrafen für Abgeordnete – der blindwütige Antikommunismus feierte Triumphe und siegte immer weiter bis zum Verbot 1956. Allerdings zeigen die vollständig aufgeführten Wahlergebnisse den ständigen Niedergang des Masseneinflusses der KPD, an dem die eigene Politik wohl nicht ganz unschuldig gewesen sein kann. In den ersten Wahlen honorierte noch ein beträchtlicher Wählerstamm den antifaschistischen Widerstand der KPD. Aber ihre Unselbständigkeit wurde immer deutlicher: erst Anbiederung an die durchaus klassenbewußte, wenn auch geschlagene und verängstigte deutsche Bourgeoisie und die sie schützenden drei Besatzumgsmächte, dann die Billigung der sowjetischen Besatzungspolitik, der Versuch, sich national zu gebärden und mit den „fortschrittlichen nationalen Kräften" eine gesamtdeutsche Einheit zu propagieren – und das zu einer Zeit, als der durch Deutschland gehende internationale Klassengegensatz der Gesellschaftssysteme überdeutlich war – wem konnte man das verständlich machen?

Die innerparteilichen „Säuberungen" der Stalin-Ära schlugen ihre Wellen bis in die Westzonen und in die BRD. Führende Funktionäre, die die Kampagnen mitorganisiert hatten, wurden aus Tätern zu Opfern. Alles das konnte nur zur Selbstzerstörung der KPD führen. Von 1,8 Millionen Stimmen bei den Landtagswahlen 1946/47 sank der Anhang auf 1,36 Millionen 1949 (erster Bundestag) und auf 607800 bei den Wahlen zum zweiten Bundestag 1953. Während des Verbots 1956–68 saßen führende Funktionäre viele Jahre in den Gefängnissen des Rechtsstaats, soweit sie nicht rechtzeitig in die DDR gegangen waren.

Nachdem die KPD 1953 den Wiedereinzug in den Bundestag nicht mehr geschafft hatte, übte ihr Vorsitzender Max Reimann 1954 „Selbstkritik" (Kap. VII). Von der Wiedervereinigung blieb nur die Forderung nach gesamtdeutschen Wahlen. 1956 hielt man dann jede Forderung auf revolutionären Sturz der Adenauer-Regierung für falsch, weil sie „die Sammlung der fortschrittlichen und national gesinnten Kräfte behindert". – Damit knüpfte man an den „kaum mehr zu überbietenden deutschtümelnden Nationalismus" (Klocksin) von 1952 und an noch ältere nationalbolschewistische Orientierungen an (S. 50). Schon vor dem Verbot war die KPD politisch sehr bescheiden geworden oder gewesen.

Kapitel VIII behandelt das Verbot und die Auseinandersetzungen über die von den Wählern gegebenen Landtagsmandate. Die BRD-Politiker konnten nicht das Ende der Wahlperiode abwarten, sondern verwendeten viel Kraft und „Scharfsinn" darauf, die letzten Spuren der KPD in der parlamentarischen Demokratie zu tilgen.

Schließlich wird in Kap. IX sehr ausführlich über die kommunalpolitische Arbeit und die Vertretung der KPD in den Kommunen berichtet. Fast alle Kommunen der BRD, in denen die KPD zu Wahlen antrat, werden aufgeführt. – Die nach dem Verbot gegründeten KPD-nahen Wahllisten und Vereine wurden von den Behörden fast überall – selbst im SPD-regierten Hessen – behindert und meist verboten. Sie konnten auch nur in Einzelfällen die KPD-Wähler auffangen.

Drei kritische Anmerkungen sind zu machen. – 1. Ein Irrtum des Verfassers: Er meint, Arthur Rosenberg sei „zur Sozialdemokratie übergetreten" (S. 22). Damit wiederholt er eine oft geäußerte Meinung, kein Faktum. Gert Schäfer (1993), ein Rosenberg-Kenner, sagt, das war nicht der Fall.[1] – 2. Vielleicht wäre es übersichtlicher gewesen, die Wahlen und Mandate in den Kommunen aufzulisten, statt sie auf 90 Seiten zu paraphrasieren. Dann wäre vielleicht der Zusammenhang mit dem allgemeinen Niedergang der KPD deutlicher geworden, der auch durch Popularität und aufopfernde kommunalpolitische Arbeit örtlicher Arbeiterfunktionäre nicht aufzuwiegen und aufzuhalten war. – 3. Die parteiinterne politische Gegnerschaft gegen den prinzipienlosen Opportunismus der Parteiführung erwähnt der Verfasser wohl nicht genügend, nur sehr kurz, en passant (u. a. S. 81, S. 96). Die Führung wollte um jeden Preis „am Zipfel der Macht festhalten".

Der „überraschende" Hinauswurf aus den Länderregierungen und die Verfolgung haben ihre historische Parallele im Schicksal der SPD-Führung von 1914 bis 1933. Erst hatten sie dem deutschen Kapitalismus ab 1914 das Überleben gerettet; dann erhielt sie ab 1922 von der deutschen Bourgeoisie Fußtritte. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan. Ging es nicht der KP Italiens und Deutschlands nach 1945 ähnlich? Ein ausführlicherer Hinweis auf die inhaltliche Debatte in der kommunistischen Bewegung und auf die Alternativen zu dieser KP-Politik wäre wohl nützlich gewesen.[2]

Das Buch ist gründlich recherchiert und dokumentiert. Es ist nicht leicht zu lesen, aber eine wichtige Quelle und ein Nachschlagewerk für Politologen und Neuzeithistoriker, besonders für jene, die sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung befassen.

1 *Gert Schäfer, Arthur Rosenberg – Verfechter revolutionärer Realpolitik, in: Ketzer im Kommunismus – Alternativen im Kommunismus. Hrsg. von Theodor Bergmann und Mario Keßler, Mainz 1993, S. 74–92.*

2 *Siehe dazu Klaus Peter Wittemann, Kommunistische Politik in Westdeutschland nach 1945 – Der Ansatz der Gruppe Arbeiterpolitik. Darstellung ihrer grundlegenden politischen Auffassungen und ihrer Entwicklung zwischen 1945 und 1952, Hannover 1977.*

Theodor Bergmann

Kultur im Stalinismus. Sowjetische Kultur und Kunst der 1930er bis 50er Jahre. Hrsg. von Gabriele Gorzka (= Eine Publikation des Ost-West-Wissenschaftszentrums der Universität Gesamthochschule Kassel). – Bremen: Edition Temmen 1994. 267 S.

Der vorzustellende Band geht auf eine Tagung an der Gesamthochschule Kassel im November 1993

zurück. Wissenschaftler und Künstler aus Rußland, Frankreich, Deutschland und den USA beschäftigten „sich mit den sozialen und kulturellen historischen Voraussetzungen, den zeitgenössischen kulturellen Erscheinungsformen und den gesellschaftlichen Konsequenzen des Stalinismus" (S. 11). Im Mittelpunkt der meisten Beiträge steht zum einen der „Verstaatlichungsprozeß" von Literatur, Kunst, Musik, Architektur, Medien und anderen kulturellen Bereichen. Zum anderen beleuchten die Autorinnen und Autoren in verschiedenen Sektoren die Entwicklung und den Ausbau des Zensurapparates, die Fein- und Grobheiten der Sanktionsmechanismen sowie das politische Verhalten von Künstlern und Wissenschaftlern.

Insgesamt sind in dem Band neben einer kurzen Einleitung der Herausgeberin Gabriele Gorzka 18 Einzelbeiträge, eine Podiumsdiskussion sowie eine knappe Auswahlbibliographie veröffentlicht.

Im ersten Abschnitt „Kultur" kommen vier Autoren zu Wort. Jurij N. Afanas'ev analysiert die russischen Wurzeln des Stalinismus. Der Bolschewismus stand ihm zufolge in direkter Kontinuität zu den autoritären Strukturen des Zarismus. Pointiert vertritt Afanas'ev die Meinung, daß der Leninismus unmöglich außerhalb Rußlands hätte entstehen können. Gennadij Bordjugov konzentriert sich auf die Einbindung des russischen Patriotismus in die kommunistische Staatsideologie, was in der Herausbildung – seit den dreißiger Jahren – eines „National-Bolschewismus" gipfelte. Robert Maier skizziert die historisch kurze Ehefrauenbewegung in den dreißiger Jahren (Die Hausfrau als *kul'turtreger* im Sozialismus), die sich aus Idealismus, Selbsthilfe und Streben nach Statusverbesserung formierte, aber nur kurzzeitig mit den Zielen der Partei korrespondieren konnte. Elena Z. Mirskaja zeigt eindringlich die repressive Politik gegenüber den Natur- und Geisteswissenschaften und hebt vor allem die politisch motivierten Verfolgungen und physische Vernichtung von Wissenschaftlern an einprägsamen Beispielen hervor.

Der zweite Abschnitt befaßt sich mit ausgewählten Problemen einzelner Kunstbereiche. Dietrich Beyrau, Richard Lorenz, Hans Günther und Reinhard Lauer behandeln verschiedene Aspekte des Verhältnisses zwischen Schriftstellern und kommunistischer Staatsmacht. Weitere Beiträge setzen sich zum Beispiel mit der Musik, speziell Dimitrij Šostakovič, dem Theater, der Architektur, der bildenden Kunst, der Fotografie oder dem Spielfilm auseinander.

Schließlich geht es im abschließenden dritten Abschnitt um aktuelle Kontroversen. Michail E. Erin untersucht, wie der Stalinismus in der gegenwärtigen russischen Geschichtsschreibung behandelt wird. Er konstatiert, daß die Historiker erste Schritte zurückgelegt haben und die heutige Geschichtsschreibung Rußlands pluralistisch ausgerichtet sei. Es gäbe noch sehr viel aufzuarbeiten, dem aber die unübersichtliche Archivsituation und der unsystematische Archivzugang teilweise entgegenstünden. Marina Dmitrieva setzt sich kenntnisreich mit der ideologischen Funktion der sogenannten „Trophäenkunst" auseinander, ein Beitrag, der wohl gerade in Deutschland hohe Aufmerksamkeit beanspruchen kann. Schließlich kommen Lazar I. Lazarev, Gennadij A. Bordjugov, Jurij N. Afanas'ev und Andrej D. Sinjavskij auf der abschließenden Podiumsdiskussion – wenn auch unterschiedlich akzentuiert – einhellig zu der Auffassung, daß in Rußland der Stalinismus noch immer lebendig sei. Dabei wurde auch zum Ausdruck gebracht, daß im heutigen Rußland eine Restaurierung des autoritären Systems einsetzte und in Zukunft eine Verschärfung weiter zu befürchten sei.

Obwohl der Band – wie bei solchen Publikationen zuweilen üblich – in seinen einzelnen Teilen unterschiedlich gewichtet ist und die einzelnen Beiträge in ihrer Qualität verschieden sind, spiegelt er insgesamt ein relativ dichtes Bild der Kultur im Stalinismus wider. Wer sich über Grundlegendes jener Zeit informieren möchte, ist mit diesem Band ebenso gut beraten, wie jener, der sich mit einzelnen Aspekten wissenschaftlich beschäftigt, da die meisten Artikel auf bislang unveröffentlichten Materialien basieren und dementsprechend viel Neues zu bieten haben. Gerade weil der Verlag das Buch ansprechend herausbrachte und eine Reihe von Beiträgen mit passenden Fotos illustriert wurden, hätte sich die Herausgeberin entschließen sollen, Register anfertigen zu lassen. Damit wäre dieser wichtige Band für den, der mit ihm arbeiten muß, handhabbarer gewesen. Dennoch gehört er in jede gut sortierte Bibliothek.

Ilko-Sascha Kowalczuk

Von der Heimarbeit in die Fabrik. Industrialisierung und Arbeiterschaft in Leinen- und Baumwollregionen Westeuropas während des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl DITT und Sidney POLLARD (= Westfälisches Institut für Regionalgeschichte – Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 5). – Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 1992. XIII, 508 S.

Der vorliegende Band enthält die Beiträge einer gleichnamigen Tagung, die am 4./5. 7. 1991 vom Westfälischen Institut für Regionalgeschichte zusammen mit Sidney Pollard veranstaltet wurde. Die ursprünglich enger formulierte Zielsetzung, „die westfälischen Textilregionen Minden-Ravensberg und Westmünsterland beim Übergang zur Industrialisierung in den internationalen Vergleich zu stellen" (S. XIII), wird hier ausgeweitet zum Versuch, allgemein Aspekte des Übergangs von der Protoindustrialisierung (Endphase) zur Industrialisierung und deren Auswirkungen auf die betroffene Heimarbeiterschaft aufzuzeigen. 13 Einzelstudien untersuchen die wirtschaftlichen und sozialen Ursachen und Folgen der Entwicklung von der heimgewerblichen zur fabrikindustriellen Produktion für die beiden Produktionszweige der Leinen- und Baumwollverarbeitung in je drei verschiedenen Regionen (Leinenregionen Ulster, Flandern und Minden-Ravensberg; Baumwollregionen Lancashire, Ostschweiz und Westmünsterland). Damit wird ein Vergleich des Industrialisierungsprozesses sowohl innerhalb der beiden Textilproduktionszweige wie auch mit seinen sozialen Folgen für die Arbeiterschaft ermöglicht. Die einzelnen Aufsätze selbst bestätigen eindrucksvoll, jedenfalls für den Untersuchungszeitraum, eine methodische Grundthese der Herausgeber (vgl. S. 451), daß hinsichtlich der erwähnten ökonomischen und sozialen Fragestellungen Wirtschaftsregionen adäquatere Untersuchungsobjekte sind als die zeitgenössischen politischen bzw. verwaltungsmäßigen Einheiten. Anders als viele Tagungsbände, in denen ebenfalls allgemeine Strukturmerkmale mit Hilfe von (vergleichenden) Fallstudien untersucht werden, beeindruckt dieser durch seine konzentrierte und koordinierte Art der Durchführung. Zwar sind alle Untersuchungen deutlich geprägt von den speziellen Forschungsinteressen der Autoren und spiegeln die jeweilige regionale ökonomische und politische Struktur sowie den unterschiedlichen Stand der nationalen und Regionalforschung wider, doch wird diese gleichsam natürliche Divergenz zu einem erheblichen Teil kompensiert durch die Beiträge der Tagungs- und Sektionsleiter. Einleitend gibt Karl Ditt einen Überblick über die „Industrialisierung in Baumwoll- und Leinenregionen Europas", der Informationen zu den Größenordnungen der ausgewählten Textilregionen liefert und ihren jeweiligen Übergang zum industriellen Stadium skizziert. Jeweils zu Beginn der vier Kapitel (Industrialisierung in der Leinen- bzw. Baumwollindustrie – Arbeiterschaft in der Leinen- bzw. Baumwollindustrie) faßt ein Text die Einzelaufsätze und die Plenumsdiskussion zusammen. Abschließend unternimmt Sidney Pollard eine additiv-problemorientierte Zusammenfassung hinsichtlich der „Erfahrung der Industrialisierung in den Textilregionen". Eine zusätzliche inhaltliche Verklammerung ergibt sich aus der Tatsache, daß einige ursprünglich leinenverarbeitende Regionen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts teilweise recht nahtlos zur Baumwollverarbeitung übergingen, wie überhaupt letztere v. a. in solchen Regionen Fuß faßte, in denen bereits früher Textilverarbeitung stattgefunden hatte (S. 104 f.; differenzierend für Westmünsterland Clemens Wischermann, S. 207). Den Band beschließt ein gegliedertes Verzeichnis ausgewählter Literatur „zu den behandelten Textilregionen im 18. und 19. Jahrhundert".

Auf die teilweise detaillierten und recht informativen Einzelbeiträge kann hier nicht eingegangen werden. Bemerkt sei nur, daß sich die Untersuchungen zur Arbeiterschaft vorwiegend auf den Prozeß ihrer Umstrukturierung (Heim-, Verlags-, Fabrikarbeiterschaft) als einen intra- bzw. mehrgenerationellen Prozeß konzentrieren; dadurch fällt Dagmar Kifts Beitrag zur Handweberkultur in der Industrialisierung (am Beispiel der englischen Baumwollweber) etwas aus dem Rahmen. Auch ist festzuhalten, daß einige zentrale (methodische) Grundbegriffe nur ansatzweise oder gar nicht (aus)diskutiert werden, was bei einem Sammelband auch nicht verwundern kann. Das Konzept der Protoindustrialisierung wird mit leicht distanzierendem Unterton vorgestellt (Ditt, S. 3–6), dient aber weitgehend als methodisches Rüstzeug der Einzeluntersuchungen. Anders beim zentralen Begriff der Industrialisierung: Obwohl von John Breuilly in der Diskussion direkt angefragt (S. 50), wird seine Inhaltlichkeit nirgendwo abgeklärt, vielmehr wird er – als Bezeichnung für den Übergang von der Hausindustrie zum Fabriksystem – weitgehend mit Maschinisierung gleichgesetzt, obwohl z. B. das ebenfalls wichtige Merkmal der Zentralisierung der Produktion keineswegs stets sofort der Maschinisierung folgte (so S. 138, anders S. 105). So bestreitet Mary Rose in ihrer Untersuchung zu

Lancashire für den verwandten Begriff der „industriellen Revolution" die signifikante Bedeutung der Maschinisierung hinsichtlich des Wachstums des Nationaleinkommens bzw. der industriellen Wachstumsraten (S. 139 f.).

Was haben nun die einzelnen Studien mit den den Vergleich erst leistenden zusammenfassenden Beiträgen an Ergebnissen gebracht? Eingangs formuliert Ditt die zentrale Fragestellung (S. 2), „ob es ein typisches Muster des wirtschaftlichen Übergangs vom Heimgewerbe zur Fabrikindustrie sowie der sozialen und politischen Reaktionsweisen in Textilregionen gab" – sie wird nicht mehr ausdrücklich aufgegriffen, indirekt aber eher negativ beantwortet. Sidney Pollards Versuch, typische (=notwendige) Industrialisierungsvorgänge gegenüber den „spezifischen regionalen Gegebenheiten" (S. 451) herauszuarbeiten, kann über die Gegenüberstellung von allgemeinen, vergleichbaren Strukturmerkmalen mit grundlegenden Unterschieden nicht hinausgelangen. Solche regionalen Abweichungen betreffen z. B. die Verbindung zwischen Textilgewerbe und Landwirtschaft, das Verhalten und die Einflüsse der staatlichen Organe angesichts des Industrialisierungsprozesses. Gemeinsamkeiten in den regionalen Entwicklungen bestehen z. B. in der Abfolge der technischen Innovationen bzw. der einzelnen Stadien der Maschinisierung. Schließlich weist er auch auf noch nicht endgültig geklärte Fragen hin (z. B. Folgen der Mechanisierung für das Realeinkommen). Ein einheitliches „europäisches System" der Industrialisierung in den beiden Textilzweigen wird nicht erkennbar, was eigentlich auch nicht erwartet werden konnte. Versuche, über einzelne Regionalstudien übergeordnete Entwicklungslinien zu bestimmen, enden fast stets damit, Unterschiede gegenüber Gemeinsamkeiten stärker zu betonen. Ob dies wirklich nur am Gegenstand oder auch an den Erkenntnisinteressen liegt, sei dahingestellt. Jedenfalls sollte versucht werden, Gemeinsamkeiten und Unterschiede konzeptionell im Sinne eines Systems von Konstanten und Variablen zu gewichten. In einer Zeit, in der allerdings Regional- und Lokalstudien ihr vordringlichstes Ziel darin sehen, bestehende allgemeine Thesen zu widerlegen, ist dies sicherlich ein recht mutiges Unterfangen. Insgesamt präsentiert der vorliegende Sammelband gerade wegen seiner stringenten Konzeption einen imposanten Überblick über wesentliche gemeinsame Entwicklungslinien wie regionale Besonderheiten in der Industrialisierung des europäischen Leinen- und Baumwollgewerbes.

Toni Offermann

L'emigrazione tra Italia e Germania. [Die Auswanderung zwischen Italien und Deutschland]. Hrsg. von Jens PETERSEN (= Società e cultura. Collana patrocinata dalla Fondazione di Studi storici „F. Turati", Nr. 2) – Manduria, Bari und Rom: Verlag Piero Lacaita 1993. 232 S.

Der Herausgeber dieses Buches, Jens Petersen, ist seit über zwanzig Jahren am Deutschen Historischen Institut in Rom tätig. Seit seiner Doktorarbeit „Hitler – Mussolini. Die Entstehung der Achse Berlin–Rom 1933–1936" beschäftigt er sich mit den deutsch-italienischen Beziehungen. Im hier zu besprechenden Band legt er die Ergebnisse einer Arbeitstagung zum Thema „Wanderbewegungen zwischen Italien und Deutschland in historischer Perspektive" vor, zu der die Friedrich-Ebert-Stiftung und die Fondazione di Studi storici „F. Turati" im Mai 1992 nach Würzburg eingeladen hatten.

Das breite Spektrum der von Petersen bearbeiteten Themen umfaßt u. a. die kulturellen Dispositionen „der" Deutschen und Italiener, die unter den Angehörigen beider Nationen verbreiteten Vorurteile, Feindbilder und Projektionen. Anders als so mancher Schnell- und Vielschreiber, der sich keine Gedanken über den eigenen Zugang zum Gegenstand der Darstellung macht, setzt sich Petersen intensiv mit diversen nationalen Stereotypen auseinander. In dem hier zu besprechenden Band weist er an zwei Stellen darauf hin, daß Deutsche und Italiener in einigen *ethnic jokes* an den entgegengesetzten Enden der europäischen Werteskala erscheinen: Wer den *tedeschi* Gemeinsinn, Ordnungsliebe und Disziplin attestiert, der bringt die Bewohner der Apenninenhalbinsel ebensoleicht mit Anarchie, Freiheitsdrang und Individualismus in Verbindung. Oft wird dieser Gegensatz auf die einfache Formel reduziert, wonach der Italiener den Deutschen *schätzt, aber nicht liebt,* während umgekehrt der Deutsche den Italiener zwar *liebt, aber nicht schätzt.*

Es gibt genügend Gründe, auch auf die Gemeinsamkeiten in der Geschichte beider Länder zu verweisen: die späte nationale Einigung in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die ebenfalls „verspätete" Industrialisierung, der mit Österreich-Ungarn geschlossene und bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges zerfallene „Dreibund", das Aufkommen und der Untergang des Faschismus und des Nationalsozialismus, die Westorientierung in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Zu den Gemeinsamkeiten, die außerhalb der Spezialliteratur seltener Erwähnung finden, zählt die Tatsache, daß Deutschland und

Italien *Auswandererländer* waren, die von einem bestimmten Zeitpunkt an zu *Einwandererländer* mutierten. Vollzog sich dieser Wandel in Deutschland schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts, so übertraf die Zahl der Einwanderer die der Auswanderer in Italien erst in den 1970er Jahren. In dem dazwischenliegenden Zeitraum, etwa in den Jahren 1890–1970, war Deutschland neben den USA, Lateinamerika, Australien, Frankreich, Belgien und der Schweiz ein bevorzugtes Ziel italienischer Migrationsbewegungen.

Klaus J. Bade untersucht in seinem kurzen, aber außerordentlich dichten Beitrag das Spannungsfeld „Deutsche im Ausland – Ausländer in Deutschland" (S. 11–25). Er legt den *point of no return*, an dem das Deutsche Reich vom „Auswandererland" zum Importeur von Arbeitskräften (und damit tendenziell zum „Einwandererland") wurde, in die neunziger Jahre. Die letzte große Emigrationswelle hatte zwischen 1880 und 1893 noch einmal 1,8 Millionen Menschen aus Deutschland nach Übersee geführt. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs befanden sich dagegen auf dem Reichsgebiet schon 1,2 Millionen „eingewanderte ausländische Arbeiter".

Die Geschichte der großen italienischen Wanderbewegungen nach Deutschland zerfällt in drei Perioden: Die erste dauerte bis 1914, die zweite folgte 1937–1943, und die letzte begann 1956. Dazwischen liegen relativ lange Intervalle, die eine Art historischer Amnesie schufen; die zweite Migrationswelle wußte nichts von der ersten, und die letzte kannte ihre beiden Vorläuferinnen nicht. Die erste Wanderung riß bei Ausbruch des „Großen Krieges" ab, die zweite endete mit dem Ausscheiden Italiens aus der „Achse" und mit der deutschen Besetzung des Landes, die dritte wurde durch den in der Wirtschaftskrise 1973/74 von deutscher Seite ausgesprochenen „Anwerbestopp" zum Stillstand gebracht.

Ausgangspunkt aller Wanderbewegungen war eine starke Nachfrage des deutschen Arbeitsmarkts nach geringer qualifizierter Arbeitskraft; in der Regel rührte diese Nachfrage von einer boomenden ökonomischen Konjunktur her. Nur in den Jahren 1943–45 war der Einsatz italienischer Arbeitskräfte in Deutschland unmittelbare Kriegsfolge. Den NS-Behörden kam es darauf an, die zum Kriegsdienst eingezogenen deutschen Arbeiter ebenso zu ersetzen wie die nach den militärischen Niederlagen Deutschlands im Osten nicht mehr im benötigten Umfang zur Verfügung stehenden Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion. Diese vierte „Wander"erfahrung, die Deportation und Verschleppung von Arbeitskräften aus Italien nach Deutschland, wurde zuletzt von Lutz Klinkhammer (S. 63–87) und von Luigi Cajani/Brunello Mantelli erforscht (S. 89–115). Während Klinkhammer die vielfältigen, zum Teil auch konkurrierenden und gegensätzlichen Interessen der deutschen Dienststellen im Italien der Besatzungszeit 1943–45 untersucht, schlagen Cajani und Mantelli einen Bogen vom Italien der „Achse" bis zum Italien des Gemeinsamen Marktes.

Mit der Migration von Italienern in das wilhelminische Deutschland beschäftigen sich René del Fabbro (S. 27–44) und Martin Forberg (S. 45–62). Die erste Migrationswelle setzte ein als saisongebundene Wanderung aus den Deutschland am nächsten gelegenen Regionen Nord- und Mittelitaliens, vor allem aus Venetien. Italien war damals ein „Billiglohnland", das mehr Arbeitskräfte exportierte, als daß es Kapital einführte. Die Migranten kamen nicht als Individuen, sondern als Glieder größerer, oft von einem Meister oder Vorarbeiter angeführter Auswanderergruppen. Je nach Herkunft suchten sie sich im Einwandererland örtliche Arbeits- und Siedlungsschwerpunkte. Nur in Einzelfällen brachten die Italiener eine spezifische berufliche Qualifikation mit sich, die auch in Deutschland gefragt war (Textilindustrie, Kohlengruben, Tiefbau). Oft mußten sie Beschäftigungen annehmen, die von deutschen Arbeitern bereits abgelehnt wurden.

Ähnlich wie auf anderen ausländischen Arbeitsmärkten erschienen die Italiener auch im Deutschen Reich als Lohndrücker und *crumiri* (Streikbrecher); ihr politisches Bewußtsein war wenig ausgeprägt, nur schwer ließen sie sich gewerkschaftlich organisieren. Die Realität hatte wenig mit dem Klischee des allein schon aufgrund seines mediterranen Temperaments stets (klassen)kämpferisch auftretenden italienischen Arbeiters zu tun. Sicher gab es Ausnahmen: kleine anarchistische Zirkel umbrischer Bergarbeiter im Ruhrgebiet, offizielle Ortsvereine („Sektionen") der Italienischen Sozialistischen Partei in einigen westdeutschen Großstädten. Aber in den Jahren vor 1914 betrachteten Arbeiterfunktionäre es schon als Erfolg, wenn 5 Prozent aller italienischen Einwanderer und 16 Prozent der Bauarbeiter einer Gewerkschaft angehörten. Trotzdem scheint es in Deutschland seltener zu spektakulären gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen einheimischen Arbeitern und italienischen Migranten gekommen zu sein, wie sie beispielsweise in Frankreich auftraten. Eine gewisse Kontinuität erhielt die gewerkschaftliche Arbeit unter den Wander-

arbeitern mit dem Erscheinen der Zeitschrift *L'Operaio Italiano* (1898–1914), deren Auflage zwischen einem Minimum von 1200 in der Anfangszeit und einem Maximum von 15800 Exemplaren im Jahre 1907 schwankte.
Das faschistische Italien schränkte die Auswanderung ein und verbot sie schließlich ganz; die restriktive Migrationspolitik des Mussolini-Regimes traf sich allerdings mit einer Einengung des weltweiten Arbeitsmarkts im Gefolge des Ersten Weltkriegs. Erst in den Jahren 1937–43 kam es wieder zu einer allerdings staatlich gelenkten und streng reglementierten transalpinen Migration italienischer Arbeiter; Ziel war die rasch expandierende deutsche Rüstungsindustrie. „Die im Überfluß vorhandenen Arbeitskräfte", schreibt Petersen, „bleiben am Ende der dreißiger Jahre die einzige Trumpfkarte in den Händen der italienischen Politik, nachdem die Kriege eines halben Jahrzehnts alle ohnehin nie reichen ökonomischen, finanziellen und militärischen Hilfsquellen aufgebraucht hatten" (S. 7).
In den fünfziger bis siebziger Jahren unseres Jahrhunderts folgte eine weitere Migrationswelle, deren verschiedene Aspekte von Federico Romero (S. 117–137), Johannes-Dieter Steinert (S. 139–167) und Paolo Borruso (S. 169–184) untersucht werden. Das Themenspektrum reicht vom deutsch-italienischen Migrationsabkommen über den EWG-Kontext bis zur Unterstützung der „Gastarbeiter" durch verschiedene, vor allem katholische Hilfsorganisationen. Einen Ausblick auf die Zukunft der Wanderbewegungen in Europa und auf die Instrumentalisierung des Themas „Migration" durch die europäische Rechte geben Roberto Chiarini (S. 185–197) und Ursula Mehrländer (S. 211–130). Ihre Beiträge runden das Bild eines insgesamt gelungenen, ordentlich edierten, handlichen, auch für Studierende erschwinglichen Sammelbandes ab; erfreulich wäre es, wenn ähnlich ausgestattete Bändchen zu einer ganzen Reihe zentraler deutsch-italienischer Themen erscheinen könnten.

Rolf Wörsdörfer

BERGER, Stefan: **The British Labour Party and the German Social Democrats, 1900–1931. A Comparative Study** (= Oxford Historical Monographs). – Oxford: Clarendon Press 1994. XIII, 302 S.

In der Geschichte der europäischen Arbeiterbewegungen war von einem „Sonderweg" – im Gegensatz zur allgemeinen historischen Entwicklung – vor allem im Zusammenhang mit Großbritannien die Rede. Obwohl Friedrich Engels, Karl Marx und andere Lichtgestalten des Sozialismus in England wirkten, schien die kontinentale Entwicklung völlig andere Wege zu nehmen als jene auf der Insel. Stefan Berger wagt nun die originelle These, daß bei näherer Betrachtung die Gemeinsamkeiten zwischen Labour Party und Sozialdemokratie weitaus größer waren als bisher angenommen, und, dies sei vorweggenommen, viele seiner Argumente vermögen zu überzeugen.
Ausgangspunkt seiner Arbeit ist die Begründung einer langfristigen komparativen Studie aufgrund diachroner Entwicklungen in Deutschland und Großbritannien: "To compare the Labour Party before 1914 with the SPD before 1914 would be comparing two different stages in the development of both working-class parties. In many respects only a diachronic comparison of the Labour Party organization in the 1920s and 1930s with the SPD organization before 1914 brings out similarities between the two parties which otherwise are easily overlooked" (S. 11). Wenn auch in der Folge des Ersten Weltkrieges der Traum von der länderübergreifenden Solidarität innerhalb der Arbeiterbewegung ausgeträumt war, so scheuten sich doch die britischen Parteiführer und Funktionäre nicht, Modelle und Strukturen der deutschen Sozialdemokratie zu übernehmen. Die relative Verspätung, mit der im Vereinigten Königreich Partei und Umfeldorganisationen aufgebaut wurden, verdeckt diese Parallelen augenscheinlich. Berger wählt verschiedene Bereiche zur Verifizierung seiner Hypothese hinsichtlich der Gemeinsamkeiten zwischen Labour Party und SPD: Zunächst untersucht er die Position der jeweiligen Partei innerhalb des gesellschaftlichen Umfeldes in Großbritannien und Deutschland, um im Anschluß Aufbau und Organisation zu vergleichen. Weiterhin behandelt er die Frage, ob in beiden Staaten die Parteien der Arbeiterbewegung Solidargemeinschaften mit ähnlichen Ausprägungen bilden konnten und welchen Stellenwert die Ideologie für Sozialdemokraten und Anhänger der Labour Party hatte. Mittels einer Beschreibung des Verhältnisses der Parteien zueinander und eines zusammenfassenden Schlußwortes vertieft Berger seine Untersuchung.
Beim Vergleich der Stellung der Parteien innerhalb der Gesellschaft vor dem Krieg hinterfragt der Autor bisherige Forschungsergebnisse kritisch. Neben dem Erfolg reformistischer Einstellungen innerhalb der SPD vor 1914 und der gewissermaßen „staatstragenden" Selbsteinschätzung der Partei verweist er auf starke autoritäre

und antisozialistische Strömungen in Großbritannien. Das Wahlrecht wirkte sich in beiden Ländern negativ auf die Arbeiterparteien aus; Unternehmer, Beamte und Polizei machten gemeinsam Front gegen die sozialistischen Politiker und ihre Forderungen. Berger spricht insgesamt gesehen von einer Ambiguität „between integration and isolation" (S. 68).

Bezüglich der Organisation der jeweiligen Partei gelingt es dem Verfasser, deutlich zu machen, daß über den Zeitraum 1890 bis 1933 in einigen Bereichen die Labour Party sich zunehmend am deutschen Vorbild orientierte. So erinnerte sich der Labourpolitiker Herbert Morrison Ende der 1920er Jahre rückblickend mit Bewunderung: "I have never forgotten what Stephen Sanders, MP, told us before the war with regard to Berlin: 'That the Social Democratic Party Executive could sit on the top floor of the *Vorwärts* building, pass a manifesto paragraph by paragraph, have it put into type and circulated to every tenement in the city of Berlin by the next morning.' We cannot quite do this yet in London, but we ought to be able to do it. And some day we will do it" (S. 97). Erfolgreich hatte man zu diesem Zeitpunkt längst Organisationsformen, Parteifinanzierungssystem, lokale Mitgliederwerbungskampagnen und anderes kopiert. Natürlich kann auch Berger den wesentlichen Unterschied zwischen der organisierten Arbeiterbewegung in Deutschland und Großbritannien, das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften zueinander, nicht von der Hand weisen, jedoch führte die Labour Party durchaus ein vom Trades Union Congress unabhängiges Eigenleben: "The unions had more or less influence according to specific historical circumstances, but there were always limits to union interference in the affairs of the Labour Party" (S. 126).

Den in der deutschen Forschung seit einigen Jahren mit großem Interesse diskutierten Fragenkomplex bezüglich einer „Solidargemeinschaft" im Milieu der Sozialdemokratie behandelt Berger auch für die Labour Party, wobei er sinnvollerweise den Begriff „labour movement culture" ins Spiel bringt und diesen von „working-class culture" abgrenzt. Als Ergebnis hält der Autor fest, daß „it remains the case that the SPD's efforts of building up a seperate subculture were more successful than the Labour Party's efforts, yet such a difference [...] was one of degree rather than substance" (S. 172). Möglicherweise sollte auch in diesem Bereich in vergleichender Perspektive eine weitere Differenzierung erfolgen. Lokale Besonderheiten und mentale Prägungen deuten darauf hin, daß ein Vergleich unterschiedlicher Umfeldorganisationen miteinander eine stärkere Akzentuierung von Gemeinsamkeiten ermöglicht.

Ideologisch wird der Labour Party gemeinhin große Flexibilität, wenn nicht gar Desinteresse nachgesagt. Schriftsteller wie H. G. Wells und Edward Bellamy haben sicherlich durch ihre Sozialutopien Einfluß ausgeübt, während in Deutschland Parteiideologen und -philosophen ganze Ortsvereine hätten bilden können. Allein mit Hinweis auf die Lesegewohnheiten deutscher Sozialdemokraten läßt sich aber die Frage stellen, welchen Stellenwert ideologische Positionen in der Partei hatten: "Many of the British and the German organized working class were not interested in the subtleties of political philosophy, but preferred the visualization of the society-to-come" (S. 194).

Im letzten darstellenden Kapitel seines Buches widmet sich Berger den Kontakten zwischen den Parteien, wobei der Schwerpunkt auf der Wiederannäherung nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs liegt. Britische Spenden in der Inflationszeit 1923, die Entsendung von Auslandskorrespondenten nach London und Berlin, Partei- und Gewerkschaftskontakte führten zu einer zögerlichen Ausweitung der Kooperation, der wiederum 1933 in Deutschland ein Ende gesetzt wurde.

Berger verweist im Schlußwort darauf, daß komparative Studien weniger auf der Basis nationaler Geschehnisse denn auf jener gemeinsamer Entwicklungen erstellt werden sollten. Hinsichtlich der deutschen, insbesondere aber der britischen Historiographie beschreitet er mit seiner Studie in der Tat neue Wege; dem Buch sind weite Verbreitung und eine Übersetzung ins Deutsche zu wünschen.

Thomas Franz

HERRMANN, Karl Georg: **Die Geschichte des Internationalen Bergarbeiterverbandes 1890–1939** (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, Bd. 12). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1994. 510 S.

Die Untersuchung von Karl Georg Herrmann, mit der die Aktivitäten des Internationalen Bergarbeiterverbandes zwischen 1890 und 1939 systematisch untersucht werden, kann mit Recht großes Interesse erwarten, zählte der IBV doch mit ITF und IMB zu den großen und bis jetzt kaum erforschten Internationalen Berufssekretariaten. Herrmann widmet sich in seiner Darstellung, die vor allem auf einer

gründlichen Auswertung des gedruckten Materials, aber auch auf entlegenem archivalischem Material beruht, zunächst der Bergarbeiterinternationale in ihrer Gründungsphase. Auf den ersten fünf Kongressen, von 1890 bis 1894, wurde die Organisationsstruktur festgelegt. Der berufsspezifische Charakter der Zusammenkünfte schälte sich mit der Formulierung von „Zielen der internationalen Bergarbeiterbewegung" (S. 64), dem Achtstundentag und der verbesserten Grubeninspektion durch Staatsbeamte und Arbeiter erst langsam heraus, zum Teil waren die Kongresse von Auseinandersetzungen zwischen den beiden rivalisierenden britischen Verbänden MFGB und MNU bestimmt.

Systematisch untersucht Herrmann die Themen der internationalen Kongresse: neben Achtstundentag und Grubeninspektion die Sozialversicherung, Mindestlohn, Kinder- und Frauenarbeit, Absatzkrisen und Überproduktion. Dankenswerterweise greift er damit ein in historischen Darstellungen oft vernachlässigtes Thema auf, das für die Entwicklung von Gewerkschaften von großer Bedeutung war: Sicherheit und Schutz der Gesundheit am Arbeitsplatz. Seit 1904 wurden die Kongresse auch von den Forderungen des Alten Verbands nach einer Strukturreform des IBV beherrscht, der sich immer noch den Luxus alljährlicher Kongresse leistete, aber, wie der Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet ein Jahr später zeigte, nicht einmal einen funktionierenden internationalen Informationsfluß kannte und auch bis 1914 nicht mehr als „das alljährlich tagende ‚internationale' Parlament der Bergarbeiter" (S. 138) war. Ein besonderes Kapitel widmet Herrmann der „Antikriegsaktion" (S. 147), die zum ersten Mal auf dem Kongreß von Lüttich, 1905, diskutiert wurde, und den Auseinandersetzungen um den internationalen Generalstreik (S. 147–161). Daß der IBV so hartnäckig an den jährlichen Kongressen festhielt, erklärt Herrmann damit, „daß die regelmäßigen alljährlichen Zusammenkünfte" eine der wenigen Plattformen bildeten, „auf der die rivalisierenden britischen Verbände zusammentrafen" (S. 164).

Der zweite Teil seiner Darstellung nähert sich der Geschichte des IBV in der Zwischenkriegszeit über drei Schwerpunkte: Wiederrichtung und organisatorische Entwicklung, britischer Bergarbeiterkampf 1926 und die internationale Gewerkschaftsbewegung; der dritte Schwerpunkt, von Herrmann „reformistische Option" genannt, untersucht vor allem die sozialpolitischen Initiativen des IBV. Im August 1920 wiedergegründet, war die Bergarbeiterinternationale mit 2,6 Millionen Mitgliedern „kurzfristig zur stärksten internationalen Berufsorganisation geworden" (S. 178), die aber 1928 nur noch 1,6 Millionen Mitglieder zählte. Darunter befanden sich, wie schon in der Vorkriegszeit, auch der US-amerikanische Bergarbeiterverband und, anders als vor 1914, auch der norwegische und der schwedische Bergarbeiterverband. Beide wurden aber nach nur kurzer Mitgliedschaft wieder ausgeschlossen, weil sie Freundschaftsabkommen mit der russischen Bergarbeitergewerkschaft eingegangen waren. Herrmann skizziert knapp die auf den internationalen Kongressen diskutierten Themen, um dann eindringlich „den langen Weg zur Einrichtung eines internationalen Sekretariats und dessen karge Resultate" (S. 198) darzulegen. Erst 1925 wurde ein internationales Sekretariat eingerichtet und mit einem hauptamtlichen Sekretär besetzt, aber schon zwei Jahre später, mit dem Ausscheiden von Frank Hodge, wieder aufgelöst. Auch die Publikationstätigkeit hinkte allen anderen großen und kleinen Berufsinternationalen hinterher. „In der ganzen Zwischenkriegszeit gab es ein vierteljährlich erscheinendes internationales Bulletin der BI nur zwischen 1929 und 1932, und nach neun Nummern wurde es wieder eingestellt" (S. 192). Die Bergarbeiterinternationale wurde durch die Auseinandersetzungen zwischen Altem Verband und MFGB, die beide für „einander ausschließende Gewerkschaftskonzeptionen" standen (S. 256) gelähmt: die MFGB als Vertreterin des Syndikalismus, der direkten Aktion des Generalstreiks, die 1926 mit ihrem Versuch scheiterte, „den Syndikalismus auf internationaler Ebene durchzusetzen", und der Alte Verband, der darauf abzielte, „den Korporatismus fortzuführen und die Verbesserung der Lage der Bergarbeiterschaft durch Verhandlungen und Kompromisse durchzusetzen" (S. 256). Nach dem Fehlschlag des militanten Internationalismus, 1926, setzte die Bergarbeiterinternationale auf die „reformistische Option" (S. 259); damit meint Herrmann die Versuche der Bergarbeiterinternationale, über Völkerbund und Internationales Arbeitsamt ein internationales Wirtschaftsabkommen im Kohlenbergbau zu erreichen, Überschichten und Arbeitszeiten international zu regeln. Eingehend schildert er die Desillusionierung der Bergarbeiterführer, die sich „von ihrer internationalen Politik direkte Auswirkungen auf die nationalen Arbeitsverhältnisse erhofft hatten" (S. 348). Ein tabellarischer Anhang, ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister runden den Band ab.

Willy Buschak

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Aufruf zur Unterstützung des „Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus"

Das „Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus" wird von Wolfgang Fritz Haug am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin herausgegeben. Geplant sind zwölf Bände. 1994/95 sind nach zehnjähriger Vorarbeit die ersten beiden Bände im Argument Verlag, Berlin und Hamburg, erschienen: *Abbau des Staates* bis *Avantgarde* und *Bank* bis *Dummheit in der Musik*.[1] Jeder enthält ca. 100 Artikel. 1997 wird Band 3 erscheinen: *Ebene* bis *Futurismus*. Entstanden ist das Projekt aus der Absicht, der vom selben Herausgeber betreuten deutschen Fassung des von Georges Labica und Gérard Bensussan herausgegebenen „Kritischen Wörterbuchs des Marxismus" (KWM)[2] Supplementbände beizugeben. Bald wuchs das Ergänzungsprojekt in Anspruch und Quantität weit über das KWM hinaus. Der Geschichtsbruch von 1989 gab schließlich dem historisch-kritischen Charakter des Projekts eine zugespitzte Aktualität und machte bis dahin unvorstellbare Kooperationen möglich.

Im Vorwort zu Band 1 heißt es: „Das *Historisch-kritische Wörterbuch* trägt neben einem praxiskritischen und erfahrungsbezogenen einen stark ‚philologischen' Akzent." Es ist das erste seiner Art, in dem die neue „Marx-Engels-Gesamtausgabe" (MEGA) ausgewertet wird – redaktionell unterstützt von MEGA-Bearbeitern. „In den Artikeln wird sorgfältig zitiert und auf Quellen verwiesen, um selbständige Weiterarbeit zu unterstützen und Ariadnefäden zur Orientierungshilfe in den Labyrinthen der Literatur anzubieten. Dabei lassen sich Hinweise gewinnen, welche Werke neue Lektüre lohnen, um die Geschichte zu entfetischisieren. Die Geschichte(n) der Begriffe aber, deren vielfältige Verwendungsweisen und Konnotation wirken subversiv gegen falsche Sicherheiten und scheinbar festgefügte Denkgebäude. Diesem Konzept, das nicht in eine geschlossene Weltanschauung, sondern in eine offene Werkstatt führen will, kommt die Struktur eines Begriffswörterbuchs entgegen. Während die Idee einer Enzyklopädie davon ausgeht, über die wie Kettenglieder ineinandergreifenden Kreise des Wissens zu verfügen, philosophiert das Wörterbuch mit dem Hammer, indem es die Gedankenkreise in Einzelbegriffe fragmentiert."

Aufgenommen werden solche Begriffe, die für den Marxismus in einer seiner unterschiedlichen theoretischen und praktischen Linien oder für soziale oder nationale Befreiungsbewegungen relevant geworden sind. Begriffe, die den marxistischen Klassikern oder selbst den marxistischen Traditionen unbekannt waren, werden aufgenommen, wenn sich in ihnen historisch neuartige Problematiken oder Erkenntnisansprüche artikulieren oder wenn sie dazu anhalten, bisher vernachlässigte Seiten des Marxismus in den Vordergrund zu rücken. Hunderte dieser Stichwörter „entstammen der politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart und sind noch nie in vergleichbaren Wörterbüchern behandelt worden. In ihnen, die oft Neuprägungen sind, artikulieren sich Probleme dieser Epoche. Es sind die ungelösten Fragen einer Epoche globaler Krisen: des Übergangs zur hochtechnologischen Produktionsweise des transnationalen Kapitalismus; des durch die strukturelle Unfähigkeit, bei diesem Übergang mitzuhalten, bedingten Scheiterns der sowjetischen Gesellschaftsformation; des Aufbrechens des nicht länger durch den Ost-West-Gegensatz überdeterminierten ‚Nord-Süd-Konflikts' im Weltkapitalismus. Nicht zuletzt haben neue soziale Bewegungen – vor allem die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung – die neue Lexik mitgeschaffen. [...] Nicht aufgenommen wurden historische Ereignisse, geographische Bezeichnungen oder die Namen von Organisationen – es sei denn, daß sie zu Begriffen geworden sind, in denen sich strategische Probleme und deren Reflexion verdichten. Personennamen kommen auf der Ebene der Stichwörter einzig in Form aus ihnen hergeleiteter Richtungs- oder Schulbezeichnungen vor. Metaphern, Bilder, Topoi, Redeweisen, Schlagwörter usw. wurden dann eingerückt, wenn sie für theoretisch-politische Artikulationen wichtig geworden sind" (Bd. 1, Vorwort, S. IV f.).

Die historisch-kritische Frage nach dem Marxismus macht es nötig und möglich, die europäische „Geistesgeschichte" neu zu lesen. Der Vergleich mit dem Ritterschen „Historischen Wörterbuch der Philosophie" zeigt das schlagend. Es ist, als würde ein anderes geistiges Universum zum Auftauchen gebracht, das es zuvor so nicht gab – auch nicht in irgendeiner der Traditionslinien des Marxismus selbst.

Marxistische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aller Kontinente, unterschiedlicher Formation, Generation, Herkunft haben sich in diese

Bewegung des Forschens hineinbegeben. Es gibt so viele gegeneinander verkrustete Partialrichtigkeiten, und die Zusammensetzung des Weltmarxismus ist so „bizarr", wie Gramsci sagen könnte, daß es des „epistemologischen Einschnitts" von 1989 bedurft hat, um etwas Derartiges möglich zu machen. Die Rezeption in der deutschsprachigen Tagespresse[3] war insgesamt erstaunlich positiv, und obwohl die internationale wissenschaftliche Rezeption[4] und die seitens der deutschsprachigen Zeitschriften[5] kaum begonnen hat, ist es notwendig geworden, den ersten Band neu aufzulegen. Frank Cunningham (Toronto) hat die englischsprachige Welt aufgefordert, nicht auf eine Übersetzung, die irgendwann ins Haus steht, zu warten, sondern damit zu beginnen, „making use of the publication in its original German". Wer sich mit der lokal beschränkten Geltung der deutschen Sprache abgefunden hat, mag sich über diese Empfehlung aus anglokanadischem Mund wundern: "Those with only elementary command on the language will be surprised to see how relatively easy it is to make sense of topics in an area where one already has expertise."[6]

Derzeit wirken mehr als sechshundert Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an dem Projekt mit. Seit dem Erscheinen der ersten beiden Bände sind über hundert neue hinzugestoßen, und die Internationalisierung des Projekts, das auf absehbare Zeit international das einzige seiner Art zu sein scheint, hat große Fortschritte gemacht. In diesem Zusammenhang hat sich die Gesamtzahl der in Arbeit befindlichen Stichwörter auf mehr als 1400 erhöht.

Die derzeitigen materiellen Bedingungen sind bedrückend. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat es abgelehnt, das Wörterbuch zu fördern. Zudem sind durch die Finanzkrise der Universität inzwischen die elementaren technischen Möglichkeiten (Kopieren, Kommunikationskosten) in Frage gestellt. Damit das Projekt weitergeführt werden kann, haben Herausgeber, Beirat und Redaktion beschlossen, einen gemeinnützigen Förderverein „Institut für kritische Theorie" (InkriT) ins Leben zu rufen und einen Spendenaufruf zu erlassen.[7]

1 *Ausstattung: Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen im Großformat 18 × 25 cm. Band 1: 822 Spalten, ISBN 3-88619-421-0; Band 2: 882 Spalten, ISBN 3-88619-432-9. Preis je Band 129,– DM, bei Subskription 98,– DM. Bestellmöglichkeit: Buchhandel oder direkt vom Versand des Argument Verlags, Reichenberger Str. 150, D-10999 Berlin, Fax: 030/6114270.*

2 *Erschienen in 8 Bänden 1983–1989 im Argument Verlag, Berlin und Hamburg.*

3 *Tagesanzeiger, Zürich, 3. 2. 1995; Tagesspiegel, Berlin, 5. 2. 1995; Frankfurter Rundschau, 8. 2. 1995; Neues Deutschland, 23. 3. 1995; Sächsische Zeitung, 16. 5. 1995; Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. 5. 1995; Süddeutsche Zeitung, 3. 6. 1995; Frankfurter Rundschau, 4. 7. 1995; Nürnberger Nachrichten, 19. 7. 1995; Main-Echo, 5. 8. 1995; Die Zeit, 27. 10. 1995; Neues Deutschland, 11. 10. 1995 (Messebeilage); Neues Deutschland, 18./19. 11. 1995; Das Parlament, Bonn, 21. 6. 1996.*

4 *U. a. in: Socialist Studies Bulletin (Kanada), No. 43, Januar/März 1996, S. 4 f.; Radical Philosophy Review of Books (USA) (im Druck, Manuskript liegt vor); Actuel Marx, Paris 1996; Arbejderhistorie, Kopenhagen, Nr. 1/1996, S. 76 bis 78; Dialectica, Mexiko, 1996; The International Newsletter of Historical Studies on Comintern, Communism and Stalinism, Vol. II., 1994/95, No. 5/6, S. 115 f.; MEGA-Studien, Amsterdam, Nr. 2, 1995; Phronesis – A Journal for Ancient Philosophy, Vol. XL, No. 3, 1995, S. 348; Radical Philosophy (England), 1996.*

5 *Die Brücke, Nr. 83, H. 3/1995, S. 90 ff. (Bd. 1); Sozialismus, Hamburg, H. 7–8, 1995, S. 27 (Bd. 1); Buchhändler heute, Nr. 8, 1995 (Bd. 1); Mittelweg 36, Jg. 4 (1995), H. 3, S. 58–60 (Bd. 1); Freiburger Universitätsblätter, Jg. 34 (1995), H. 130, S. 102 ff. (Bde. 1 und 2); Vorgänge, H. 4/1995, S. 125–128 (Bd. 1); Ethica – Wissenschaft und Verantwortung, Jg. 3 (1995), H. 4, S. 421 f. (Bd. 1); Z – Zeitschrift für marxistische Erneuerung, Nr. 24, 1995, S. 842–854 (Bde. 1 und 2); Sozialwissenschaftliche Literatur-Rundschau, 1995; Mitteilungen der Ernst-Bloch-Assoziation, Nr. 1, 1995, S. 4 (Bd. 1); Sozialistisches Forum, Wien, Januar 1995 (Bd. 1); Das Historisch-Politische Buch, Jg. 43 (1995), H. 11/12, S. 452 (Bd. 1); Widerspruch, München, H. 28/1996, S. 147–151 (Bd. 2); Die Brükke, Nr. 88, H. 2/1996, S. 84 f (Bd. 2).*

6 *Vgl. Frank Cunningham, in: Socialist Studies Bulletin, a. a. O., S. 5*

7 *Auskünfte: Prof. Dr. W. F. Haug, Institut für Philosophie, Freie Universität Berlin, Habelschwerdter Allee 30, D-14195 Berlin, Fax: 030/8033984, E-mail: WF.Haug@EEUBLN.In-Berlin.DE*

Wolfgang Fritz Haug

**„Im Bunde mit dem Feind.
Deutsche auf alliierter Seite"**

Am 7. November 1995 fand in der „Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung" eine anregende Gesprächsrunde mit den Herausgebern und Autoren des Buches „Im Bunde mit dem Feind. Deutsche auf alliierter Seite" statt, die vom Vorstandsmitglied der Gesellschaft Gerhard Hass moderiert wurde.

Das Buch ist im Dietz Verlag Berlin erschienen, und es lag rechtzeitig zum 50. Jahrestag des Kriegsendes und der Befreiung des deutschen Volkes von faschistischer Herrschaft vor. Erstmals werden in *einem* Buch Deutsche vorgestellt, die in den Streitkräften verschiedener Länder der Antihitlerkoalition oder in bewaffneten Widerstands- und Partisanengruppen dieser Länder mit der Waffe in der Hand für ein neues, besseres Deutschland, für die Befreiung Europas aus der Knechtschaft Nazideutschlands und seiner Kollaborateure der einheimischen Reaktion fochten.

Wenn überhaupt, wurde das Thema in der Historiographie der DDR, wie in der der alten BRD, nur selektiv betrachtet. In der DDR bezogen sich entsprechende Darstellungen meist auf die Frontorganisation des Nationalkomitees „Freies Deutschland", auch auf die Teilnahme Deutscher am Kampf der französischen Résistance oder in Partisanengruppen verschiedener Länder, während der zahlenmäßig vergleichsweise größere Teil derjenigen Deutschen, die am Kampf der britischen oder amerikanischen Streitkräfte teilnahmen, kaum erwähnt worden ist. Sie waren auch noch aus der Sicht der Politbürokratie der SED auf der Seite des Feindes gestanden, da man doch in den NATO-Staaten Feindstaaten des Kalten Krieges sah. Deshalb waren beispielsweise Stefan Heyms „Reden an den Feind", womit die Angehörigen der Wehrmacht gemeint waren, in der DDR erst relativ spät, eben erst 1986 erschienen. In der alten Bundesrepublik wurden diejenigen, die in sowjetischer Gefangenschaft im NKFD und im „Bund Deutscher Offiziere" mitgewirkt hatten, lange Zeit generell als Landesverräter verurteilt, aber auch denen, die auf der Seite der westlichen Alliierten, ob in Uniform oder Zivil, mit oder ohne Waffe, unter Einsatz ihres Lebens den Durchhaltestrategen der Wehrmacht versuchten Paroli zu bieten, wurde nicht selten patriotische Gesinnung abgesprochen. So gesehen schließt das Buch eine Lücke in der zahlreich vorhandenen Widerstandsliteratur.

Stefan Doernberg, 1924 geboren, selbst Offizier der Roten Armee und bekannter Historiker der DDR, längere Zeit im diplomatischen Dienst tätig, erläuterte die Überlegungen der Herausgeber des Bandes. Die Idee zu diesem Buch war im „Verband Deutscher in der Résistance, in den Streitkräften der Antihitlerkoalition und der Bewegung ‚Freies Deutschland' e. V." (DRAFD) entstanden, weil das gewählte Thema so nicht belegt war und es mit dem ureigensten Anliegen des Verbandes übereinstimmt. Die Herausgeber sehen das Buch nicht als wissenschaftliche Arbeit an, die jeweiligen Einleitungen zu den Kapiteln führen in die Thematik ein, beeinträchtigen aber im übrigen nicht die subjektive Sicht der Autoren, die mit Erinnerungsberichten – sei es aus archivalischer Hinterlassenschaft oder extra verfaßt – ein facettenreiches Bild zu den individuellen Beweggründen damaligen Handelns und Verhaltens vermitteln. Gerade dieses Moment macht das Buch lesenswert. Doernberg verwies auf die noch immer komplizierte Archivsituation einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas und auf die subjektive Sicht der dargebotenen Erinnerungen. Anliegen der Herausgeber des Buches sei es gewesen, die Motivationen für das Verhalten der damaligen Akteure, der Deutschen in der Antihitlerkoalition, sichtbar zu machen. Trotz individueller und länderbedingter Unterschiede seien es, so D., vor allem antifaschistische Grundhaltungen, politische Beweggründe, aber auch eine gewisse Dankbarkeit gegenüber den Asylländern gewesen, von denen sie sich leiten ließen. Aber natürlich hätten auch materielle Gründe eine Rolle gespielt, denn es sei halt ein Unterschied gewesen, ob man in den Reihen der Roten Armee oder in einem Internierungslager Stalins war. Als ein alle verbindendes, sehr wesentliches Moment hob er den internationalen Charakter der bewaffneten Auseinandersetzung mit Hitlerdeutschland und seinen Verbündeten hervor, und der Einsatz des eigenen Lebens sei in jedem Fall mit humanistischen Aspekten verbunden gewesen, denn er habe der Rettung der menschlichen Zivilisation vor ihrem Untergang in die faschistische Barbarei gedient. D. verwies aber auch darauf, daß in allen Ländern die Kämpfer an der Seite „des Feindes" mit deutschfeindlichen Stimmungen zu rechnen hatten, die bisweilen auch auf sie selbst zurückschlugen.

Fragestellungen und Diskussion betrafen vor allem Motivationsprobleme, staats- und völkerrechtliche Aspekte, den sozialen Status der deutschen Kombattanten, das Verhältnis zwischen den von jeher politisch geprägten Antifaschisten und ehemaligen Wehrmachtsangehörigen, wie etwa in der Frontorganisation des NKFD, oder zu Gedanken und

Gefühlen beim Betreten deutschen Bodens an der Seite der Alliierten. Auch Fragen nach der Kontrolle und Überwachung Deutscher in der Roten Armee oder im NKFD durch Organe des NKWD sowie zum eigenen Verhalten gegenüber von der Roten Armee an deutscher Zivilbevölkerung begangener Untaten wurden aufgeworfen, zumal die Autoren einschlägiger Erinnerungsberichte, die in dem Band enthalten sind, sich dazu ausschweigen oder sie als bloße Marginalie beiläufig erwähnen.

Wie die Diskussion und das Eingehen auf die gestellten Fragen durch Doernberg, Heinz Kühnrich, Gottfried Hamacher und andere der anwesenden Autoren zeigte, ist zur Beantwortung der genannten Probleme weitere Forschungsarbeit aus vergleichender Perspektive notwendig. Der Hinweis auf die oben genannten Gemeinsamkeiten täuscht über den allgemein bekannten Umstand hinweg, daß es natürlich auch schon während des Krieges gegensätzliche Auffassungen über die Gestaltung der Nachkriegsordnung und den Umgang mit Deutschland gab. Und es ist eben nicht uninteressant zu erfahren, ob und wie diese von den Deutschen wahrgenommen und reflektiert worden sind. Gänzlich an den Realitäten geht man aber wohl vorbei, wenn von einem der Autoren die Ansicht geäußert wurde, es habe im Demokratieverständnis zwischen Amerikanern, Briten und Russen, bezogen auf die in Deutschland zu gestaltende Nachkriegsordnung, kaum Unterschiede gegeben. Hier gilt es, zu vergleichen und den Dingen auf den Grund zu gehen. Auch das Schicksal der am Kampf der Armeen der Antihitlerkoalition beteiligten Deutschen in den beiden deutschen Staaten bleibt ein noch zu erhellendes und zu beantwortendes Problem.

Insgesamt war die gut besuchte Veranstaltung mit ihrer lebendigen, sachlichen und anregenden Diskussion ein würdiger Abschluß im langen Reigen interessanter Veranstaltungen des Jahres 1995 der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung.

Paul Heider

Erwiderung auf Hartfrid Krauses Rezension zu: Dieter Engelmann und Horst Naumann: „Zwischen Spaltung und Vereinigung. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands in den Jahren 1917–1922", Berlin 1993, in: IWK, Jg. 31 (1995), H. 2, S. 284 f.

Der Hauptvorwurf Hartfrid Krauses gegen die Autoren der oben genannten Publikation besteht in der Feststellung, diese hätten vor dreißig Jahren andere Positionen vertreten als heute. Zum Vergleich wird die Dissertation Horst Naumanns aus dem Jahre 1961 herangezogen. Damit reiht sich der Rezensent – wenn nunmehr auch schon sehr weit hinten – in die Reihe der Kritiker aus den alten Bundesländern gegenüber den Historikern aus der DDR ein. Das Ergebnis ist eine Pauschalverurteilung, die kaum noch Spielraum für eine differenzierte Sachkritik läßt. Zunächst sei zum wiederholten Male ohne Einschränkung zugestanden, daß zumindest jeder DDR-Historiker, der sich mit der neueren Geschichte befaßte, in die verordnete Parteigeschichtsschreibung der SED eingebunden war und seinen Kotau vor der Parteiführung machte. Die Verantwortung für Tragweite und Folgen hat jeder für sich zu tragen; die Wege und Methoden zur Verarbeitung muß er selbst finden.

Als wir uns nach der Wende entschlossen, unser 1985 fertiggestelltes Manuskript – selbstverständlich überarbeitet – herauszugeben, hatte sich folgendes verändert: Es war kein Problem mehr, einen Verlag zu finden, der es ohne Forderungen nach inhaltlichen Veränderungen zu veröffentlichen bereit war. Die einzige Einschränkung war die der Seitenzahl – für uns allerdings auch nicht unproblematisch. Sie führte u. a. leider dazu, auf ein Quellenverzeichnis verzichten zu müssen. Inzwischen hatten uns die Kollegen aus den alten Bundesländern nicht nur kritisiert, sondern auch evaluiert bzw. abgewickelt, d. h., unsere akademische Laufbahn war beendet. Das wir sicher bitter, hatte aber einen Vorteil: Wir waren „geistig frei und niemands Knecht".

Das versetzte uns in die Lage, eine Monographie zur USPD-Geschichte vom Standpunkt unserer heutigen Kenntnis und Erkenntnis zu schreiben, ohne auf Forderungen westdeutscher Historiker eingehen zu müssen, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die „Sünden" der Vergangenheit dazulegen. Hätten wir in diesem Punkt Krauses Forderungen entsprochen, wäre als Ergebnis keine Monographie, sondern eine Rechtfertigungsschrift herausgekommen, deren Fazit ein erneuter Kotau gewesen wäre, jetzt allerdings vor den

westdeutschen Historikern, die sich auf der Seite der Sieger wähnen. Dazu sahen wir bei allen Bemühungen um eine selbstkritische Verarbeitung der Vergangenheit keine Veranlassung. Nun müßte an dieser Stelle unbedingt erwähnt werden, daß es auch westdeutsche Kollegen gab, die uns mit sachlicher Kritik und in einer Atmosphäre der Toleranz entgegentraten und uns Gelegenheit boten, durch Vorträge und Publikationen auch unsere Vergangenheit in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit auf den Prüfstand zu stellen. Genannt seien hier nur Begegnungen an der Evangelischen Akademie Loccum und der Heimvolkshochschule Goslar sowie als Publikationsorgan das „Deutschland-Archiv" (Dieter Engelmann).

Leider hat Hartfrid Krause kaum zu Sachproblemen der USPD-Forschung Stellung genommen, trotzdem einige Bemerkungen zu den Stellen, an welchen sie aus der Pauschalverurteilung durchzuschimmern scheinen.

Verwunderung löste der Vorwurf aus, es „werden fast ausschließlich Originalquellen oder Darstellungen aus der DDR benutzt". Uns vorwiegend auf Originalquellen zu stützen war volle Absicht, jeder Forscher sollte das tun; in unserer aktiven akademischen Zeit haben wir das immer von jüngeren Wissenschaftlern, mit denen wir zusammenarbeiteten, gefordert. In unserem Bestreben, mit den Quellen zu arbeiten, haben wir übrigens das USPD-Protokoll von 1926 wiederentdeckt. Nun hat Hartfrid Krause selbst in seiner 1975 erschienenen Monographie zur USPD keine Archivmaterialien genutzt, ein Umstand, der uns damals sehr verwunderte und unerklärlich erschien. Aberdas ist sein Problem. Wir haben sein Buch damals trotzdem mit Interesse gelesen und die vernichtende Kritik von Susanne Miller (in: „Archiv für Sozialgeschichte", 1977, S. 471) nicht geteilt. Auch war es nicht unsere Absicht, einen vordergründigen Transfer zur „heutigen Arbeiter- oder Friedensbewegung" zu versuchen; dieser sollte aus der Problemstellung der USPD-Geschichte erwachsen. Daß die USPD eine Friedenspartei war, ergibt sich doch aus ihrer gesamten Geschichte; dies muß man nicht bei jeder Gelegenheit neu betonen.

Zum Schluß noch zum Hauptanliegen Krauses, dem konkreten Vergleich der Arbeit von 1993 mit den Arbeiten aus den 60er und 70er Jahren, wobei allerdings konkret nur die Dissertation von Horst Naumann angeführt wird. Es geht um Kautskys „zweideutige, im Wesen feindselige Haltung gegenüber den Bolschewiki und der von der russischen Arbeiterklasse errichteten Diktatur des Proletariats".

Wir können auch heute noch nicht behaupten, daß Kautsky den Bolschewiki und der Diktatur des Proletariats in Rußland freundlich gegenüberstand. Aus seinen Werken ist abzulesen, daß er mit zunehmendem Alter seine Feindschaft gegenüber den Bolschewiki und Sowjetrußland weiter profiliert hat – dafür hatte er viele Grunde, die hier nicht erläutert werden können, aber der Fakt bleibt. Daß seine von uns aufgezeigten Bedenken wegen der Rückständigkeit Rußlands berechtigt waren, steht dazu nicht im Widerspruch. Was Hilferding angeht, so ist eindeutig zu sagen, daß die im Zusammenhang mit dem KI-Eintritt der USPD durch die DDR-Geschichtsschreibung vorgenommene Pauschalverurteilung ein Punkt ist, von dem wir uns eindeutig gelöst haben und distanzieren. Dafür übernehmen wir die persönliche Verantwortung und betrachten diesbezügliche Kritik als vollauf berechtigt. Allerdings muß man wissen, daß in der DDR-Geschichtsschreibung bis zum Schluß jegliche Kritik an der KI ein Tabu war. Schließlich wurde der „Sputnik" 1988 in der DDR verboten, weil sowjetische Kollegen kritische Bemerkungen über die KI veröffentlichten und Hochschullehrer der DDR in ihren Vorlesungen diese Publikationen nutzten. Der Prozeß der Lösung von der Glorifizierung der KI begann also schon vor der Wende.

Abschließend sei bemerkt, daß uns Hartfrid Krauses Rezension sehr zum Widerspruch reizte, wir uns aber gleichzeitig ermuntert fühlen, weiter an der USPD-Problematik zu arbeiten. Dabei hoffen wir, auch künftig in unserem Rezensenten einen streitbaren Widersacher zu finden.

Dieter Engelmann
Horst Naumann

FES erhielt Hiko-Archivalien

Die Historische Kommission zu Berlin hat im Januar 1996 ihre Archivalien dem Archiv der Sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, D-53175 Bonn, Godesberger Alle 149, Tel. (02 28) 883-0, übergeben.

Auch die bisher von der Historischen Kommission verwalteten Archivalien des August-Bebel-Instituts (Berlin) befinden sich jetzt im Archiv der Sozialen Demokratie.

Die Redaktion

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin, Telefon: 030/7792-211, Telefax: 030/7759685

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. ....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit .... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
.....
Stipendium ..... ☐
..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
..... Bezeichnung und ggf. Anschrift

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Quellen zur Geschichte der Juden in den Archiven der neuen Bundesländer

Hrsg. v. Stefi Jersch-Wenzel und Reinhard Rürup

Band 1: Eine Bestandsübersicht

Bearb. v. Andreas Reinke u. Barbara Strenge unter Mitarb. v. Bernd Braun u. Nathan Sznaider

1996. XXVI, 602 S. Geb. DM 248,–/öS 1.935,–/sFr 240,–
ISBN 3-598-22441-9

Die Bestandsübersicht eröffnet die vom Leo Baeck Institut initiierte Publikationsreihe „Quellen zur Geschichte der Juden in den neuen Bundesländern", in der systematisch die lange vernachläßigte archivalische Überlieferung zur deutsch-jüdischen Geschichte seit dem Mittelalter bis zur Gegenwart nachgewiesen wird. Die fast ausnahmslos ungedruckten schriftlichen Quellen bieten umfangreiches Material zur Wirtschafts-, Sozial-, Religions- und Kulturgeschichte der Juden vornehmlich seit der frühen Neuzeit. Im 20. Jahrhundert wird das Ausmaß der Enteignung, Ausgrenzung, Verfolgung und Vertreibung der jüdischen Gemeinden in den Städten und auf dem Land deutlich.

Mit der **Bestandsübersicht** wird eine wichtige Orientierungshilfe für die Archivarbeit in den neuen Bundesländern gegeben. Verzeichnet sind Archivbestände zur Geschichte der Juden aus mehr als 300 Archiven: Zentral-, Landes-, Staats-, Stadt- und Kreisarchive, Archive jüdischer Gemeinden, Kirchen-, Hochschul- und Wirtschaftsarchive bis hinab zu kleinen Gedenkstätten- oder Museumsarchiven, alle sind berücksichtigt. In einem Anhang sind überdies Archive verzeichnet, die keine Quellen zur deutsch-jüdischen Geschichte verwahren. Ein Register zu Personen, Orten, Institutionen, Organisationen und Firmen erleichtert den Zugang.

In den großen Zentral-, Landes- und Staatsarchiven liegen die umfangreichsten Quellen zum Thema, die durch **Spezialinventare** erschlossen werden. Die Spezialinventare sind in Vorbereitung, die betreffenden Bestände sind in der Übersicht bereits kurz beschrieben.

Durch die Inventar-Reihe wird eine materialreiche, fruchtbare Grundlage für die Erforschung der deutsch-jüdischen Geschichte gelegt.

K·G·Saur Verlag München · New Providence · London · Paris
Reed Reference Publishing
Postfach 70 16 20 · D-81316 München · Tel. (089) 769 02-0 · Fax (089) 769 02-150

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K, D-12249 Berlin